Princeton University Library
32101 066456508

Almanach von Velhagen und Klasings Monatsheften

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Almanach / von Velhagen & Klasings Monatsheften /

Almanach

Herausgegeben von der Redaktion von Velhagen und Klasings Monatsheften

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Entwurf für Einband, Vorsatzpapiere und Buchschmuck von Heinrich Wieynk in Berlin.

Ledereinband von W. Collin in Berlin. Intagliodrucke von J. Löwy in Wien. Buchdruck von Fischer & Wittig in Leipzig. 1908.

Meliſande. Gemälde von Mary Stokes.
Aus dem Kunſtverlag von S. Lebel in Wien.

Der Königin Leid.

Von Otto von Leitgeb.

Es läßt sich im Grunde nicht viel davon erzählen. Denn das, was geschehen ist, glich den namenlosen Empfindungen der Menschen, an deren Seele seltsame, tiefwirkende Erscheinungen vorübergegangen sind, zarten, unfaßbaren Farben ähnlich und nie gehörten, leisen Tönen dahinschwebender Traumbilder. Vergeblich sucht die Erinnerung nach Namen, denen sie gehorchen könnten, um sie zurückzurufen ... Ihre Gestalten sind vor dem Tageslichte entflohen und zerronnen, gleich Luftgebilden.

Vielleicht weiß der Sommerwind etwas, der über den Park des Schlosses weht. Er sammelt die Düfte der großen Blumenbeete und führt sie durch die geöffneten Fenster in die königlichen Gemächer hinein, aus denen er, zurückkehrend, das Zittern eines scheuen Lächelns, den Hauch eines zarten Seufzers oder den verräterischen Schall eines zagen Selbstgespräches entführen mag, um ihn zu zerstreuen und unwiderruflich zu verlieren ... Der Sommerwind verrät keines der Geheimnisse, denen er begegnet.

Vielleicht wissen etwas davon die stolzen, stillragenden Kronen der uralten Gartenbäume, die in jene Fenster schauen können, wenn das Mondlicht verschwiegener Nächte über ihr Laub rieselt und die Äste im Schlummer leise zittern vom Pulse des Lebens. Aber diese alten, ernsten Baumriesen haben schon viel Bewegung und Ereignisse um sich gesehen. In ihrem tiefen Schatten ist gar manches Liebeswort gehaucht, manches Staatsgeheimnis geflüstert worden; viele Geräusche sind gekommen und gegangen.

558662

(RECAP)

Von kniſternden Seidengewändern ſchöner luſtwandelnder Damen; von leiſe klirrenden Degen ihrer Kavaliere. Auch das Geräuſch ängſtlicher, flüchtender Schritte und ſogar das Klingen gezückter Waffen, die ſich kreuzten ... Niemandem verraten die uralten Bäume etwas von den Erinnerungen ihrer Jahrhunderte, als dem Monde, der ſie ſchläfert, und der Sonne, die ſie weckt, und den Vöglein, die ſich trällernd in ihrem Gezweige ſchaukeln.

Oder die große, alte, von echtem Golde getriebene Turmuhr auf dem höchſten Giebel des Schloſſes wüßte von dem, was in den flüchtigen Stunden geſchehen, die ſie unerbittlich abmißt. Dort oben geht und ſurrt und ſchlägt ſie und iſt faſt ſo alt, wie das Schloß ſelbſt. Aber bis ans Ende der Zeiten ſchreitet ſie ja voraus, niemals auch nur um Fingerbreite zurück. Das Leben liegt vor ihr; — rückwärts iſt alles in der Kälte und Stummheit des Todes erſtarrt. Bleibt der ſchwere Zeiger aber einmal ſtehen, ſo werden die Gemüter von Angſt heimgeſucht. Denn immer bedeutet dies irgendein Mißgeſchick des Königshauſes, die Nähe irgendeines Unheils. So erzählt die Familienſage, und immer hat ſie recht behalten.

Vielleicht jedoch fliegt eine ſtumme Ahnung des Geſchehenen auch durch das Herz eines greiſen, erfahrenen und verſchwiegenen Menſchen, der viele unglaubliche Schickſale hat werden und vergehn geſehen —

Vielleicht weiß ....

Aber niemand darf es wiſſen! —

Darum kann man ſo wenig davon erzählen. Und auch das wenige nur mit leiſer, behutſamer Stimme und in der richtigen Stunde. Etwa in der Dämmerung, am Kreuzwege der Zeit, wo der Tag ſein Recht auf lauten Klang und ſichere Bewegung verloren und die Nacht ihr Antlitz noch nicht völlig verborgen hat im Schleier ihrer Träume. An einem Orte, dem kein Lauſcher nahen kann, mit Worten des Vertrauens, gleich einem ſeltſamen, inhaltsſchweren und rührenden Geheimniſſe — — —

Auf dem Residenzplatze steht sonst nur noch ein einziges Haus, in einiger Entfernung, wie es dem Vasallen geziemt, dem königlichen Schlosse schräg gegenüber. Es ist ein etwas schwerfälliges Rokokopalais, das viele barocke Schnörkel über den Fenstern, an Gesimsen und Eckpfeilern hat. Links und rechts vom Portale stehen zwei nackte, gebeugte Riesen, die den mit eisernen Blumengirlanden geschmückten Balkon auf den Schultern tragen. Ein dicker, goldbetreßter Portier geht den ganzen Tag in der Einfahrtshalle auf und ab. Er trägt einen Zweispitz mit goldenen Troddeln und einen vergoldeten schweren Stab, mit dem er aus Langeweile manchmal auf den blitzblanken Steinfliesen trommelt. Denn er hat gar keine andere Beschäftigung als, wenn eine Kutsche gefahren kommt, den Schlag aufzureißen und dem Angekommenen ein stummes Kompliment zu machen.

Dies ist das Palais der Fürsten von Angelong. Jetzt wohnen hier Prinz Joachim, Prinzessin Clarisse und Fürst Elzear. Prinz Joachim war bis zu seinem siebzigsten Lebensjahre der erste Würdenträger des Hofes gewesen, in dessen gnädigstem Lichte auch seine um Jahre ältere Schwester, Prinzessin Clarisse, ihr Leben gelebt hat. Ihr Neffe, Fürst Elzear, ist der jungen Königin Hofmarschall, und es ist nicht zu bezweifeln, daß er die gleiche, einflußreiche Stellung erreichen wird, die sein Oheim bekleidet hat. Seit vielen Generationen sind die Fürsten von Angelong zugleich die ritterlichsten Kavaliere und die getreuesten Paladine der Könige. Die große Rolle, die sie spielen, ist beinahe zur Tradition geworden. Sie stehen zu dem königlichen Hause darum trotz aller Ehrfurcht in einem ganz andern Verhältnisse als alle übrigen Menschen. Die schneeweiße Prinzessin Clarisse, nur durch ihren Leibesumfang im Alter schwerfällig geworden, ist die intimste Vertraute der Königinmutter gewesen, die heute noch, einmal im Jahre, in höchsteigener Person das Palais der Angelong betrat und im Salon der Prinzessin eine Viertelstunde lang mit dieser im herablassendsten Gespräch verbrachte. Prinzessin Clarisse kannte jedes Glück und jedes Leid des Königshauses. Sie war es, in deren Armen die

junge Königin den ersten schwachen Schrei in die Welt getan, und dann hat sie noch erlebt, daß der goldbraune, feine Mädchenkopf die schwere Krone zu tragen bekam. Keine Gunst und keine Prüfung, keine Sorge, keine Hoffnung, kein einziges Geheimnis des Hofes ist den alten Geschwistern je verborgen geblieben.

Man konnte sich nichts Sonnigeres denken, als das Königskind. Wer einen Blick seiner Augen erhaschte, dem war, als streifte ihn ein wärmender Sonnenstrahl, und ihre helle und freudige Miene blieb einem selbst den längsten Leidenstag hindurch eine tröstliche Erinnerung. Darum wohl suchten die Leute die junge Königin zu sehen, wo und wie es nur anging. Das hielt nicht sehr schwer. Man brauchte sich nur in der Nähe des Schloßtores zu befinden, wenn die Königin ihre Ausfahrt machte. Dies liebte sie und tat es an jedem Tage, ob das Wetter schön war oder nicht. Der Park der Residenz, alt, dunkel und feucht, war nicht nach ihrem Geschmack. Irgendwo, außerhalb der Stadt, verließ die Königin ihren Wagen und ging eine lange Strecke zu Fuß, manchmal stundenlang, durch den Wald oder über die Heide oder der Küste entlang, je weiter desto lieber. Deshalb konnte sie dabei auch keine würdigen alten Hofleute mit sich haben, sondern ließ sich nur von einer jungen, heitern Hofdame und einem Kavalier von hohem Range begleiten. Und so war es entsprechend, denn bei diesen Gelegenheiten ereignete es sich, daß die Königin manchmal die vorgeschriebene Würde beiseite schob. Insbesondere, wenn Bettler oder sonst Bedürftige um den Weg waren, oder wenn man Bauernkindern begegnete, die frische Waldblumen zum Verkaufe boten. Die wilden Veilchen waren der Königin Lieblingsblume. Im Frühjahr hätte man oft den Anblick haben können, irgendwo, draußen am Waldrande, ihre Majestät Blumen pflücken oder gar wie das einfachste Bürgerkind einmal auch im Heidegrase knien zu sehen. Und wenn der Weg einsam und die Stunde recht anregend war, so

hätte man die Königin mit ihrer Hofdame oder dem Fürſten Elzear auf das natürlichſte können ſcherzen und ſilberhell lachen hören, wie ſonſt ein anmutiges, ſchalkhaftes junges Mädchen.

Die Zeit verging; — keinem Weſen gönnt ſie lange das Glück und den Frohſinn der Jugend. Mehrmals wurde es Sommer und Winter und auch wieder Lenz und Frühlingsblütenluſt. Tag für Tag rollte die Hofkutſche aus dem Tore der Reſidenz hervor, die Wache trat unter das Gewehr, und die zuſehenden Leute ſchwenkten die Hüte und riefen der Königin zu. Und immer dankte ſie mit freundlichem Lächeln und mit dem Sonnenblicke ihrer Augen. Vom fürſtlichen Palais drüben ſahen jedesmal zur Stunde, die ſie ja leicht erfuhren, die greiſen Geſchwiſter herüber, um das Schauſpiel zu genießen. Der eisgraue Prinz Joachim machte dann unwillkürlich eine Bewegung mit dem Rücken, faſt als ob er auch in dieſer Entfernung einen Hofknicks machen müßte, und Prinzeſſin Clariſſe muſterte den Vorgang aufmerkſam durch ihr Lorgnon. Zuweilen begleitete ihr Neffe, der Fürſt, den königlichen Wagen zu Pferde. Und da er dann beſonders ſtattlich ausſah, rief die Prinzeſſin wohl aus: „Was für eine prächtige Erſcheinung iſt doch Elzear! Er iſt der Schönſte unſeres Stammes —“ Und ſie lächelte ſtolz und befriedigt.

In die hellen Augen der Königin kam ein kaum merklicher Schatten. In ihren leutſeligen Gruß ſchlich ſich etwas Befangenes, Zerſtreutes ein. Und doch ſtimmte weder das eine noch das andere mit der Freude und Erwartung des Volkes. Die Königin hatte ſich nach den Vorſtellungen ihrer treueſten Räte entſchloſſen, ſie wollte einen Gemahl in ihr Land bringen; und aller Reden waren voll davon, wie gütig das Geſchick der Königin geſinnt wäre, denn es ſei eine richtige Liebesheirat, nicht eine der kalten,

traurigen Königsehen ... Viele Monate voraus war schon jede Stunde, jede Viertelstunde der großen Festtage zu ihrem Zwecke bestimmt. Als sie endlich kamen, war das Volk wie von Sinnen und des Jubels kein Ende.

Dann scharten sich die Gruppen der Leute, die auf die königliche Spazierfahrt warteten, noch viel dichter als früher. Man war so neugierig, die Königin, die man bisher doch auch ein wenig wie ein Kind betrachtet hatte, an der Seite ihres Gemahls zu sehen. Nur ereignete sich dies nicht jeden Tag. Der König war kein großer Freund dieser zwecklosen Ausfahrten, und niemals hätte die Königin den Vorschlag gemacht, daß man zwei Stunden lang durch den Wald oder über die blühende Heide zu Fuß hätte wandern sollen, was doch das Schönste war, dessen sie sich im Leben entsinnen konnte.

Und wieder wurde es mehrmals Herbst und Winter, und die Zeit verging ...

Der Königin Gemahl war ein lebenslustiger, unruhiger und eigenwilliger Mann. Er liebte starke Bewegungen, war ein leidenschaftlicher Jäger und reiste viel herum. Von seiner Kraft und Lustigkeit wußte bald jedes Kind zu erzählen. Aber dem Herzen des Volkes kam er doch nicht näher. Da er die Residenz nicht mochte, lebte er übrigens manchmal auch eine ganze Zeit lang ferne davon, auf einem der prächtigen alten Jagdschlösser, und es wurde erzählt, daß er dort einen überaus lustigen Hof hielte, nach dem Muster langvergangener, übermütiger Zeiten. Und das konnte leicht geschehen, denn die Königin war nicht dabei. Kehrte er aber in die Residenz zurück, so war er dem Volke inzwischen immer wieder um ein Stück fremder geworden, bis man sich so weit von ihm entfernt fühlte, daß man die Dinge ruhig betrachten und sich ein unbeeinflußtes Urteil bilden konnte. Höchstens daß die Liebe, deren die Königin sich erfreute, dies Urteil strenger und leidenschaftlicher werden ließ. Sie hatte sich ihren Gemahl aus dem Auslande geholt; ihr Volk hatte nichts mit ihm zu tun. Sie war schlecht beraten worden, und es war

leider Gottes nur ein frommer Wunſch geweſen, daß die Königin nach ihrem Herzen gewählt hätte. Jedermann wußte jetzt, daß ſie ein ſtummes Leid in ſich verſchloß. Und man begann zu munkeln und dann zu flüſtern und endlich offen davon zu ſprechen, daß die arme Königin in ihrer Ehe kein Glück gefunden hätte . . .

Wie ein elektriſcher Druck, der ſich allen mitteilte, lag es in der Luft, daß man ſo traurige Dinge ahnte.

Die ſchöne Kutſche der Königin konnte man nun auch wieder oft ausfahren ſehen, und es ſah faſt ſo aus, wie früher, denn die Königin war allein, mit der Hofdame und dem Fürſten Elzear. Die Prinzeſſin Clariſſe, gegenüber, machte keine ihrer ſtolzen Bemerkungen mehr. Fürſt Elzears Miene wurde kalt und verſchloſſen, wenn der greiſe Oheim oder Tante Clariſſe mit reſpektvollen, kaum andeutenden Worten die heiklen Gedanken ſtreiften. Werden aber die Ehen auf den Thronen auch geſchloſſen, um menſchliches Glück zu begründen?

Prinzeſſin Clariſſe verbrachte ihre Tage in dem weiten damaſtenen Armſtuhle ſitzend, der im Erker ihres Wohnzimmers auf einer Eſtrade am Fenſter ſtand. Von dort konnte ſie mit ihren ſcharfen Augen alle Straßenmündungen, den ganzen Platz, die ganze Front der Reſidenz überſehen. Mit ihren ſcharfen und emſigen Gedanken ſah ſie jedoch weit darüber hinaus, ja ſogar durch die Mauern hindurch, die ſie von den königlichen Gemächern trennten, und ſelbſt durch die Herzen vieler der Menſchen, die in ihre Nähe kamen. Prinzeſſin Clariſſe verſtand es auch, mit dem Hellblick einer Seherin, ganze Erlebniſſe von den Mienen der Menſchen abzuleſen.

Ihr gegenüber, ebenfalls auf der Eſtrade, ſtand ein zweiter Lehnſtuhl für ihre Beſucher. Stundenlang ſaß jeden Tag Prinz Joachim darin, etwas ſteif zurückgelehnt, das glattraſierte Geſicht in den blendendweißen Hemdkragen geſenkt, die Augen hell und aufmerkſam. Seine feinen Züge hatten den ganzen komplizierten, wohlgeſchulten,

völlig zur zweiten Natur gewordenen Ausdruck des Staats- und Hofmannes beibehalten und legten ihn ſelbſt im Geplauder mit der Schweſter nicht mehr ab.

Hin und wieder jedoch hat die Prinzeſſin das Bedürfnis, ſich mit jemand anderem etwas freimütiger zu unterhalten, als es zwiſchen den Geſchwiſtern möglich iſt, die voneinander zu gut wiſſen, daß ihre Klugheit, ihre Verläßlichkeit und Zurückhaltung von faſt übermenſchlicher Vollkommenheit ſein ſollten. Dann ſchreibt die alte Prinzeß ihrer einzigen wirklich vertrauten Freundin — „Ma chérie, viens donc me voir bientôt — Nous aurons à parler de choses très importantes —“ Und dann erzählen ſich die beiden Damen mit der ausgewählteſten Kunſt der Andeutung und der halben Worte den allerfeinſten, ſozuſagen bis auf die flüchtigſte Eſſenz deſtillierten Klatſch. Sie beobachten dabei, eine an der andern, auf das aufmerkſamſte, was ſich von der lebenslangen Meiſterſchaft erhalten hat, merken auch die allerkleinſte Schwäche, bewundern oder bedauern einander im ſtillen und unterhalten ſich in jedem Falle königlich, ſelbſt wenn es ſich einmal ausnahmsweiſe nicht um den Hof handeln ſollte. Beſonderes gibt es freilich nicht. Die Billette der Prinzeſſin bleiben ſich jedoch darum immer gleich — „il y a des choses très importantes —“

Wenn die Zeit der Blüte der ſeltenſten, wunderbarſten Pflanzen iſt, werden aus den Hofgärten herrliche Gewächſe und entzückende Sträuße in die Gemächer der Königin geſchafft. Doch dann geſchieht es immer wieder, daß der unbezahlbare Flor alsbald verbannt wird. Die Königin liebt nur einfache, unſcheinbare Blumen. Sie hat in dieſen Vorfrühlingstagen doch wieder einmal einen der früher beliebten Spaziergänge gemacht und mit eignen Händen arme, kleine, heitere Blümchen gepflückt, die ſie mit nach Hauſe brachte, wie es ein anſpruchsloſes junges Geſchöpf ſonſt wohl zu tun pflegt. Und als ſich ihnen einmal ein kleines Bauermädchen in den Weg ſtellte und ein paar Sträußlein wilder Veilchen zum Kaufe anbot, hat Fürſt

Elzear, der die Lieblingsblume der Königin sehr wohl kannte, dem Kinde seinen Schatz abgenommen und der Königin überreicht. Sie lachte vor heller Freude. Es waren die ersten, allerersten wilden Veilchen dieses Jahres, und nun widerfuhr ihnen die Gunst, daß die Königin sie wahrhaftig an ihren Gürtel steckte.

Nun kommen Sommernächte und öfter herrliche, entzückende Mondscheinnächte. In den Auen am Flüßchen, das durch die stillen Gärten fließt, schluchzt die Nachtigall. Das Mondlicht rieselt wieder über das Laub der uralten Bäume, und ihre Äste zittern still vom Pulse des Lebens, wenn der Nachtwind über sie hingeht. Und dann weht er leise, ganz leise in die weit offenstehenden Fenster der Königin, die diese späten Stunden liebt. Es sind die einzigen, die wirklich ihr gehören und deren Frieden kein Alltagsgeräusch unterbricht. Man hört nur die maßvollen Stimmen der Natur. Man hört, wenn man sich einem der hohen Bogenfenster nähert, das sanfte, geheimnisvolle Raunen in den Ästen, — das ferne, silberne Plätschern einer Fontäne, deren kristallener Strahl rhythmisch klingend in einer Marmorschale zersplittert; — man hört das sehnsüchtige Lied der Nachtigall, das wie kein anderes uns selbst ergreift; — man hört, tief und undeutlich, wie aus unbegreiflicher Höhe kommend, ab und zu den Schlag der alten Schloßuhr, an deren Gang sich der Aberglaube des Volkes heftet. Und in der Tiefe der Gärten scheinen Schatten durch das fahle Mondlicht zu huschen ... vielleicht sind es nur die Schatten der eignen Gedanken ...

Wer die Königin öfter von nahem gesehen, dem konnte eine Veränderung an ihr nicht entgehen. Endlich aber hatte sie das feine, jugendliche Antlitz so durchdrungen, daß sie niemandem mehr verborgen blieb. In den Liebreiz ihres Mundes hatte sich ein herber Zug eingeschlichen. In ihrem

Blicke wanderte manchmal ein zielloſer, verlorener Gedanke. Ihre Wangen haben die zarte, friſche Rundung verloren, als ob die Geſundheit der Königin nicht mehr ſo feſt wäre, wie früher. Jetzt wird einem bewußt, und es ſieht ſo aus, als wäre das lange ſchon dageweſen, man hat nur daran vorübergedacht, man iſt noch nicht ſo deutlich daran gemahnt worden, wie durch den ernſt gewordenen Blick und das leidende Ausſehen der bewunderten und geliebten Fürſtin: die Königin hat ein Leid. Man beginnt beinahe zu vergeſſen, daß es ſich um die Königin handelt; man denkt nur daran, daß es eine junge Frau iſt, an der alle Herzen hangen, und daß ein geheimer Kummer ſie niederbeugt. Niemand kann ihn näher bezeichnen, aber man ahnt ihn, man ſieht ſeine Spur. Und es ſpricht ſich allmählich von Haus zu Haus, von Mund zu Mund, von einer Stadt zur andern und aus den Städten in die Dörfer, über die Heide, über das ganze Land, bis an die See, bis auf die Wellen des Meeres, die es mit fortnehmen und in die Ferne tragen in ihrem Schäumen und Klingen und Brauſen — die Königin hat ein Leid ...

Es war ſeltſam, wie ſtill es in der Reſidenz zu werden begann, gerade, als ob überall die Töne gedämpft, die Lichter ein wenig tiefergeſchraubt würden ... die Königin hat ein Leid ...

Es war, als ob etwas Sonniges und Frohes einem fortgenommen worden wäre, eine glückliche Vorausſetzung, an die man ſich gewöhnt hatte, ein goldig-warmer, ſicherer Zufluchtsort für herzliche, frohe Gedanken, irgend etwas ungewöhnlich Helles, Erhebendes, das man zu beſitzen geglaubt hatte. Irgend etwas war geſchehen. —

Die Prinzeſſin Clariſſe ſah ihren Neffen, den Fürſten, aus dem Schloſſe treten und über den Platz herüberkommen. Um ihn beſſer zu ſehen, beugte ſie ſich etwas vor und hielt das goldene Lorgnon unbeweglich an die Augen. Keinen Blick verwandte ſie von ihm. Sie atmete ſchwerfällig auf und ſagte nun halblaut: „Ja, — Elzear iſt ein

prachtvoller Mann! Eine Erſcheinung, wie man ſie ſelten ſieht —"

„Gewiß!" ſagte ihr Bruder. „Vielleicht iſt er den Schönſten unſeres Stammes nachgeraten —"

„Ich glaube, er iſt ſchöner, als irgendeiner von ihnen war!" rief die Prinzeſſin.

„— Möglich —!" ſagte ihr Bruder.

Eine Pauſe.

Der Prinzeſſin wurde der Atem kurz; es war ein ſchwüler, bedeckter Tag, und eine ſeltſame Erregung machte ihr altes Herz ſchwer klopfen. Sie rückte unruhig in ihrem großen Lehnſtuhle. „Ich muß dir etwas ſagen, mein Bruder!" begann ſie nach einer Weile, unentſchloſſen und doch von innerem Drange getrieben. „Elzear iſt ein Mann, dem die Welt gehört, und jedes Herz, das er gewinnen will ... Keine Frau der Welt kann ihm widerſtehen ... Ich werde am Ende meines langen Lebens in die Tiefe der Seele erſchüttert und erſchreckt, wenn ich einen Augenblick daran denke ... Gott der Allmächtige verhüte es ...!"

Der Prinz erhob ſich. Seine ganze ſchlanke Geſtalt zitterte. Aber er ſtreckte ſich ſo kerzengerade, daß er beinahe ſo groß wie ſein Neffe ausſah. Etwas bleicher noch als gewöhnlich, blieb er eine Weile ſprachlos vor ſeiner Schweſter ſtehen. Man hörte in der tiefen Stille nur das erregte Atmen der beiden greiſen Menſchen.

Dann nahm ſich Prinz Joachim zuſammen und ſagte leiſe und eindringlich, beinahe feierlich:

„Clariſſe —! Gott behüte dich zu allererſt vor dem Taumel und dem gefährlichen Gifte des Gedankens, der deinen unruhigen alten Kopf durchzittert. Ich kenne ihn! Ja, ich kenne ihn wohl —"

Und er verließ das Zimmer.

Die alte Dame ſank förmlich in ſich zuſammen. Und nun war das Unausſprechliche dennoch berührt worden ... das Unfaßbare, Undenkbare, Unmögliche — — Und doch jetzt, ſobald nur der Hauch eines lüftenden Wortes den Schleier davor bewegt hatte, auf einmal nicht mehr undenkbar, unmöglich erſcheinend —! Und im Augenblicke, da es wie eine Möglichkeit daſtand, gleichzeitig ſo maßlos

verblüffend, über jede gewohnte Vorstellung und Erfahrung weit hinausragend, voll Gefahr, förmlich betäubend, den alten Kopf verwirrend mit der Flucht von seltsamen, unerhörten, schrecklichen Bildern, — ein Wirbel, in dem alles versinken mußte, ohne jemals Grund und Halt zu erreichen ...

Weit war der Herbst gediehen. In den Hofgärten standen die Glashäuser voll, und draußen waren die Pflanzen in Strohmäntel gehüllt, des Winters gewärtig. Frühmorgens war alles weiß vom Reif. Die Auen waren kahl, und über Nacht fror das Flüßchen sogar zu. Alles war so nackt, so dürftig, so ungeschützt und kalt. Der Wind riß den alten Bäumen die letzten Blätter von den Zweigen und trieb sie an die großen Bogenfenster. Er unterhielt sich förmlich damit anzuklopfen. Vielleicht hörte es die Königin. Es war kein linder, sanfter Sommerwind mehr, der die Blumendüfte und das rührende Klagelied der Nachtigall mitnahm und in die Gemächer wehte, wie Träume. Nun ist es Herbst und Winter. Alle Blüten sind längst, längst dahin. Bald kommt der lange Schlaf. Der Wind schleuderte dürre Blätter und Zweiglein prasselnd an die großen Fensterscheiben und rüttelte unwirsch daran: Hab' acht! Ich bin des Winters eiliger Bote. Hab' acht! — Hab' acht! — Manchmal prasselte es gerade an den Fenstern der Königin. Oder es heulte, daß sie beinahe erschrak. Allein der Herbststurm läßt sich von niemandem gebieten, nicht einmal von Königen. — Und doch wußte auch er und hatte es längst überall hingetragen: Die Königin hat ein Leid — —

Dann wurde sie krank, und eines Tages erfuhr die Residenz wirklich erst durch die Zeitungen, daß das Gerücht wahr wäre und daß Ihre Majestät zu längerem Aufenthalte in einem bekannten Kurorte des Südens eingetroffen sei. Es war ein Ort, wo, wie man dachte, nur ganz schwer leidende, fast unrettbare Menschen noch Hilfe suchten ...

Da wurde einem erſt ſo ganz bewußt, wie ſchwach und zart die Königin von jeher geweſen, ein Hauch, ein Nichts, gleichſam ein Geſchöpf nicht von dieſer Erde, über deſſen Schwäche man ſich nur getäuſcht, weil ſoviel Licht und warmer, ſonniger Schein darum ausgegoſſen geweſen ...

Dunkel und ernſt lag das Schloß da. Der lange Flügel nach den Gärten hin war verſperrt; in den großen Bogenfenſtern hingen die ſchweren ſchneeweißen Vorhänge dicht herab. Auf der andern Seite jedoch war mehr Leben als ſonſt. Der König war hier. Jeden Tag marſchierten Truppen vorüber, der Platz wurde wieder lebendig. Man hörte Hornſignale, Pferdegetrappel, Trommelwirbel, klingendes Spiel. Der König hatte auch für militäriſche Schauſpiele Liebe.

Als der Frühling kam, kehrte die kranke Königin wieder. Die Zeitungen beeilten ſich zu berichten, daß Ihre Majeſtät niemals ernſtlich leidend geweſen und nun wohler wäre als je zuvor. Deſſenungeachtet wurde der Reſidenzplatz den Fuhrwerken verboten, und kein Menſch bekam die Königin zu ſehen. Unter den wenigen, die ſie bei der Ankunft hatten begrüßen dürfen, war auch Prinz Joachim. Erſchüttert erzählte er ſeiner Schweſter, wie übel es um die Königin ſtünde. Und die greiſe Prinzeß Clariſſe verrichtete jetzt jeden Tag vor ihrem Hausaltar, mühſam auf den alten ſchmerzhaften Knien liegend, reumütig eine beſondere Andacht, worin ſie zerknirſcht Gott Abbitte leiſtete für den frevelhaften Gedanken, den ihr müßiger Kopf einmal ausgeheckt hatte und deſſen ſie ſich in ihren alten Tagen in die tiefſte Seele hinein ſchämen mußte ...

Nun wurde vor dem Schloſſe der Platz ſeiner ganzen Länge nach mit Stroh beſtreut, damit auch von den Hofwagen ja kein Geräuſch verurſacht werden könne. Die Zeitungen begannen tägliche Bulletins auszugeben, und dies war eine wirkliche Beruhigung. Denn niemals ent-

hielten ſie ein Wort von Gefahr, und ſie waren von den zwei größten ärztlichen Autoritäten unterfertigt. Auch wurde die Jahreszeit beſſer. Draußen auf der Heide, im Walde, war aller Schnee ſchon geſchmolzen; die Tage wurden länger; die Gärten putzten ſich mit blaſſem Grün. Und als der März mit ſeinen unheimlich dröhnenden Stürmen vorüber war, konnte man ſchon die großen Fenſter in den Gemächern der Königin etwas offen halten, und von den Gärten zogen ganz ſanfte, erfriſchende Düfte empor und herein. Da war es, wie vom Frühling zu träumen.

Prinzeſſin Clariſſe erlebte einen jähen Schreck. Zufällig emporblickend, entdeckte ſie, daß der Zeiger der Schloßuhr ſich nicht bewegte.

„Joachim —! Die Schloßuhr ſteht!“

„Die Schloßuhr —!“

Sie ſchauten beide mit ihren alten Augen ſo ſcharf und geſpannt hinüber, als es ihnen nur möglich war —

„Bei Gott! Sie ſteht —“

„Wir wollen nicht abergläubiſch ſein wie das einfältige Volk, Clariſſe!“ ſagte der Prinz mit Überwindung.

Doch ſeine Schweſter entgegnete, im Innerſten betroffen: „Ich kann mich dennoch dieſer Schwäche nicht erwehren, — ich kann mich nicht erwehren — —“

Eine Stunde ſpäter verließ Fürſt Elzear die Reſidenz. Geradaus vom Kabinette des Königs kam er in Geſellſchaft zweier Herren in Zivil herab, die ſogleich einen vor dem Portale bereitſtehenden Wagen beſtiegen. Der Fürſt ſchritt über den Platz hinüber. Er war in großer Uniform, ſein hoher goldener Helm mit dem wehenden Haarbuſche geſchmückt, ſeine Bruſt mit Orden bedeckt. In der blendend weißen Gewandung und den hohen Reiterſtiefeln deuchte er Prinzeſſin Clariſſe noch größer und ritterlicher als gewöhnlich.

Hochaufgerichtet und mit feſten Schritten, in ſicherer und beherrſchter Haltung ging der Fürſt. Dennoch bewegte eben eine tiefe Erſchütterung ſein Herz, und unwillkürlich wurden ſeine Schritte langſamer, je weiter er ſich

entfernte; denn das Gefühl übermannte ihn, als ließe er etwas für ewig, für ewig hinter sich ...

Soeben kam er von einem traurigen Wege zurück. Ihm war es vorbehalten geblieben, dem Könige die Wahrheit zu eröffnen, an die die Ärzte selbst bis zu diesem Tage zu glauben nicht den Mut gefunden hatten. Die Königin ist nicht mehr zu retten; — ihr Leben, das teure, ist verwirkt und verloren — —! Und er, der treueste Untertan und vertrauteste Diener, machte den ganzen Schmerz, die ganze Bestürzung durch, als beträfe sie ihn selbst.

Seinem Kammerdiener bedeutete er, daß er ungestört bleiben wolle. Dann schloß er sich in sein Arbeitszimmer ein. Er riß sich den Rock auf, der enge Kragen würgte ihn. Und nun, unbewacht, stöhnte er tief auf, als kämpfte er um Luft, als hätte er all die Stunden lang lechzend auf den einen einzigen Augenblick gewartet, der ihm gehörte, wo er sich besinnen konnte ... Besinnen, — worauf? ... Er verschränkte seine großen, schönen, eisenstarken Männerhände ineinander und rang und drückte sie, daß sie krachten. Irgendwie, irgendwie wollte seine überkräftige, leidenschaftliche Natur die Überladung von Erregung äußern, die sein Herz füllte; — einmal nur, einmal —! ... Doch nein! Schweigen, Haltung, die strenge Kälte, die in einem Menschenleben zur Gewohnheit geworden ... Kein Hauch, kein Blick, kein rascher Pulsschlag soll verraten ... Kein einziges mal! ... Er drückte die Hände an die Schläfen, warf sich in ein Fauteuil, schloß die Augen und verharrte lange ohne sich zu regen ...

Auf dem großen Schreibtische standen die Bilder des jungen Herrscherpaares. Der König trug die Marschallsuniform mit allen den eigenen und fremden höchsten Orden, die er besaß, Edelsteine, Goldketten, Medaillen und breite Atlasbänder. Er machte die überlegene, kalt-strenge, befehlende Miene, die er zu zeigen wußte, wenn er wollte, und die so gut paßte zu den überladenen, mit echten Juwelen geschmückten, kostbaren Rahmen, die die Bilder umgaben. Der Fürst hatte sie einmal als Zeichen besonderer Gnade erhalten. Die Königin jedoch war in keinerlei Staat gekleidet, ja, ihr Bild nahm sich neben dem ihres erlauchten

Gemahls geradezu einfach und alltäglich aus. Denn sie trug ein schlichtes, hochgeschlossenes Kleid, dessen einzigen Schmuck ein kleiner Strauß von Veilchen bildete, den sie an die Brust gesteckt hatte. Liebreizend, jung und unbefangen, sah die Königin auch auf diesem Bilde fast wie ein Mädchen aus. Froh und herzlich, wenn auch zugleich ein wenig schwärmerisch, ist der tiefe Blick, und um den süßen Mund scheint ein gütiges Lächeln zu fließen ...

In diesen Augenblicken erlebte der Fürst Empfindungen, die sich aus überirdischen Sphären auf ihn herabsenkten und ihn aus allen tatsächlichen Fesseln für einen Moment wenigstens befreiten. Er stand, auf beide Hände gestützt, über den Tisch gebeugt und verwandte keinen Blick von dem Bilde ... Wie soll man angesichts dieser Jugend, dieses Liebreizes, die finstere Drohung des Todes begreifen? ... Wie soll man den furchtbaren Ratschluß Gottes verstehen? ... Wie kann man sich mit ihm abfinden? ... Wie soll man fassen, daß diese Augen sich für ewig schließen müssen? ... Warum muß sie von uns gehen?! — Sie, sie — die Edle, Hehre, Reine —

Er ergriff das Bild der Königin. Seine Hände bebten. Seine hohe, trotzige Stirne flammte, und seine hellen Augen blickten streng, fast hart. Nicht leicht zitterte diese Mannesseele; nicht leicht räumte Fürst Elzear einem Schmerze mehr Kraft ein, als dem eigenen, starren Willen. Aber jetzt ächzte er, und plötzlich aufschluchzend drückte er das Bild der Königin inbrünstig an seine Lippen ...

Von den Giebeln des Schlosses wehen schwarze Fahnen, schwarze Bänder, schwarze Schleier. Man hat den Trauerschmuck mit ungewöhnlichem Maße ausgemessen; die Florstandarten hängen fast bis zur Erde. Manchmal hebt sie der Frühlingswind und breitet sie gleichsam über das Antlitz des Königsschlosses aus und verhüllt es. Es sind ihrer so viele und von solcher Größe, daß es dann wie lebendige schwarze Wellen über die Residenz hinflutet, und daß Fenster und Erker und Balkone, Terassen und Tore,

Otto von Leitgeb.

Aufnahme von Erwin Raupp, Dresden.

Statuen und Embleme zeitweise verschwinden, so daß das ganze Schloß wie ein titanenhafter, gegen den Himmel aufragender Katafalk aussieht. Beinahe nicht weniger verhüllt in Trauerschleiern ist das gegenüberliegende Palais der Fürsten von Angelong, und von jedem Dachfirste der Stadt, von Kirchen und Kasernen und Klöstern, von Hospitälern und Villen, von Zinshäusern und Theatern, von den prunkvollen Häusern der Reichen und den bescheidenen Heimstätten der Armen wehen Trauerfahnen, — Trauerfahnen, wohin der Blick sich wenden mag. Fast in allen Wohnungen sind die Vorhänge vor den Fenstern geschlossen. Man hört keines der vielen Geräusche der Stadt, in denen der Übermut, die Freude oder nur die einfache Lärmsucht der Menge sich zu genügen suchen. Selbst der Verkehr von Wagen und Menschen in den Straßen ist viel spärlicher und stiller. Die ganze Stadt, das ganze Land trauert. Und über Stadt und Land gießen seit der Todesstunde der Königin die Glocken aller Kirchen und Bethäuser ununterbrochen Woge um Woge ihres klagenden Geläutes, Tag und Nacht. Es ist merkwürdig und überwältigend, die ganze Atmosphäre, gewiß bis zu unmeßbarer Höhe von diesen Klangfluten erfüllt, ganz und gar nur von diesen erfüllt zu hören. Es hat Stunden gegeben, in denen dies tagelange, pausenlose Klingen und Schwingen Herz und Nerven gepackt und sozusagen aus sich selbst herausgetrieben hat. Aber nun hat sich das Gehör daran gewöhnt, nun scheint einem die eigene Seele auf diesem lebendigen Strome von Tönen mitzuschwimmen. Sie haben durch ihre monotone, mystische Tiefe schließlich sogar etwas Beruhigendes, Wiegendes, Schläferndes, Träumendes angenommen, etwas Versöhnendes, Ausgleichendes, feierlich Beendendes. Etwas so Hohes, Großes, Majestätisches, das über das kleine Ungemach des einzelnen hinwegschreitet. Der Frühlingswind hilft den Glocken in ihrem sonoren Gesange. Er greift hinein in diese rauschende Flut, er zieht sie an sich, er scherzt und spielt mit diesen ineinanderrinnenden Wellen von klagenden, sich trennenden, sich wieder vereinenden Tönen. Der Wind treibt sie zuweilen zurück, hinab, zwischen die Häuser, über die Plätze, die Straßen

entlang, daß ſie gleichſam vor jedem Tore halten und rufen und mahnen. Doch manchmal wieder faßt der Wind dieſe tauſend Saiten zuſammen wie etwas Weiches, Schmiegſames, das nun ſeinem Atem gehorcht, wie die wehenden Standarten, die er um die Stirn des alten Schloſſes windet. Dann führt der Wind die Töne hinweg, und es deucht einem manchmal, ſie hätten ſich ganz verloren, ſo daß die Stille hinterher tief wie ein Grab ſcheint und alles voll Erwartung. Bis Hunderte von kleinen Vorläufern wieder das Gehör erreichen, und auf einmal die zurückkehrende Flut wieder zur Erde niederklingt. So ſchwingt ſich das Lied der Glocken, einer Rieſenſchaukel gleich, zwiſchen Himmel und Erde hinauf und hinab.

Die Stadt hat den letzten Totenſchmuck angelegt, denn es iſt der letzte Tag, an dem die ſterblichen Überreſte der Königin noch oberhalb der Erde weilen. Morgen ſollen ſie zur ewigen Ruhe beſtattet werden. Alle Kandelaber und Laternenſäulen ſind ſchon mit Floren und Blumen geputzt, und heute ſchon, am Vorabende, brennen alle Lichter der Stadt, vom frühen Morgen an. Mit dem ſinkenden Tage gewinnt ihr Schein an Kraft und Glanz; auch ſind die Flammen überall verdoppelt und verzehnfacht worden. Und phantaſtiſcher noch klingt jetzt der raſtloſe Glockenruf von den Türmen, die nun unſichtbar in den dämmernden Himmel ragen. So ſchwimmt, als es ganz dunkel wird, die Stadt in Nacht und Fackelſchein und unerſchöpflichem Geſange, einem großen, ſchwarzen Schiffe gleich, das langſam den Weg ins Meer hinausnimmt, um ſeine Toten in die heilige Flut zu verſenken.

Die weitläufige Schloßkirche gleicht wirklich einem Walde von Blumen. Aus den Gewächshäuſern der Hofgärten ſind die ſchönſten und koſtbarſten Palmen, Baumfarne und Orchideen hereingebracht worden. Rieſenſträuche von blühendem Flieder ſtehen hier, die die Luft mit Wohlgeruch erfüllen und ihren Hauch unter der Kuppel oben mit dem des ſchwelenden Räucherwerkes und hunderter

brennender armdicker Wachslichter vermengen. Vor dem Altare ist der hohe Katafalk aufgebaut, auf dessen höchster Stufe die tote Königin noch im offenen Sarge liegt. Dort, wo eine Krone in der Luft zu schweben scheint, ruht ihr Haupt. An den Seiten stehen in doppelten Reihen Soldaten der Leibwache. Sie stehen regungslos. Wohl bewacht ist die tote Königin. Man kann sich ihrem Ruhebette kaum nähern, ohne den Pfad genau zu kennen, der durch den Blumenwald und die Wachen hindurch an den Fuß des Katafalkes führt. Der Kommandeur der Garden, Fürst Elzear, überwacht selbst den Ehrendienst an der Leiche der Königin. Er ist in diesen Tagen zu allen Stunden in der Schloßkirche erschienen, manchmal ehe noch das Frühlicht durch die gotischen Bogenfenster der Kirche dämmerte und bevor draußen, in den Hofgärten, noch die Stimme eines Vogels erwacht war; ebensooft mitten in der Nacht, in der lautlosen Stille der Nacht. Fürst Elzear tritt durch die Seitentüre ein, die geradeswegs aus einem Saale des Schlosses hierher führt. Er kommt rasch und leise gegangen, mustert die Wachen mit einem Blicke, geht, verschwindet oder taucht wieder auf. Vielleicht zögert er zu Füßen der Königin, vielleicht ist er nur darum gekommen, um sich ein wenig dort aufzuhalten, dort hinaufzusehen; — man kann es nicht sagen, niemand hat ihn zu kontrollieren. Er ist der erste ihrer Wächter; er tut seine Pflicht. Lautlos kommt und verschwindet wieder der Fürst; er findet Tag und Nacht keine Ruhe.

Ehe der letzte Tag zu Ende ging, kam der König noch einmal in die Kirche. Sein Besuch glich durchaus einer Staatshandlung. Er kam unter Vorantritt einiger Hofwürdenträger, kniete eine Weile auf den Samtpolstern seines Betstuhles, verneigte sich dann tief vor dem Katafalke und verließ die Kirche wieder in derselben Begleitung, in der er hereingeschritten war. Gleich darauf wurden auf Befehl des Fürsten Elzear die Portale geschlossen, und niemand außer den Wachen durfte hierin verweilen. Bald darauf öffnete sich die Seitenpforte einem andern Besuche.

Eine ſchlanke, gebeugte, tief verſchleierte Dame trat ein. Es war die Königinmutter, die die letzte ſein wollte, ihr Kind zu grüßen. Sie war von niemandem begleitet als nur vom Fürſten Elzear, der ihr voranſchritt und endlich mit einer ſtummen Verbeugung zurücktrat. Die Königinmutter kniete nicht in dem gepolſterten Betſtuhle, ſondern an den Stufen des Katafalks ſelbſt. Dort hinterlegte ſie einen ſehr kleinen, ganz unſcheinbaren Kranz von Immortellen. Sie legte ihn mit zarten Händen, mit äußerſter Vorſicht nieder, denn ſie dachte daran, daß er allein beſtimmt wäre, zu ihrem Kinde in den Sarg gelegt zu werden, ehe man dieſen ſchloß. Darüber brach die Königinmutter in inniges Schluchzen aus. Die tiefe Stille um ſie her, die Sicherheit und Unbewachtheit löſten den natürlichen Schmerzensdrang in ihrer Bruſt. In ehrerbietiger Entfernung hinter ihr ſtand kerzengerade und unbewegt der Fürſt. Vielleicht ergriff es ihn, dies plötzliche Hervorbrechen des Jammers zu ſehen; vielleicht dachte er in dieſem Augenblicke nur, daß es die Mutter des toten Kindes wäre. Aber keine Miene verriet ſeine Gedanken. Der ſchwere, ruheloſe Dienſt dieſer Tage hatte ihn, der alles bis in die kleinſte Einzelheit ſelbſt anordnen und leiten wollte, wohl mitgenommen. Sein Rock ſchien ein wenig zu ſchlottern; ſeine Wangen waren ſchlaff und eingefallen; die großen, feurigen Augen ſchienen tief in ihre Höhlen zurückgeſunken. Aber ſein Blick brannte, und, während die Königinmutter in ihr Leid verſunken kniete, hing dieſer Blick unverwandt dort oben, an den unſichern Umriſſen unter der goldnen Krone, die zu Häupten der Toten in der Luft ſchwebte . . .

In dieſer Nacht — der letzten ſeines Dienſtes um die Königin — ſahen die Wachen den Fürſten mehr als einmal noch die Kirche betreten. Er trug ſeinen weitfaltigen weißen Mantel um die Schultern geworfen und kam wieder geräuſchlos durch die Seitenpforte. Wie ein Schatten bewegte ſich dann ſeine Geſtalt in der unſichern, zwiſchen Hell und Dunkel wechſelnden Beleuchtung.

Auch ganz früh am Morgen kehrte er wieder. Draußen dämmerte erst der Tag, und über die Baumwipfel der Hofgärten zog der Frühlingswind scharf und fröstelnd herein. Er wehte über die blühenden Fliederbäume, die Palmen und übrigen Gewächse hin, die er aus den Gärten kannte. Er wehte auch über die still ruhende Königin und rückte ein wenig an den dichten Schleiern, die sie bedeckten — —

Zu ihren Füßen blieb der Fürst stehen und blickte rasch um sich, als gälte es sich zu vergewissern, daß er nicht beobachtet werden könnte. Dann holte er unter seinem Mantel ein ganz kleines, einfaches Sträußchen von wilden Veilchen hervor, nicht größer, als die man etwa draußen vor der Stadt, am Walde, einmal einem Kinde abkauft. — Er beugte sich nieder und griff nach dem Kranze, den die Königinmutter dort hingelegt hatte. Und seltsam war, was der Fürst nun vornahm. Aber er hatte alles mit eignen Händen auf das beste und praktischeste dafür bereitet, und so ging es schnell und ließ sich sehr gut machen. Niemand sah es ja; — niemanden ging es auch an, als nur die Tote und ihn . . . Rasch machte er die Veilchen an dem Immortellenkranze fest; es gelang ihm so geschickt, daß man die kleinen Blumen ohnehin nicht hätte entdecken können. Dann legte er den Kranz wieder nieder und ging. —

Als die Sonne so hoch gekommen war, daß sie über die ganze Breite der Hofgärten hinscheinen konnte und alle Fenster des Schloßflügels, den die Königin bewohnt hatte, wie eitel Gold und Demanten glänzten und leuchteten, da hörten plötzlich alle Glocken zu läuten auf, und tiefe Stille trat ein. Jetzt wußte jedermann, daß man die Königin nun vom Katafalke herabheben werde. Drüben, im fürstlichen Palais, neigte sich die alte Prinzessin Clarisse besser zum Fenster. Sie sah sehr bleich und müde aus und zitterte ohne Unterlaß mit dem alten Kopfe.

Noch waren einstweilen in der Kirche nur wenige Menschen anwesend. Es handelte sich ja zunächst nur um einen ganz sachlichen Akt des Zeremoniells. Durch einen Befehl waren die Personen bestimmt worden, die nun in aller Form anzuerkennen hatten, daß es wirklich der Leichnam der Königin war, den man in dem Prunksarge ver-

ſchließen ſollte. Die Schleier wurden weggehoben, und es war der Fürſt, der laut zu fragen hatte: „Iſt dies weiland Ihre in Gott entſchlafene Majeſtät, die Königin?“

Er hörte ſeine eigene Stimme. Sie klang ernſt und ruhig, aber ganz fremd; ſie führte einfach einen Befehl ſeines unbeugſamen Willens aus, indem ſie erklang. Nur deuchte ihm ſelbſt, als käme die Frage nicht aus ſeinem Munde, — als käme ſie aus weiter, fremder Ferne — —

Dann war ein umſtändliches Schriftſtück zu unterfertigen, ein Pergament, mit altertümlichen Siegeln verſehen. Und verſchiedene Hantierungen gab es, die nicht anders ſein konnten, als um den Totenſchrein auch der einfachſten und ärmſten Leute. Ganz am Ende des harten Weges ſind wir alle, alle wieder gleich ...

Jetzt, endlich, hatte Fürſt Elzear noch eine Aufgabe. Er trat nahe heran und hob den kleinen Kranz auf, den die Königinmutter gebracht hatte. Der Fürſt hatte den Befehl erhalten, ihn in den Sarg zu legen. Dabei mußte er dem Kirchenſchiffe den Rücken kehren, und man konnte nur ſehen, daß er ſeinen Kopf tief neigte und auch ſeine große Geſtalt herabbeugte ... Mit größter Behutſamkeit ließ er die leichte Bürde auf die Bruſt der Toten nieder, — ſo zart ſeine Hände es nur vermochten, legte er den kleinen Strauß von wilden Veilchen auf der Königin verſtummtes Herz ... Einen Augenblick, für niemanden bemerkbar, als für ihn ſelbſt, zögerte er noch ... Dann trat er zurück; ſeine Pflicht war getan.

Sogleich hob man den goldenen Deckel auf den Sarg.

Und draußen, vor der Kirche, gab ein Offizier an einem telegraphiſchen Apparat ein Signal, das wie der Blitz an verſchiedene Orte der Stadt flog und bereitſtehende Menſchen in Bewegung ſetzte.

Mit einem Schlage fingen dann ſämtliche Glocken der Reſidenz wieder ihr betäubendes Geläute an, und von den Baſtionen des Feſtungsberges begann der Donner der Geſchütze über die Stadt hinwegzurollen.

Abschied.

(Aus der Jugendzeit.)

Und wieder ist's nach Gottes Rat
Um einen Erdenlenz geschehn.
Laß, Herr, des Glückes junge Saat,
Die nie gereift, nicht untergehn.
Das unerfüllte Samenkorn,
Das fern der Mutterscholle fiel,
Und, das erstickt vom Hagedorn,
Dereinst auch ihm gibt Kraft und Ziel.

Wem früher Sturm das Nest zerschlägt,
Des Heimat ist die weite Welt,
Ist jeder Pfad, der aufwärts trägt,
Ist jeder Golfstrom lenzgeschwellt.
Und wo die Welt am weitsten ist,
Soll sein sie zwischen mir und Dir,
Die Du mein Lieb gewesen bist
Und doch gelassen hast von mir.

Mein Vaterland, mein großes Land,
Vom Rhein bespült, vom Meer umtost,
Dich segnet Deines Sohnes Hand,
Er geht von Dir voll Hoffnungstrost.
Im deutschen Herzen ruht Gebet,
Die Sense glänzt im Weizenhag,
Und über Deinen Türmen geht
Rotdämmernd auf manch Siegestag.

Mein Schiff gar bald auf großer Fahrt
Die frühlingsgrüne Südsee pflügt;
Noch nie hat deutscher Herzensart
Ein einz'ger Lebenssturm genügt.
Der Blitz, der Eigenglück zerstört,
Schlägt auch zum Streiter, schlägt zum Mann;
Was der am Ew'gen hat, gehört
In Lied und Tat der Menschheit an.

Emil Schoenaich-Carolath †.

Wie ich Schriftstellerin wurde.

Von Clara Viebig.

Wer hätte in seiner Jugend nicht Dramen verbrochen, Dramen und Gedichte?! Wir alle — ob Jüngling, ob Mädchen. Ich auch. Aber ein glücklicher Stern hat mich vor Eltern bewahrt, die in mir ein Talent, eine besondere Begabung sahen. Damals freilich mag's mich geschmerzt haben — ich weiß es jetzt nicht mehr genau — aber mir ist, als hätte ich, zähneknirschend, die Faust im Sack, heiße Tränen vergossen, da mein Vater bei der großartigsten Stelle eines Dramas, das ich in der Rechenstunde unterm Pult, während der Lehrer sich verzweifelt mühte, uns in die Geheimnisse der Algebra einzuweihen, niedergeschrieben hatte, trocken sagte: „Bautz, da liegt er!"

O, dieses „Bautz, da liegt er!" Ich habe es nie vergessen. In alten Marquishosen meines großen Bruders, die er zu einer Maskerade getragen hatte, spielte ich den edlen Räuber, der das Fräulein aus dem Grafenschloß raubt, es wahnsinnig liebt, wahnsinnig wiedergeliebt wird, sich aber, als ihm die alte Zigeunermutter der Bande entdeckt, daß auch er ein geraubtes Grafenkind sei, und zwar gerade dieses Fräuleins Bruder, ohne Besinnen das Messer in die Brust stößt. Mit einem dumpf gegurgelten: „So leb' denn wohl!" stürzt er vornüber zu den Füßen der Angebeteten zusammen. Alle Glieder schlug ich mir beim jähen Fall, meine Nase berührte unsanft die Stiefelchen des holden Fräuleins, aber hätte sich auch meine Stirn an der Diele zerschmettert, ich hätte keinen Schmerz gefühlt; nur dieses „Bautz!", das ging mir durchs Herz wie ein wahrhaftiger Dolchstoß. Ich vermochte es nicht zu fassen, daß jemand so etwas sagen konnte, wo mir's doch so heiliger Ernst war.

Und doch, du guter Vater, was schulde ich dir! Mit

einer einzigen Bemerkung haſt du mich aus verſtiegenen Höhen heruntergeführt zur Wirklichkeit, die mir damals zwar platt, alltäglich, trivial dünkte, ganz und gar unpoetiſch, und die doch ſo viel wahre, echte Poeſie birgt unter ihrem ſchlichten Kleid. Man muß nur die richtigen Augen haben.

Alter Schwanenmarkt in Düſſeldorf, eintöniges Viereck, um das eintönige Häuſer ſtehen, alle ſich gleich, alle gleich hellgetüncht, alle gleich hoch, alle mit drei Fenſtern neben der Haustür und im Stockwerk darüber mit vieren, verzeih! Damals ſah ich noch nicht, daß unter deinen Linden, die an verſchwiegenen Sommerabenden mit ihren breiten Schatten koſende Mägde und ihre Schätze decken, die Poeſie der rheiniſchen Stadt luſtwandelt. Damals wußte ich noch nicht, daß übers gleichförmige Häuſerkarree ebenſoviel Sonnenglanz und Mondesträume ausgegoſſen ſind, ebenſoviel der Entzückungen, der Wunder dahinziehen, wie über eine Zauberwelt.

Heinrich Heines Stadt — was wußte ich damals von Heinrich Heine! In der Schule hatte ich nichts von ihm gehört.

Aber es kam ein Tag, da fand die Zwölfjährige unter den Büchern der Mutter, die im guten Zimmer auf einer an der Wand hängenden kleinen Etagere ſtanden, die ſie abſtauben ſollte, ein Buch, das war rot wie Blut, mit Paſſionsblumengerank auf dem Deckel und mit einem weißſeidenen Bändchen als Leſezeichen. Und die Halbwüchſige ſchlug's Büchlein auf und ſteckte neugierig die Naſe hinein: was Intereſſantes? O ja, etwas Intereſſantes; weit mehr als das. Sie vergaß das Abſtauben und die ſo und ſoviel Mal-herum, die ihr die Mutter am Strickſtrumpf aufgegeben hatte, vergaß das Klavierüben und die franzöſiſche Überſetzung. Gott ſei Dank, daß ſo ſelten jemand in die gute Stube kam!

Auf dem Tritt unterm Fenſter kauerte ich, die langen Beine hochgezogen, die Hände um die Knie geſchlungen; und auf dieſen mageren Kinderknien lag das rote Buch. Ich las und las. Wie warmes, lebendiges Blut quoll es auf von dem roten Büchlein — es ſtieg mir zu Kopf, es

quoll mir zu Herzen, jetzt ſtand mein Herz faſt ſtill vor Qual, jetzt hüpfte es wieder hoch empor vor Seligkeit — o, dieſes ‚Buch der Lieder‘ war etwas andres, als die Gedichte, die man in der Schule lernt! Was waren ſelbſt Schillers Taucher, Freiligraths Blumenrache und Chamiſſos Löwenbraut hiergegen?! Hier war etwas ganz Neues, nie Gekanntes, nie Gefühltes, nicht einmal Geahntes! Das lebendige Leben mit ſeinen Freuden und ſeinem Weh, mit ſeinem Lieben und ſeinem Haſſen klopfte bei mir an. Über die unberührte Seele ſtürzten die Empfindungen, ſie wand und krümmte ſich unter deren Flut, faſt wäre ſie gern wieder losgekommen — es war ja manches ſo traurig, ſo ſchrecklich — aber, was war das doch ſo ſchön! Die Augen mußten leſen, leſen, wenn auch Tränen den Blick verdunkelten, ich — —

„Clara!“ Das klang wie die Poſaune des Gerichts. „Clara, wo biſt du?!“

Zitternd fuhr die Miſſetäterin auf beim Ruf der Mutter, zitternd ſtellte ſie's Büchlein an ſeinen Platz. Ja, das war keine paſſende Lektüre für ein Schulmädchen, das fühlte ſie wohl — ſtill, nur ſtill, daß die Mutter nichts davon merkte!

Ich erinnere mich noch ſehr genau, wie mir an jenem Abend zumute war, als ich, das heimlich entwendete ‚Buch der Lieder‘ in der Taſche, mein Stübchen aufſuchte. Banger und doch ſeliger kann keinem Mädchen zumute ſein, das ſich mit dem Geliebten das erſte nächtliche Stelldichein gibt. So ſelig-bang war mir. Ich las im Bett beim Schein eines miſerablen Lichtſtümpfchens wieder und wieder dieſe Liebesgedichte, die auf die Jugend aller Zeiten einen ſo unbeſchreiblichen Eindruck machen werden, eben weil ſie ſelber ſo unbeſchreiblich jung ſind.

Wie im Traum ging ich die nächſten Tage umher, blaß, mit einem verwirrten Lächeln. „Was hat die Clara?“ fragte mein Vater. Ja, das ſagte ſie nicht! Sie hatte etwas ganz Beſonderes, das trug ſie in ſich wie einen verborgenen Schatz. Anſtatt gleich nach der Schule heim zu gehen, rannte ich jetzt in die Straße der Altſtadt, wo Heinrich Heine einſt geboren worden war, ſtellte

mich da auf und gaffte die alten Giebelhäuſer an: welches von den vielen war es? Noch zeigte keine Tafel den Namen „Heinrich Heine“, aber was tat's, die ganze alte Straße, die Luft, der Boden waren voll von ihm. Ich ſehe den Rhein fließen vorbei am alten Schloß, darin der Schelm von Bergen den Reigen mit der ſchönen Fürſtin ſchlingt — ich ſehe die Stadt wie ein Nebelbild am Ufer des Stroms mit ihren Türmen emporſteigen — ich höre die Glocken der Jeſuiterkirche da hinten dröhnen und hallen, — Gebete murmeln, Wallfahrtslieder erklingen, ſie ziehen aus nach Kevelaer, die Mutter und der Sohn mit in der Prozeſſion — ich höre das Hündchen bellen und ſuche das Hühnerhäuschen, darin die Kinder Verſtecken im Stroh ſpielten — dies alles ſehe, höre, fühle, erlebe ich. Ja, hier iſt ein Dichter gegangen, und ich darf ihm nachgehen mit ſchüchternem Tritt! —

Ich habe dann mein heimliches Glück doch nicht allein für mich behalten können. Zuerſt erzählte ich der Nachbarstochter davon, und als dieſe hoch und heilig verſprach, mich nicht zu verraten, las ich ihr an einem verſchwiegenen Ort aus dem Buch der Lieder vor. Immer mehr und mehr. Ich las mich in einen Rauſch hinein, und auch ſie wurde davon mitergriffen. Ob wir alles verſtanden haben? Ich bezweifle es; aber etwas hatten wir ſicher verſtanden: die Muſik der Verſe, den köſtlichen Wohllaut. Und ein Reſpekt kam mich an vor ſolchen Verſen — wo ſolch ein Dichter gedichtet hatte, durfte da noch jemand anderes dichten?!

Solcher Reſpekt hat mich mein Leben lang nicht verlaſſen. Ich habe immer eine ehrfürchtige Scheu vor wahrhaft großer Kunſt gehabt, ſo daß es lange, lange gedauert hat, bis ich mich ſelber herantraute. Die Jugend iſt mir faſt darüber hingeſtrichen, denn was ich als junges Mädchen heimlich erdachte und niederſchrieb, das iſt auch heimlich geblieben; ich habe es zwar noch nicht verbrannt, es liegt ganz hinten in einem Fach meines Schreibtiſches, aber ich laſſe es niemanden leſen, und wenn ich ſelber einmal hineinblicke, dann klappe ich geſchwind wieder zu und ſage mir: doch gut, daß nicht alles gedruckt wird!

Der Vater hat es nicht mehr erlebt, daß die Tochter Schriftstellerin geworden ist. Ob er sich wohl darüber gefreut hätte? Ich glaube es. Er hatte einen freien Geist, einen Geist, wie man ihn nicht allzu häufig in den engen Schranken preußischen Beamtentums findet; einen Geist, der stark war in einem schwachen Körper. Ich erinnere mich meines Vaters nur als eines kranken Mannes; den hageren Körper ein wenig vorgeneigt, hatte er in den tiefliegenden blauen Augen unter der hohen Stirn ein Leuchten, das nicht mehr von dieser Welt war. Ein stiller und ernster Mann. Einen fröhlichen Vater habe ich nie gekannt, und doch hat dieser ernste Mann mit dem schneeweißen Haar sein junges Kind so gut verstanden. Das Beste meiner Kindheit waren die Stunden, die ich bei ihm verbringen durfte.

Dämmerung war's, die Akten waren abgetan, er hatte sich in dem kleinen Arbeitszimmer müde aufs Sofa gestreckt. Ich kauerte auf dem gestickten Teppich vor dem Sofa und hatte dem Vater beide Arme auf den Schoß gestreckt: „Erzähl' mir was!" Dann legte er die Offenbarung Johannis, in der er viel zu lesen pflegte, beiseite, und seine magere, ach, oft so heiße Hand auf meinem Haar ruhen lassend, sagte er zärtlich: „Mein Töchterchen! Erst erzähle du mir — was hast du heut getrieben?"

Wie hätte ich etwas verschweigen können?! Vor dem Blick dieser tiefen, blauen, entrückten Angen gab's kein Geheimnis. Und immer fand ich Verstehen, Verzeihung, eingehendste Liebe. Unter dem kaum fühlbaren Druck dieser mageren, trockenen, fiebernden Finger glättete sich mein oft gar wirres Denken; und die kindische Unruhe eines jungen Herzens, das so hastig schlug, das so viel wollte — ach, viel zu viel! — ging unter im Frieden einer abgeklärten Resignation. Es mögen wohl Worte der Weisheit gewesen sein, die der weißhaarige Mann zu dem blonden Kinde gesprochen hat. Gescholten hat mich mein Vater nie; ich habe ihm alles gestanden, jede Unart, jeden trotzigen Gedanken, er hatte immer ein mildes Nicken dafür, und als ich ihm von Heine sprach, da hat er fein gelächelt: „Noch etwas früh, mein Töchterchen! Aber der

Vorteil ist größer als der Nachteil, lies du nur, lies!“ Und das machte ich mir zunutze. Was half es, daß meine Mutter wehrte, daß sie schalt über die „ewige Leserei“, ich hatte den Vater zum Verbündeten.

Neben uns wohnte ein alter Mann, Herr Meuser, ein Kohlenhändler; ganz plötzlich auf einer Geschäftsreise hatte ihn der Schlag getroffen, nun saß er finster und unbehilflich in seinem Sorgenstuhl, und all die vielen Bücher, die er sich in seinem Leben zusammengetragen hatte, bald hier bald da — ohne Wahl — konnten ihm die Langeweile nicht vertreiben. Er war ja blind, blind; — um ihn undurchdringliche Nacht.

„Kommst du, mein Auge?“ fragte er erwartungsvoll, wenn die Tür leise knarrte; und sein finsteres Gesicht hellte sich auf.

Ich war schon am Bücherschrank. Und dann las ich ihm vor, ohne Wahl, wie es gerade kam: Eugen Sue, Lord Lytton Bulwer, Flygare Carlén und Honoré de Balzac, Walter Scott und Victor Hugo — Gott weiß was noch alles! In miserablen Übersetzungen, in einem Deutsch zum Erbarmen. Es stand viel Minderwertiges in diesem Bücherschrank; neben dem Guten das Schlechte, neben dem Schönen das Anstößige. Ich habe das Anstößige nicht gefühlt; mit eintöniger Kinderstimme schnatterte ich darüber hinweg. O, wie recht hat mein Vater gehabt: das Lesen hatte gewiß einen Nachteil, einen großen Nachteil, ich las mich fast krank, aber der Vorteil war doch noch größer.

Vom blinden Herrn Meuser her stammt meine erste Bekanntschaft mit der Weltliteratur. Und die setzte ich fort, als meine Eltern mich zu ihren Freunden, einem alten Ehepaar — Landgerichtsrat Mathieu — ein Jahr nach Trier, wo sie vor Düsseldorf gelebt und wo ich geboren worden war, in Pension taten. Mein Vater wurde immer kränker, meine Mutter war immer bekümmerter um ihn bemüht, unser Haus war kein Haus mehr, in dem ein junges Leben sich sorglos entfalten konnte. Und sie wollten mir doch Sonne geben, die Sonne unbekümmerter Lebensfreudigkeit, wie sie dem guten Onkel Mathieu aus jedem Fältchen seines humorvollen Gesichts lachte, aus jedem

schalkhaften Zucken seiner Mundwinkel blitzte. Wie sehr habe ich diesen Mann geliebt! Wenn ich jetzt durch die Straßen meiner alten Vaterstadt Trier schreite, ist es nicht die einst versunkene und wieder auferstandene Größe und Herrlichkeit der römischen Baudenkmäler, die mich von einem Schauer der Ehrfurcht überrieseln läßt; nicht die sanfte Lieblichkeit der blauen Mosel, nicht die malerischen Formen der roten Felsen, hinter denen die Eifelberge grünen, bewegen meine Seele — mein Herz ist hier weich und liebevoll, weil es an Onkel Mathieu denkt. Hier bin ich einst neben ihm hergeschlendert, hier sind wir Hand in Hand die Mosel entlang gewandert, hier sind wir in die Eifelberge hinaufgestiegen. Wie hat es mich oft gepackt da oben, damals als junges Ding, daß ich mich am grünen Rain niederwarf und laut jauchzte, so laut, daß die Einsamkeit wieder jauchzte. Noch sehe ich das eigentümliche Schmunzeln um den Mund des alten Herrn, wenn ich, vor Lust mich nicht zu lassen wissend, wie berauscht von Wein — ach, wir hatten doch gar keinen getrunken, nur Luft, Heimatluft, Moselluft, Eifelluft — mich stammelnd an seinen Hals warf: „Ich bin so glücklich!“

Diese Eindrücke sind Keime für meine ersten Eifelgeschichten gewesen. Onkel Mathieu war Untersuchungsrichter; wenn er mit seinem Sekretär auszog, um Tatbestände aufzunehmen, um Obduktionen beizuwohnen, so zog ich mit aus, das heißt, man setzte mich in irgendeinem Wirtshaus ab und empfahl mich der Obhut der Frau Wirtin. Es dauerte oft lange, bis die Herren ihre Geschäfte erledigt hatten, aber mir wurde die Zeit nicht lang. Wirtinnen sind meist gesprächig, sie wissen zu erzählen; und ich wußte zu fragen.

In den kleinen Eifelgärten, wo wild durcheinander Unkraut und brennende Liebe, Kartoffeln und Sturmhut, Feuerlilien und Nachtschatten wuchern, hörte ich manche Geschichte von Liebe und Haß, von frommem Gelübde und verbrecherischer Schuld, von Wallfahrtswundern und gebrochener Treu, von Neid, von Mißgunst. Wie draußen in der weiten Welt, so auch hier in der Einsamkeit. Nur

daß die Leidenschaften hier wachsen; sie wachsen ungezügelt, sie werden riesengroß.

Die Sonne prallte heiß aufs Hochland, das Blut stieg mir zu Kopf; nicht alles taugte für Mädchenohren. Und was die Zurückkehrenden erzählten — ich ließ ja keine Ruh, ich mußte es ja wissen, was der Richter in seinen Akten aufgezeichnet — das war auch nicht gerade geeignet für ein Pensionsfräulein. Aber hat es mir geschadet? O nein! Ich bin dem Volk in seinem Denken und Empfinden nahegekommen. Ich bin wohl erschaudert beim derben Tritt, mit dem es die Erde stampft — niedergetreten wird vieles unter nägelbeschlagener Sohle, alles was schwach ist und lebensunkräftig — erbarmungslos ist das Volk, hart, aber es kann auch lieben urkräftig, es folgt seinen Trieben unbefangen und schämt sich ihrer nicht.

Der gute Onkel hatte oft zu zügeln, das Derbe zog mich an, aber ich merkte es an seinem Schmunzeln, von Herzen kam ihm solche Rüge nicht. Er gab mir zu lesen, viel zu lesen; Tieck und Brentano liebte er sehr, ich lernte sie auch lieben. Das Volkstümliche im „Blonden Eckbert“ und in der „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ fesselte mich.

Mein erster schriftstellerischer Versuch fällt in diese Zeit des sechzehnten Jahres. Longfellows „Hiawatha“, den ich beim Onkel englisch gelesen hatte, übersetzte ich ihm metrisch zu seinem Geburtstag. Es war ihm eine große Genugtuung und mir keine große Mühe; wo die Übersetzung hingekommen ist, weiß ich Gott sei Dank nicht.

Heinrich von Kleist stand auf dem Ehrenplatz in Onkels Bibliothek, und wenn er mir auch nicht so süß einging wie der erste Teil des Faust, mich nicht so mit fortriß wie der Werther, so beschäftigten mich doch die Kleistschen Novellen, insonderheit Michael Kohlhaas, sehr lebhaft; wie mich denn überhaupt von jetzt ab Prosa immer mehr anzog als Verse. Für Schiller habe ich damals gar keine Neigung gehabt; es ist mir auch später schwer geworden, ein Verhältnis zu ihm zu finden. Ich weiß nicht, war er mir in der Schule verleidet worden, oder reizte mich das stete „Die Jugend muß Schiller lesen“ zum Widerspruch,

oder sträubte sich etwas in meiner Natur gegen dieses beständige Heranziehen jener Götter, die in Marmor unter tiefem Blau, umrauscht von Myrtenhainen, lebendiger wirken mochten, die mir aber unter unserm deutschen Himmel tot, nackt, kalt, wie Puppen erschienen. Sie machten mir Schiller unangenehm; ich wurde ungerecht und habe fast darüber vergessen, daß er uns einen Tell geschenkt hat.

Der gute Onkel Mathieu ist längst dahingegangen, wenige Jahre nach meinem Vater habe ich auch ihn verloren, und mit ihm schwand die literarische Anregung aus meinem Leben. Meine Mutter las wenig, und was sie las, entsprach nicht meinem Geschmack. Sie, eine Pastorentochter, sehr jung an den viel älteren hohen Beamten verheiratet, war nie aus dem engen Kreis herausgekommen, den Herkunft und Lebensstellung um sie gezogen hatten. Wir waren oft uneins; sie gehörte noch ganz zum alten Schlag, sie hatte keine Ohren für den in unserer modernen Zeit immer lauter und lauter werdenden Ruf: die Jugend muß sich ausleben. Für sie gab es noch kein Recht der Kinder, nur ein Recht der Eltern; das Recht, ihre Kinder ganz dem eignen Geschmack, den eignen Ideen nach zu erziehen. Es kam mir hart an, meine Wünsche und mein Wollen über Bord zu werfen; die Mutter war die Stärkere, ich habe mich allezeit beugen müssen. In dieser zarten kleinen Frau, mit dem auch bei vorgeschrittenen Jahren noch mädchenhaft lieblichen Gesicht steckte eine Kraft, eine Unbeugsamkeit, deren eiserner Disziplin die große Tochter sich einfach fügen mußte. Erst in reiferen Jahren habe ich erkannt, was ich dieser seltenen Frau zu danken habe. Von ihrer Unermüdlichkeit, von ihrem Fleiß, ihrer Ordnungsliebe, ihrem Pflichtgefühl hat sie mir etwas mitgegeben; aber auch — was man vielleicht auf den ersten Blick nicht bei ihr gesucht haben würde — das Erzählertalent. Von meiner Mutter muß ich's haben, das ist gewiß; mein Vater war ein schweigsamer Mann, sie aber konnte beredt sein.

Was sie mir von ihrer Heimat erzählte, der fernen Provinz Posen, die ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre nur aus ihren Erzählungen kannte, wie sie die Christnacht

Damenbildnis.
Gemälde von Fritz Auguſt von Kaulbach.
Copyright 1903 by Franz Hanfſtaengl.

ſchilderte in der alten Kirche zu Schwerſenz, die Roſen und die Lilien im Pfarrgarten, die Beſuche der großen Herren, die vierelang beim Geiſtlichen vorfuhren, die ſchweren Tage der Pfarrfrau, die mit ihren unmündigen Kindern, plötzlich des Vaters, des Ernährers beraubt, in drückendſten Verhältniſſen zurückblieb — das alles entbehrte nicht der poetiſchen Kraft. Und wenn ſie dann von jenem Tage ſprach, an dem ſie, als junge Frau am Fenſter ſtehend, zuſah, wie drunten auf Karren und Leiterwagen die unglücklichen Soldaten vom Dorfe Buk her in die Stadt Poſen gebracht wurden, mit abgeſchnittenen Naſen und Ohren, verſtümmelten Armen und Beinen, halb verblutet unter den Meſſern fanatiſcher Weiber, dann wuchs die polniſche Revolution gewaltig vor mir auf. Ich hörte das Dengeln der Senſen, ich ſah deren breites, blitzendes Blank ſich blutig färben unterm Mähen der Senſenmänner, ich ſah den weißen Falken fliegen auf rotem Panier und hörte das wahnwitzige Gebrüll der Menge:

„Noch iſt Polen nicht verloren —
Niech żyje Polska!“

Das Jahr 1848 führte meine Eltern nach Frankfurt am Main, mein Vater ſaß im Parlament als Abgeordneter für Poſen, und es gehörte ſchon in meinen Kindertagen zum hohen Genuß, wenn die Mutter ſich bereit finden ließ, von Uhland und den Brüdern Grimm zu erzählen, von Robert Blum und Karl Vogt, von General Auerswald und dem ſchönen Fürſten Lichnowski, dem ritterlichen Elegant, der auf der Bornheimer Heide ein ſo klägliches Ende gefunden hat. Die lebten alle; mit allen kleinen und großen Schwächen, mit allen inneren und äußeren Vorzügen, mit allen Mängeln und allen Tugenden ſtanden ſie da.

Und was iſt mir das Jahr 1870/71 durch meine Mutter geworden! Ein Ereignis, als hätte ich's ſchon mit vollem Verſtändnis miterlebt. Sie hatte damals im Lazarett gepflegt; Franzoſen und Preußen, Bayern und Pommern, Schwaben und Weſtfalen hatte ſie leiden und geneſen, aber auch leiden und ſterben ſehen. Auch ich bekam das alles zu ſehen, dank der Freudigkeit, der Begeiſterung, mit der die Mutter von jener großen Zeit ſprach; dank den blühen-

den Farben, mit denen ihre anſchauliche Kraft jene Bilder malte. Selbſt mein kleiner Sohn, der in der Schule noch nichts vom großen franzöſiſchen Krieg erfahren hat, weiß gut darüber Beſcheid; die Großmutter hat ihm ſeine Träume bevölkert mit ihren Turkos und Zuaven, mit ihren Braven von Spichern, mit ihren Helden von Gravelotte, mit dem Bazaine in Metz und dem Napoleon bei Sedan. Und ſie hat ihn aus dem Schlafe geweckt mit dem Läuten aller Glocken, mit dem Geſang der Schulkinder, die die Straßen der Stadt durchjubelten:

„Es brauſt ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter ſein?“ —

Ich habe meiner Mutter den Roman „Die Wacht am Rhein“ gewidmet; ihr verdanke ich ihn ja. Und vielleicht verdanke ich ihr auch noch einen anderen — wenigſtens die erſte Anregung dazu — die Anregung zu „Das ſchlafende Heer“.

Mein Vater war Gutsbeſitzersſohn aus dem Land des ſchlafenden Heeres; ſeine Vorfahren waren ſeit hundert Jahren, ſeit viel länger ſchon, dort angeſeſſen, und es hatte einen eigenen Reiz, Mutter vom alten Stammgut Rokitten erzählen zu hören, auf dem der Schwiegervater die junge Frau des älteſten Sohnes recht als ein großer Herr empfing, mit ihr durch die Felder jagte und dem ſchönen Töchterchen ſtolz ſeine drei Güter wies: Rokitten, Rhyn und Golmütz. Wo ſind die drei nun hin? Der alte Samuel Biebig, meines Vaters Großvater, der im hellblauen Frack unterm ſchlicht geſcheitelten langen weißen Haar ſehr energiſch von der Wand blickt, würde wenig zufrieden ſein, daß nur noch auf Rokitten ein Biebig ſitzt. Er war der Mehrer der Güter, und wenn er den polniſchen Herren, die es nicht anders taten als vierelang bei ihm vorzufahren, mit vier Ochſen den Beſuch erwiderte, ſo war er auch allezeit ein Mehrer des Deutſchtums; es wagte keiner zu mucken. Auch an dem Deutſchtum in der Provinz würde der Alte jetzt ſeine Freude nicht haben. —

Als meine Mutter und ich nach Berlin zogen, um dort mein Talent für die Musik ausbilden zu lassen, wurde auch mir die Heimat der Eltern eine Heimat; durch dreizehn Sommer war ich auf Gütern meiner Verwandten, teils im deutscheren, teils im polnischen Teile der Provinz, ein monatelanger Gast.

Welche Vorurteile ich auch am Rhein gegen die Provinz in mich aufgenommen hatte, und so seltsam, so fremdartig mich auch zuerst diese endlosen Rüben- und Weizenfelder anmuteten, ich lernte doch bald, daß auch dieses Land des Ackerbaues, der Ebenen und der Seen seine Schönheiten hat. Diese unbegrenzte, sonnenflimmernde Weite, in der das Korn reift, ist schön; diese tauig-kühlen Nächte sind schön, in denen es so köstlich ist unter der reichbesäeten Himmelsglocke dahinzufliegen. Die Pferdchen traben. So hoch, so groß und still wölbt sich das Sternenzelt.

Nichts hört man, als das Locken einer Wachtel im Korn und fern, fern im Dorf, dessen Lichtlein am Horizonte flimmern, das Dengeln einer Sense. Man hört so weit in der großen Stille, das Ohr schärft sich, es gewöhnt sich, den leisesten Laut aufzufangen. Und die Augen schärfen sich auch; der Blick wird sicherer, nicht nur jedes Kirchturmspitzlein über der blauen Linie des Kiefernwaldes späht er aus, jedes Rauchwölkchen, das einsamen Weilern entsteigt, er lernt auch das Kleinste liebevoll sehen: die Spur des Hasen im sandigen Weg, das Nest des Zaunkönigs im struppigen Buschwerk. Der Fülle und Schwere der Ähren lernt er prüfend achten, und wie dem Habicht entgeht auch ihm keines der winzigen Rebhühnchen, die hinter der Mutter her zierlich die Ackerfurche durchtrippeln.

Wenn ich jener unbegrenzten Weiten gedenke, durch die ich oft ganz allein mit den Ponies kutschiert bin, kommt mich eine Sehnsucht an nach dem mehligen Duft der sonnenvergoldeten Ährenfelder; nach dem strengeren Harzgeruch der blauenden Kiefernwälder, in denen die Räder langsam und lautlos durch sandige Wege mahlen; eine Sehnsucht nach dem demütigen Gruß fleißig schaffender Landleute. Wieder möchte ich mir das Ährensträußchen

mit flatterndem Band von der knickſenden Marynka an die Bruſt heften laſſen, mich „binden“ laſſen vom lachenden Volk der Schnitter; wieder einmal die roten Röcke der Mägde, mohnblumengleich, im Tanze wirbeln und bei der Schafſchur die roſige Haut des Lammes unter den fallenden Locken der Wolle aufſchimmern ſehen. Wieder krebſen am See beim Fackellicht, den dummen Geſellen, der, vom Schein angelockt, unterm Stein am Ufer hervorkriecht, flink mit zwei Fingern von oben packen, ihn, der Beute froh, in den Sack auf den Rücken ſchleudern; wieder im hohen Röhricht des Sees den Kahn feſtfahren, ſtill dort die Angel auswerfen — beißt ein Fiſch oder beißt er nicht: es iſt eine Wonne, die Spitzen des Schilfes im Winde ſich biegen zu ſehen, ſich einlullen zu laſſen vom liſpelnden Flüſterhauch, vom verſchlafenen Gluckſen der Wellchen am Kiele des Boots. —

Was mir Berlin, das Häuſermeer, mit ſeinen Steinen und Schloten, mit ſeinen Dünſten und ſeinem Staub, mit ſeinen Sorgen und Kümmerniſſen jahrsüber auf die Seele geladen hatte, das hat mir der Sommerhauch des Poſener Landes allemal wieder heruntergeblaſen; und ich bin neu geworden.

Sie waren nicht leicht, dieſe Berliner Jahre; es liegt viel Ringen in ihnen, inneres und äußeres, ein ſteter Kampf, viele Enttäuſchungen und manches Leid, von dem man nicht ſpricht. Vielleicht erinnert ſich noch hier und da ein Leſer dieſer Zeilen des Romans: „Dilettanten des Lebens“; er erſchien i. J. 1898 in „Velhagen & Klaſings Monatsheften“, der zweite Roman, den ich ſchrieb und in dem mehr eigenes bitteres Erleben iſt, als romanhafte Erfindung.

Die Muſik war nicht das Feld, auf dem ich mehr als eine Dilettantin werden ſollte — und doch, wäre mein Ohr durch ſie nicht geſchärft und geübt worden für Rhythmus und Harmonie, wer weiß, ob ich es gelernt hätte, das Wort nach Klang und Wert, den Satz nach Melodie und Takt abzuwägen. Es iſt ein herrliches Inſtrument, unſere deutſche Sprache, aber die Finger müſſen feinfühlig ſein, das Ohr feinhörig, wenn es uns gelingen ſoll, darauf zu ſpielen.

Meine Gesangstudien waren beendet, aber Erfolg, volles Gelingen, Befriedigung haben sie mir nicht gebracht — Erfolg, das hieß vorerst: Verdienst. Denn jetzt sollte, wollte, mußte ich verdienen. Ein Teil unseres kleinen Kapitals war verloren gegangen, bei meiner Mutter meldete sich ein ernstes Leiden; pekuniäre Sorgen, die grausam drückten und die doch für mich ein Segen waren, trieben mich dazu, neben den wenigen Musikstunden, die ich zu geben hatte, es mit ein paar kleinen Novellchen und Skizzen zu versuchen. Sie gefielen; es glückte mir mit ihnen, vielleicht weil sie so anspruchslos waren — freundliche Bilder, rheinische Jugenderinnerungen — vielleicht auch, weil es gute Menschen waren, die sie zuerst in die Finger bekamen, vielleicht auch, weil ich selber nicht groß von ihnen dachte. Man sagt oft, man müsse Selbstbewußtsein haben, um es in der Kunst, um es überhaupt im Leben zu irgend etwas zu bringen. Ich bezweifele das. Ich hatte zu meinem Glück kein Selbstbewußtsein, und ich weiß bestimmt, hätte ich es gehabt, so wäre ich da stehen geblieben, wo ich damals stand mit meinen kleinen rheinischen Skizzen.

Ich war wohl froh, ehrlich froh, Geld zu verdienen, aber ein Frohsein, bei dem die Seele sich freut, bei dem sie jauchzt, sich erhebt aus dem Alltag, solch ein Frohsein war das nicht. Unklar fühlte ich: das, was ich schrieb, war fernab von Literatur. Aber wie hin zu ihr kommen, wie sie erreichen, die wahrhafte, die einzige, die wirkliche Kunst?!

Da gab mir ein Freund Zola zu lesen. Er wußte wohl, was er tat, als er mir den Band in die Hand drückte, und hatte Bedenken: würde mir das auch wirklich gut tun? Er hoffte es; aber was er mir damit getan hat, das hat er freilich doch nicht geahnt. Dieser „Germinal“ war mir eine Offenbarung. Ich las es heimlich, meine Umgebung hätte durchaus kein Gefallen an dieser Lektüre gefunden. Aber ich, aber ich! Ich fieberte, ich zitterte, ich war wie niedergedonnert; ein Blitz hatte mich hell durchfahren, ich lag zerschmettert, aber — jetzt sah ich. O diese Kraft, diese Größe, diese Glut der Farben, diese Gewalt der Sprache, diese Fülle der Gesichte, diese Leiden-

ſchaft der Gefühle — ſo muß man ſchreiben, ſo! Ohne Rückſicht, ohne Furcht, ohne ſcheues Bedenken. So, nur ſo kann man jene Leiter erklimmen, die ſteil und ſenkrecht zur Höhe der Literatur hinanführt.

Was Brutales da war, was des „Zuviel" bei Zola iſt, ſah ich damals noch nicht; ich bewunderte nur, ſtaunte an ohne Kritik, mit fortgeriſſen von der gewaltigen Kraft dieſes Rieſen.

Und wenn ich hundert Jahre alt würde, ich würde den Tag dieſes Eindrucks nie vergeſſen; er iſt beſtimmend für mein ganzes Schaffen geworden. In den Winkel flogen die rheiniſchen Skizzen — nein, nein, nicht mehr ſo! Und wenn auch kein Menſch mehr etwas von mir drucken würde, und wenn meine Verwandten, meine Freunde ſich auch beleidigt von mir wenden würden, und wenn ich verhungern ſollte, ich würde von jetztab anders ſchreiben: ohne Phraſen, ohne Zierlichkeit, ohne Schönfärberei — ganz nackt meinetwegen ſollten die Geſtalten daſtehen, nur ehrlich, ehrlich! Ich war wie im Taumel, ich ſetzte mich hin und ſchrieb in zwei Tagen eine größere Erzählung: „Die Schuldige." Es war ein Stoff, den ich ſchon lange in mir herumgetragen hatte — ungeahnt —, nun tauchte er plötzlich wieder auf; er ſtammte noch aus jener Zeit, als ich den Onkel Mathieu auf ſeinen Unterſuchungsreiſen begleitete.

Keine Redaktion nahm „Die Schuldige" an. Ich war traurig darüber, aber ich ſchrieb doch ſo weiter. Und alles zurück und immer wieder zurück, und wieder und wieder! Und Vorwürfe bekam ich genug zu hören: „Warum ſchreibſt du auch ſo? Warum denn nicht mehr ſo wie früher?!" —

Nun, ich habe nie mehr „wie früher" geſchrieben. Und ich habe den Mut gehabt, auszuhalten, wenn auch die erſte Zeit herb war, ſehr herb. Aber ich ſtand ja bald nicht mehr allein.

Im Jahre 1896 verheiratete ich mich. Oben in den Eifelbergen, wohin es mich auf einmal unwiderſtehlich zog — ich mochte wohl inſtinktiv fühlen, daß dort die Wurzeln meiner Kraft lagen und daß es mir jetzt not tat,

ſie wieder einmal tief, tief in den mütterlichen Schoß zu ſenken — haben wir uns wohl nicht kennen, aber lieben gelernt. Und wir haben es dort gelernt, zu verharren, ſtarr wie die Eifelfelſen, uns nicht auseinanderblaſen zu laſſen, zuſammenzuſtehen allem Rütteln, allem Windesgeziſch zum Trotz.

Das Höchſte, das Schönſte, das Größte in meinem Leben und das Beglückendſte verdanke ich ſomit doch der Heimat — dem geliebteſten Stück der Heimat: der Eifel.

Im Jahre 1897 erſchienen meine erſten beiden Bücher: der Roman „Rheinlandstöchter“ und der Novellenband „Kinder der Eifel.“ —

So bin ich Schriftſtellerin geworden. Was aber die Schriftſtellerin zur Künſtlerin macht, das kann die Frau nicht erzählen.

Zweiter Frühling.

Aus dem ſommerſchwülen Tale
Stieg ich in den Frühling hier,
Windbewegt im klaren Strahle
Blüht viel andre ſcheue Zier.

Hinter blauen Veilchenmatten
Blinkt der Berg mit ſeinem Schnee.
O ſein unbetretner Schatten
Lockt ſo rätſelſüß und weh ...

Faſt als hätt' ich auf und nieder
Wie im heißen Tag gelebt ...
Faſt als ob auf einmal wieder
Erſtes Atmen mich durchbebt.

Emanuel von Bodman.

Skizzen aus Sorrent.

Von Paul Heyse.

Ein verlornes Skizzenbüchlein,
Älter als ein halb Jahrhundert,
Voller Vers' und Bleistiftstrichlein,
Fand ich wieder, sehr verwundert.

Zwar die Farben sind verblichen,
Doch die Welt erscheint noch heute,
Wie mit diesen flücht'gen Strichen
Sie zu zeichnen mich erfreute.

Ist der bunten Schildereien
Frische noch nicht ganz verflogen,
Wird man, hoff' ich, mir verzeihen,
Daß ich sie ans Licht gezogen,

Und mir's auch zu gute halten,
Daß ich neu hinzugeschrieben,
Was getreu aus jenen alten
Tagen mir im Sinn geblieben.

Flitterwochen.

Auf dem Deck des kleinen Dampfers
Fuhr nach Capri heut ein blondes
Deutſches Hochzeitsreiſepärchen,
Noch im Glück des Honigmondes.

Eng ſich aneinander ſchmiegend
Saßen ſie mit ſel'gen Blicken,
Aber nicht den Herrlichkeiten
Rings umher galt ihr Entzücken.

In das Ohr des holden Weibchens,
Das an ſeine Bruſt geſunken,
Flüſterte der junge Ehmann
Leiſe Worte, liebestrunken.

Und ſie hob die feuchtverklärten
Augen auf und hielt die ſüßen
Lippen ſchmachtend ihm entgegen,
Bis er ſie ihr ſchloß mit Küſſen.

All die andern Fahrtgenoſſen
Sahn vorbei an dieſen Beiden,
Um an Capri's zartem Umriß
Wie verzaubert ſich zu weiden.

Doch den alten Capitano
Hört' ich ſtill beluſtigt raunen:
„Nur verliebte Deutſche treiben's
Stets ſo zwanglos, daß wir ſtaunen.

Tragen ihre Zärtlichkeiten
Dreiſt zur Schau, wie im Vertrauen,
Weil die Liebe blind macht, müßten
Blind auch werden, die ſie ſchauen.

Wir verrufnen Italiener
Sind diskreter doch und keuſcher,
Küſſen niemals unſre Liebſten
Öffentlich, wie ſo ein Deutſcher.

Woll'n wir zu Gott Amor beten,
Pflegen wir, wie vorgeſchrieben,
In ein Kämmerlein zu treten
Und den Riegel vorzuſchieben."

Der Türke.

Eine Laube hat der Nachbar
In ſein Gärtchen hingepflanzt,
Drin er ſich zu ſüßem Nichtstun
Vor der Sonnenglut verſchanzt.

Ganz in zierlich türk'ſchem Stile
Ward das Häuschen hergeſtellt,
Und von jeder der vier Ecken
Schaut ein Halbmond in die Welt.

Auch ein Janitſcharenſpielwerk
Hat er oben angebracht.
Weht einmal die Tramontane,
Klingen dran die Glöckchen ſacht.

Drinnen ſitzt der dicke, brave
Sorrentiner hochbeglückt,
Tſchibuk rauchend, auf den Kahlkopf
Einen roten Fes gedrückt.

Lernte wohl in der Levante
Reiſend einſt den fremden Brauch,
Und nun übt er ihn vergnüglich
In der lieben Heimat auch.

Aber üppig um die Laube
Rankt empor der wilde Wein,
Hüllt das blanke Glöckchenſpielwerk
Samt den Türkenmonden ein.

Unter dichten Blättern bleiben
Tſchibukſchlauch und Fes verſteckt,
Daß kein italieniſch Auge
Dieſen Türkenſpuk entdeckt.

Mütterchen Natur, zu ſolchen
Kinderpoſſen lächelſt du,
Und mit deinem grünen Mantel
Deckſt du ſtill ſie wieder zu!

Bergidyll.

Eine ungewaſchne Mutter
Dreier ungekämmter Kinder
Traf ich neulich in den Bergen.

Saßen vor der niedern Hütte,
Mit dem ſchwarzen Kater ſpielend,
Hübſche Kinder, braune Bäckchen,
Funkelblanke ſchwarze Augen.
Aus zerlumpten Hemdchen blickten
Durch die Löcher ſchlanke Glieder,
Nur die dicken ſchwarzen Haare
Hingen über Stirn und Augen
Gar zu wild herein.

„Ihr habt da,“
Sagt' ich freundlich, „ſchöne Kinder,
Gute Frau! Gar liebe Kerlchen!
Nur die hübſchen ſchwarzen Augen
Werden von dem Lockenvorhang
Zugedeckt. Das müßt Ihr ändern.

Seht, aus meiner Wandertaſche
Will ich dieſen Kamm Euch ſchenken.
Damit kämmt die Strubbelköpfe,
Und Ihr werdet, könnt mir's glauben,
Selbſt ſie zehnmal hübſcher finden."

„Grazie!" ſprach die Frau und nahm ihn.

Als ich tags darauf zurückkam,
Liefen die drei Bübchen luſtig
Auf mich zu, jedoch noch immer
Im Naturzuſtand, vom Segen
Der Kultur unangekränkelt.

Und die Frau, ganz unverlegen:
„Glaubt nur, lieber Herr, ich hab' es
Gleich verſucht, allein es ging nicht.
Wozu, ſagte meine Mutter,
Gab uns Gott der Herr zehn Finger,
Als damit uns zu friſieren?
Und ſo tat ſie's ſelbſt und lehrt' es
Ihre Töchter. Doch mit Eurem
Schönen Kamme kämmt nun fleißig
Mein Beppino unſern Kater.
Seht, ſein Fell glänzt wie ein Spiegel.
Komm, Micetto! Laß dich ſtreicheln
Von dem guten Herrn und mach dein
Schönſtes Buckelchen."
Ich nahm es
Für genoſſen und empfahl mich.
Aber lachend ſagt' ich: „Heilig
Sind Familientraditionen,
Und geſchworen iſt's: nie wieder
Rühr' ich dran, in eitlem Vorwitz
Gott dem Herrn ins Handwerk pfuſchend,
Der in ſeiner Weisheit wußte,
Was er tat, als er zehn Finger
Jedem Menſchen anerſchaffen."

Sagt, Signor Paolo, in Eurem kalten
Nordiſchen Land — kennt man die Liebe da,
Und wär's nur, um ſich etwas warm zu halten?

— Wie kannſt du zweifeln! Jeder Deutſche ja,
Der nach Sorrent kommt, ſtammt von einem Paare,
Das liebend tief ſich in die Augen ſah.

Lieb' iſt ein Feuer, deſſen trüb' und klare
Glut unter jedem Himmelsſtriche brennt,
Damit die Menſchheit fruchtbar ſich bewahre.

— So mein ich's nicht. Ich möchte wiſſen, kennt
Ihr auch den guten Brauch, wie wir es treiben,
Was man bei uns far all' amore nennt.

Occhiaten und Soſpiri, Briefchen ſchreiben,
Zum Fenſter nachts hinauf Riſpetti ſingen,
So lang die Kerze ſchimmert durch die Scheiben?

— Nein, gutes Kind, zu ſolchen zarten Dingen
Sind unſre Nächte ſelten warm genug,
Auch möchten ſie den Burſchen kaum gelingen.

Es geht ein praktiſch-realiſtiſcher Zug
Durch unſer Landvolk. Nachts das Dorf zu wecken
Mit Liebesliedern, ſind ſie viel zu klug.

Da käm' auch wohl der Vater mit dem Stecken,
Und Liebesbriefe koſten Müh' und Schweiß
Und würden nicht das mindeſte bezwecken.

Ein richt'ger Burſch, der ſich zu helfen weiß,
Lehnt, wenn die Nachbarn ſchlafen, eine Leiter
Ans Kammerfenſter ſeiner Liebſten leis,

Klimmt ſacht hinauf, ſchwingt als ein kecker
Reiter
Sich auf den Sims und ſchmeichelt ſich hinein
In ihre offnen Arme — und ſo weiter.

Mich dünkt, dies müſſe wohl erwünſchter ſein
Für Liebesleute, ſchelten auch die Alten,
Als Ritornellenſang im Mondenſchein,

Der nicht ſo nützlich iſt, ſich warm zu halten.

Mal di mare.

Ruhig lag der Golf von Napel,
Den das Marktſchiff glatt durchſchnitt,
Aber drei Napoletan'ſche
Küchenjungen fuhren mit.

Während ſie Zitronen kauten,
Sprachen ſie von ihrem Fach,
Und im Eſſen auch und Trinken
Rühmten ſie ſich Großes nach.

Mit dem Oberkoch des Prinzen
Wettet' einer von den drei'n,
Sechsundzwanzig Apfelſinen
Zu verzehren ohne Wein.

Leider aß er ſchon am Morgen
Selben Tages Baccalà,
Und der Fiſch hat ſeine Tücken,
Deren er ſich nicht verſah.

Zweiundzwanzig, dreiundzwanzig
Nahm die Beſtie noch nicht krumm,
Doch bei vierundzwanzig dreht ſie
Sich wie toll im Grab herum.

Nun beſchrieb er ſeinen Magen,
Bis, ſo windſtill unſre Fahrt,
Nur vom bloßen Hörenſagen
Ich denn richtig ſeekrank ward.

Der Veſuv.

Früh erwacht im Tagesgrauen,
Schwang ich mich das ſteile Treppchen
Raſch hinan zum flachen Söller,
Und an ſeiner Bruſtwehr lehnend,
Ließ ich die entzückten Augen
Weitum in die Runde ſchweifen.

Noch im leichten Morgenſchlummer,
Zugedeckt von Nebelſchleiern,
Wie von flaumenleichten Linnen,
Lag die Küſte, lag der glatte
Purpurblaue Meeresſpiegel,
Zitternd in dem leiſen Windhauch,
Der dem jungen Tag voranging.
Und nun kommt er! Siegesprangend,
Güldnen Kronreif um die Stirne,
Tritt im Oſt er auf die Hügel,
Und ſofort die Flammenpfeile
Sendet er in die verträumte
Welt zu Füßen, daß der graue
Nebel reißt, in Glanz zerflatternd.
Und Neapolis, die ſchöne,
Hebt ſich aus dem Duft, und ihre
Kinder all, die kleinen Städtchen
Längs der Küſte, reiben lachend
Sich den Schlummer aus den Augen,
Spiegeln ſich im Meer und kränzen
Seinen Strand mit Blütenzweigen.

Doch zur Rechten in den klaren
Morgenhimmel ragt der alte
Feuerberg Veſuv, die Stirne
Zart umglüht von Roſenſchimmer.
Ruhig liegt er da, behaglich
Seine Morgenpfeife rauchend,
Zu dem Kranz der weißen Städtchen
Niederblickend, die wie Enkel
Um den Großpapa ſich drängen.
Aber ich — gedenken mußt' ich
Alles Unheils, das der Große
Dieſen Kleinen angeſtiftet,
Und die Fauſt mit Zorngebärde
Nach ihm ſchüttelnd, rief ich alſo:

„Heuchler du, mit deiner frommen,
Menſchenfreundlich ſanften Miene!
O man weiß, wie heiße Tücke
Dir im Buſen gärt! Umſonſt nicht
Nannte jener kranke Dichter
Dich sterminator Vesevo.
Ja, Verwüſter und Verheerer
Warſt du ſeit den frühſten Tagen,
Haſt die arglos guten Kinder,
Die bei dir ſich angeſiedelt,
Erſt gehätſchelt und geliebkoſt,
Dann bei Nacht in Aſchengluten
Sie erſtickt, die Ahnungsloſen,
Ihre Spur vom Boden tilgend.
Fluch dir! Ohne dich, du Dämon,
Würde dieſer benedeite
Erdenfleck ein Paradies ſein,
Gleich dem erſten. Aber freilich,
Jenen auch war ein ‚Verwüſter'

Paul Heyse

Modelliert von Rudolf Marschall.

Zugeſellt vom Höllenabgrund,
Gleißend, wie du ſelbſt, in Schönheit."

So in ſittlicher Entrüſtung
Mich entladend, hielt den Blick ich
Auf des Kraters Rand geheftet,
Und auf einmal aus dem weißen
Dampf, der aus der Tiefe vorquoll,
Hob ſich geiſterhaft ein mächt'ges
Haupt, umweht von grauer Mähne,
Wildem Bart, und unter buſch'gen
Brauen funkelten zwei Augen,
Blitze ſprühend. Deutlich ſah ich
Ihren Blick auf mich gerichtet,
Und wie Morgenwindes Sauſen
Drang vernehmlich eine Stimme
An mein Ohr:
„Du naſeweiſer
Tor, wie wagſt du mich, den alten
Herrſcher dieſer Welt, zu ſchmähen?
Haben nicht die ew'gen Götter
Hier mir meinen Thron gegründet,
Gaben mir die Feuerſeele,
Die, ob ungezählte Jahre
Über meinem Haupt dahinziehn,
Nie erkaltet? Feuergeiſter
Müſſen unerbittlich immer
Wechſelnd Gut und Böſes ſtiften,
Nicht gezähmt von lauer Tugend.
Und du nennſt mich Heuchler? Hätt' ich
Je verleugnet mein Gemüte?
Wenn die Kleinen dumm vertraulich
Sich geſchmiegt an meine Kniee,
Mußten ſie gewärtig bleiben

Meiner Launen. Und du ſchiltſt mich,
Daß in Aſchen iſt begraben
Jene zwei berühmten Städtchen?
Heuchelſt du nicht ſelbſt! Wie biſt du
Erſt vor kurzem in Pompeji
Hochentzückt herumgewandelt,
Haſt die Bronzen, ausgegraben
Aus dem Schutt von tauſend Jahren,
Im Muſeo Nazionale
Hoch bewundert, und dem ‚Dämon‘,
Der dies Schauſpiel euch gegönnt hat,
Gibſt du danklos ſchnöde Namen?
Doch ſo ſeid ihr, wind'ge Menſchlein,
Prunkend mit humanen Phraſen,
Aber wenn von fremdem Unglück
Etwas Gutes für euch abfällt,
Laßt ihr's doch euch trefflich ſchmecken.
Schäm dich, junger Mann, und biſt du
Noch nicht ganz verderbt, geh in dich!“

Rief's, und plötzlich war das mächt'ge
Haupt, ſo wie's erſchien, verſchwunden.
Ich jedoch, wie ein geſcholtner
Schulbub ſchämt' ich mich und bat ihm
Alles ab, was ich geläſtert,
Rief ihm auch an jedem Morgen
Ehrerbiet'gen Gruß hinüber —
Aber nie mehr hat der alte
Herr von mir Notiz genommen.

In such a night ...

(Kaufmann von Venedig.)

Auf der Terraſſe, nachts, hoch überm Meer,
Noch ſchwül die Luft. Vom Nachbargarten haucht
Orangenduft betäubend zu mir her;
Rings iſt die Welt in Mondesglanz getaucht.

Fern überm Golf mit tauſend Lichtern winkt
Parthenope. Feinhörig iſt die Nacht,
Doch von dem Gaſſenlärm, der drüben klingt,
Iſt, noch ſo leis, kein Echo aufgewacht.

Elektriſch zuckt der Äther. Auf der Flut
Erſchimmert magiſch goldner Funken Schein,
Und eine Stimme ſingt voll ſüßer Glut
Santa Lucia in die Nacht hinein.

Im Garten aber, wo die Roſen blühn,
Wandelt ein Paar in holder Schwärmerei.
Leuchtkäfer rings umgaukeln ſie und glühn
Wie Hochzeitsfackeln um die ſel'gen Zwei.

Ihr Glücklichen! Ihr aber achtet's kaum,
Der Welt ringsum entrückt durch Liebesmacht,
Daß euch vergönnt, zu träumen dieſen Traum
In ſolchem Paradies und ſolcher Nacht!

Sappho.

„Der Mond iſt untergegangen
Und die Plejaden —
Ich aber ſchlafe allein."
Sappho.

„Ich ſeh die Stern' am Himmel ſchon erblaſſen,
Der Morgenwind weht kühl herauf vom Meere.
Mein ſchweres Herz hat mich nicht ſchlafen laſſen,
Und auch am Tag bedrückt mich ſeine Schwere.
Wo biſt du, Liebſter, daß ich dich nicht ſehe?
Ich finde Schlummer nur in deiner Nähe.
Warum biſt du ſo weit von mir geſchieden?
In deinem Arm nur find' ich Ruh und Frieden!"

So, als ich früh am Tag vorüberging,
Sang vom Altan ein vierzehnjährig Ding.

Tief in die Stirn fiel ihr das ſchwarze Haar,
Darunter glüht' ein ſchwarzes Augenpaar.

Den Rocken ſchwang ſie in der braunen Hand,
Den Feuerblick ins Meer hinausgeſpannt.

Sang ſie von ſchon erlebtem Liebesſchmerz,
Wie? oder träumt' ihn nur voraus ihr Herz?

Sie ſang's vielleicht der ältern Schweſter nach,
Verſtand nicht halb die Worte, die ſie ſprach?

Gleichviel. Ihr alle ſeid von Sappho's Art,
Zu tödlich wildem Herzweh aufgeſpart.

Doch Leid um Liebe dünkt auch euch Gewinn,
Und macht das ärmſte Kind zur Dichterin.

Ich aber will zu allen Göttern flehn,
Dir möge nicht das Bitterſte geſchehn,

Daß dich dein Herz, von Kummer überſchwer,
Hinab vom hohen Felſen ſtürz' ins Meer,

Und könnt' auch, Ärmſte, dein Riſpetti-Singen
Dir einer Sappho ew'gen Ruhm erringen.

Abſchied.

1.

Und da ich, mein Sorrent, nun ſcheiden muß,
Noch ſtets zu früh nach ſo viel Wonnetagen,
Laß dir den Dank, mein Vielgeliebtes, ſagen,
Für meines Gaſtrechts herrlichſten Genuß.

Der Wandrer, den ſein unſtet haſt'ger Fuß
Durch Thermen, Tempel und Muſeen getragen,
Er wird, was mir vergönnt ward, nie erjagen,
Nie ganz verſtehn Italiens Genius.

Ich aber durft' in dieſes Volkes Mitte
Belauſchen ſeines Herzens freien Schlag,
Nicht eingeſchränkt durch heuchleriſche Sitte,

Daß offen ſeine Seele vor mir lag,
Wie eines Freunds, und jetzt mit herbem Schnitte
Der Abſchied ein Stück Herz mich koſten mag.

2.

Ein letztes Lebewohl, ein letzter Blick
Nach jenem Haus, wo mir ſo wohl geworden,
Und nun von dieſes Golfs beſonnten Borden
Zur Heimat kehrt mein raſcher Flug zurück.

Trotz Scheidenswehmut preiſ' ich mein Geſchick.
Denn ob das Leben auch im kühlen Norden
Nicht lockt mit ſüdlich ſchmelzenden Akkorden,
Doch fühl' ich: dort nur wohnt mein wahres Glück.

Dort grüßt mich Die, vor deren ſeelenvollen
Augen Sorrents Laurellen und Carmelen,
So lieblich ſie auch blühn, erblaſſen ſollen.

Und dort auch nur kann junge Kraft ſich ſtählen
Zu reifem Werk, drin, wenn die Götter wollen,
Sich Südens Reiz und Nordens Ernſt vermählen.

Der gelbe Schädel.

Novelle von Georg von der Gabelentz.

Draußen fror die Natur, aber im Zimmer der jungen ruſſiſchen Malerin Kathinka Iwanowna glühte der Samovar. Sie ſelbſt ging geſchäftig bald hierin, bald dorthin, indem ſie hin und wieder einige Worte mit zwei Herren wechſelte, die auf bequemen Rohrſtühlen am Ofen ſaßen. Es waren Freunde, die ſie zu ſich eingeladen hatte, der Arzt Doktor Meßmer und der Maler Karl Aſching.

Während Kathinka Gläſer, Beſtecke und Teller um einen Strauß duftender Nelken ordnete, folgten die beiden Männer mit Wohlgefallen ihren Bewegungen. Sich der Wärme des Ofens freuend, genoſſen ſie das wohltuende Gefühl in behaglichem Zimmer von einem hübſchen Mädchen bedient zu werden und dabei auf das Summen des Samovars und das Klopfen des Regens zu hören, der mit häßlicher Beharrlichkeit draußen gegen die Fenſter lief.

„Welch prachtvolle Nelken!“ ſagte Aſching mit einem zärtlichen Blick auf die weißen Hände Kathinkas, die ſoeben die zu feſt gebundenen Blumen im Glaſe lockerten, ſo daß ſich der Strauß öffnete und verſchönte.

„Schalken liebt ſie. Die Nelken ſollen eine kleine Aufmerkſamkeit für ihn bedeuten,“ entgegnete das junge Mädchen.

„Für Schalken? Warum haben Sie uns noch ſo wenig von ihm erzählt? Wir haben ihn hier in München ſehr vermißt, und Sie ſollen ſchuld geweſen ſein, daß er ſo lange in Paris blieb.“

„Ich?“ Kathinka Iwanowna wurde rot und verzog ihren vollen Mund zu einem leicht ſpöttiſchen Lächeln.

„Ich soll schuld sein?“ entgegnete sie. Ganz und gar nicht! Bin ich nicht zwei Monate vor Schalken hierher gekommen? Ganz etwas anderes hat ihn in Paris festgehalten! Übrigens will ich Ihrer Neugier verraten, daß mir Schalken vorgestern seine Rückkehr nach München in einem recht merkwürdigen Briefe mitteilte.“

„Merkwürdig?“ fragten der Doktor und Asching zu gleicher Zeit.

Kathinka Iwanowna setzte sich neben den Samovar.

„Ja, merkwürdig,“ sagte sie. „Gestehen Sie, haben Sie je etwas Phantastisches an diesem vernünftigen und eigentlich recht genußfrohen Mann bemerkt?“

„Nein, niemals!“ bestätigten die beiden Herren.

„Nicht wahr?“ fuhr das junge Mädchen eifriger werdend fort. „Nun, dann werden Sie begreifen, daß ich mit Sehnsucht und Neugier auf ihn warte, damit er mir und Ihnen die Rätsel seines letzten Briefes löst.“

Dokter Meßmer schlug mit der Hand leicht auf die Armlehne seines Stuhles. „Ja, zum Donnerwetter, seit wann gibt unser lieber Schalken seinen Freunden Rätsel auf? Hat er neue Gesetze der Malerei gefunden?“

Die junge Russin lachte und zeigte dabei eine Reihe glänzend weißer Zähne. „Ha, ha, Schalken und seine Malerei! Nein, die betreibt er noch immer wie bisher nur als reicher Liebhaber. Mit Talent, mit einiger Passion, aber eben nur als Amateur. Das Sonderbare seiner unerwarteten Rückkehr liegt wo anders, ganz wo anders, und ich wette, Sie raten's alle beide nie!“

„Schönste Kathinka, warten Sie nicht auf unser Raten! Wir sind ungeschickt in solchen schwierigen Dingen! Sagen Sie rasch, was Schalken veranlaßt hat, Paris zu verlassen!“

„Gut, spitzen Sie die Ohren! Also etwas sehr Schlimmes trieb ihn fort, zwar kein Mord, aber um es kurz zu sagen: — ein Raub!“

„Aber um Himmels willen, Kathinka,“ rief Asching aus, indem er erregt vom Stuhl aufsprang. „Sie sprechen in Rätseln. Wollen Sie etwa behaupten — —“

„Halt! Nichts, gar nichts will ich behaupten,“ unterbrach ihn die junge Russin und streckte abwehrend die

Hand von ſich. „Ich brauche nur das gleiche Wort, deſſen Schalken ſich in ſeinem letzten Briefe bedient hat. Man muß nicht gleich an einen Einbruch denken! Ich ſage Ihnen nur, daß unſer Freund ein myſteriöſes Erlebnis gehabt hat, das ihn veranlaßt, Paris raſch den Rücken zu kehren, daß dies Erlebnis ein Raub war und daß es mir ſelbſt im übrigen ebenſo unbekannt iſt wie Ihnen.“

Die drei ſchwiegen eine Weile und lauſchten in allerlei Gedanken auf Regen und Wind, die noch immer im unwirtlichen Dunkel der Herbſtnacht ihr Weſen trieben.

„Wo er nur bleibt?“ rief der Doktor endlich. „Er ſcheint's nicht eilig zu haben, ſeine alten Freunde wiederzuſehen!“

Kathinka Iwanowna wollte den Abweſenden in Schutz nehmen, als ein heftiges Klingeln an der Tür des Flurs ſie aufhorchen ließ. Gleich darauf vernahm man raſche Schritte, ein Vorhang wurde zur Seite geſchlagen, und der lang Erwartete trat ein.

Albert Schalken mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen. Antlitz und Geſtalt waren mager. Aus dem Haupte, das er leicht vornübergeneigt trug, blitzten hinter einer Brille hervor dunkle und kluge Augen. Seine Hände waren wohl gepflegt, von nervöſer Beweglichkeit und ſprachen von einem ſtarken Empfindungsvermögen.

„Liebſte Kathinka, verzeihen Sie mir,“ ſagte Schalken ſofort, „ich hab' mich entſetzlich verſpätet, es iſt wahr, mais c'était plus fort que moi! — Ich verbrachte ſoeben zwei äußerſt intereſſante Stunden in einem chemiſchen Laboratorium.“

„Aha, du haſt wohl neue Farben gemiſcht?“ fragte Aſching.

„Farben? Nein, das nicht. Ich habe nur genau die Einrichtungen des Laboratoriums ſtudiert.“

„Eines chemiſchen Laboratoriums?“ fragte der Doktor gedehnt. „Du? Seit wann intereſſierſt du dich für ſo was?“

Schalken lachte anfangs gezwungen, dann aber nahmen ſeine Züge plötzlich einen nachdenklichen Ausdruck an. Mit ſcharfem Blick richtete er ſeine Augen auf den Frager.

„Warum ſeht ihr mich mit einmal alle ſo beluſtigt

an? Hab ich mich verändert, heh? — Ja — ich bin Chemiker geworden, Chemiker! Ich bin's früh, spät, bei Tag und in der Nacht, immer!"

„Und die Malerei?" warf Asching ein. „Die Kunst?"

„Hing ich an den Nagel."

„Eine seltsame Wandlung," bemerkte Kathinka Iwanowna. „C'est triste, on change ses amours."

„Sie haben nicht ganz unrecht, Kathinka," sagte Schalken. „Aber gestehen Sie, solange ich mit Ihnen zusammen war, haben sich meine alten Interessen für Kunst nicht verändert. Wenigstens glaub ich das nicht."

„Ich meine doch," entgegnete die Russin. „Besinnen Sie sich nicht? Seit wir so viel im Park von Bondy waren, ließen Sie Ihr Skizzenbuch liegen, fast ohne einen Strich zu machen, während ich so fleißig wie nie zuvor malte."

Schalken lächelte. „Sie allein hielten mich vom Malen ab," sagte er in scherzendem Tone.

„Ich?" Kathinka schlug die Hände zusammen. „Seht einen solchen Lügner! Sagten Sie nicht selbst, daß irgend etwas Fremdes Sie immer wieder in die Nähe dieses Parkes zöge? Es waren bestimmt nicht meine Augen."

„Ja, ja, ich will's nicht leugnen. „Ich habe jenen Ort immer wieder aufgesucht."

„Warum das?" fragte Doktor Meßmer. „Seiner Schönheit wegen?"

„Nein, weil ich — mußte."

„Du mußtest? — Erzähl' doch," rief Asching, da er sah, wie sein Freund nachdenklich nach der Decke des Zimmers schaute.

„Geben Sie mir eine Zigarette, Kathinka," bat Schalken mit einem Seufzer, „dann will ich euch gestehen, was mich aus Paris trieb. Es hängt übrigens aufs innigste mit jenem alten Park zusammen."

Die Russin reichte ihren Gästen Zigaretten und brannte sich selbst eine an. Dann rückte sie sich einen bequemen Korbstuhl in ihren Kreis.

Doktor Meßmer hatte unterdessen den Angekommenen unbemerkt von der Seite beobachtet. Schalken saß so, daß das Licht der über dem Tische hängenden Lampe sein Profil

ſcharf beleuchtete. Meßmer kannte dies Profil, wie kaum ein zweites, er kannte es um ſo beſſer, als ſowohl Stirn wie Kinn des Freundes in auffälliger Weiſe gegen die lange und etwas gebogene Naſe zurücktraten. Heute nun ſchien ſich ihm dieſer unſchöne Zug noch mehr auszuprägen, und der Doktor ſchob dies auf das müde und — er fand keine beſſere Bezeichnung — unglückliche Ausſehen des Freundes. Etwas bisher Verborgenes lag heute in den Zügen Schalkens. Sah er gealtert aus? Nein! Jünger? Auch nicht! Doktor Meßmer meinte, ſein Freund ſehe aus, als lege ſich eine fremde, aber aus zarteſten Spinnweben gebildete Maske über ſein Antlitz.

Dieſe Grübeleien wurden durch die Stimme Schalkens unterbrochen, der plötzlich zu erzählen begann.

„Wißt ihr, daß ich eben im Geiſte eine weite Reiſe gemacht habe? Nicht eine Reiſe über tauſend Meilen nach fernen Erdteilen, ſondern tauſend Jahre zurück in ferne Zeiten. Geht es euch nicht auch zuweilen ſo? Man ſieht eine Gegend, durch die man beſtimmt noch nie gewandert iſt, und doch ſagt man ſich: hier biſt du ſchon einmal geweſen, durch dies Tal, über dieſen Berg haben dich deine Sohlen ſchon einmal getragen, auf dieſer Wieſe haſt du ſchon einmal Kinder ſpielen ſehen. — Wann? Ja, wer das wüßte! — Irgendwann muß es geweſen ſein, und gehen wir der Sache auf den Grund, ſo finden wir, daß ein im Tageslicht halb vergeſſener Traum uns in eine ähnliche Gegend verſetzt haben muß. Meiſtens iſt es mit ſolch flüchtigen Gedanken abgetan, und wir vergeſſen bald wieder dies Gaukelſpiel unſerer Phantaſie. Anders erging es mir aber mit dem Parke von Bondy. Hier geſellte ſich zu dem Bewußtſein, dieſe Gegend ſchon einmal in meinen Träumen geſehen zu haben, der unwiderſtehliche Drang, ſie immer wieder aufzuſuchen.

Ihr alle kennt das Gefühl, das einen beſchleicht, wenn man in einen alten Buchenwald eintritt, in dem die Kronen hundertjähriger Baumrieſen ſich über uns zuſammenſchließen. Es faßt uns ein Gefühl des Schauers, der Ehrfurcht. Ich empfand deutlich dieſen Schauer, als ich den Park zum erſtenmal betrat.“

„Sie haben das gut vor mir versteckt!“ warf Kathinka Iwanowna ein.

„Mit Absicht! Ihretwegen, liebe Freundin! Ich wollte Ihnen Ihre helle Sommerfreude nicht schmälern!“ fuhr Schalken fort. „Waren Sie doch an jenem Tage heiterer denn je, und jeder Baum, jede Blume, jeder Singvogel ließ Sie in Rufe des Entzückens ausbrechen!

Auf einer Lichtung fanden wir ein weitläufiges, altes Landhaus, halb Schloß, halb Villa. Nur der eine Flügel schien bewohnt, die größere Hälfte aber machte einen verödeten Eindruck. Die Fenster waren mit Holzplanken vernagelt, auf der Terrasse vor dem Eingangstor wucherte langes Gras und huschten Eidechsen. Die Mauern schwiegen, kein Ton drang aus ihrem Inneren. Wir lagerten uns unter einer alten Fichte, dem Portal gegenüber, und nahmen beide unsere Skizzenbücher zur Hand.

Aber während Kathinka eifrigst und ohne zu ermüden ihrer Kunst oblag, wirkten die schwüle Luft unter den alten Bäumen und die feierliche Stimmung der Umgebung ermattend und seltsam beunruhigend auf mich. Ich legte bald meine angefangene Zeichnung weg und sprang auf.

Ziellos wanderte ich um das Haus. Ohne Plan und Absicht verlor ich mich dann in den vielen verschlungenen Wegen des Parkes, dessen Ende an den Wald stieß. Verließ ich indessen den von einer Mauer abgegrenzten Park nicht, so führten mich alle Wege stets wieder im Bogen vor das Landhaus, das immer ganz unvermutet mit seiner altersgrauen Fassade vor mir hinter Bäumen und Büschen auftauchte. Wahrscheinlich hatte der erste Besitzer dieses Parkes in einer bizarren Laune, wie man das im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert liebte, den Garten mit Absicht gerade in dieser Weise angelegt.

Erst bei anbrechender Dämmerung fuhren Kathinka und ich nach der Stadt zurück, sie freilich mit einer gelungenen Zeichnung, ich nur mit leeren Blättern.

Nun, das mußte nachgeholt werden, denn unsere Freundin neckte mich nur zu oft mit meiner Faulheit. Wir fuhren also noch mehrfach zusammen hinaus, ja zuletzt sah uns der Park wöchentlich mindestens einmal in seinem Schatten.“

„Mein lieber Schalken," unterbrach Doktor Meßmer die Erzählung seines Freundes, „du wolltest uns berichten, warum du Paris so plötzlich den Rücken gekehrt hast, und hast bisher nur davon gesprochen, daß dich etwas dort zurückgehalten hat. Die alten Bäume von Bondy — —"

„Geduld! Sie gerade sind an allem schuld," fuhr Schalken ruhig fort, „hört nur zu! Eines Morgens reiste Kathinka nach München ab, und ich fuhr mit dem nächsten Zuge nach dem Park von Bondy."

„Du lächelst, Skeptiker," wandte sich Schalken plötzlich an den Doktor, „und doch muß ich dabei bleiben, daß mich nicht die malerischen Stellen, nicht das alte Herrenhaus, nicht der kühle Schatten oder die hübsche Tochter des Pächters immer wieder hinauszogen, sondern ein unerklärliches Gefühl, das ich höchstens mit einem unklaren Heimatsgefühl vergleichen könnte. Woher so eine Empfindung stammt, die doch in meinem Falle vollkommen grundlos war, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß leicht erregbare Menschen sie sogar in sehr starkem Maße haben können. Es ist, als gehe eine heimliche Kraft vom Boden aus.

In solchen Bannkreis zog mich der fremde Park, ohne daß ich nur irgendwie hätte sagen können, wie dieser Kreis sich um mich geschlossen hatte. Genug, ich erlag ihm und machte mir darüber auch keine weiteren Gedanken.

Eines Tages trieb ich mich wieder unter den hundertjährigen Eichen umher. Mein Skizzenbuch nahm ich schon längst nicht mehr mit, wozu auch? Ich kam ja nicht um zu zeichnen, nur um zu träumen.

Das sonst stets verschlossene Portal des Schlößchens stand diesmal weit offen, und ich trat neugierig ein. Vielleicht hatte es über Nacht der Wind aufgeschoben, denn ich entdeckte niemand im Inneren, ich rief auch umsonst nach einem Bewohner. Keine Stimme antwortete, nur meine eigene, die mir von den Wänden entgegenhallte. Was tut der Mensch, der unversehens in ein fremdes und interessantes Haus gerät, in dem niemand die Türen verschlossen hält? Man rennt nicht wieder heraus, o nein, man wandert neugierig darin herum. So auch ich.

Am Schluß meiner Wanderung stieß ich auf eine noch

wohlerhaltene Kapelle. Aus hohen Fenstern fiel das Licht ziemlich hell in den kleinen und mit überladenen Holzschnitzereien angefüllten Raum. Eine Scheibe war zerbrochen, und die Sonne sandte ihre Strahlen bis auf den mit Fliesen belegten Fußboden. Diese Kapelle machte darum durchaus keinen unheimlichen oder öden, sondern einen ganz behaglichen Eindruck, so daß ich mich bequem auf eine der Bänke niederließ, um die friedliche Stimmung des einsamen Raumes auf mich wirken zu lassen.

Von draußen drang das freche Zirpen der Sperlinge an mein Ohr, Millionen von feinen Goldstäubchen wirbelten in ruheloſem Tanze auf dem Sonnenstrahl auf und nieder, wie auf einer luftigen Brücke.

Plötzlich überkam mich eine bleierne Müdigkeit, und ich schlief ein. Ich glaube, daß ich nur sehr kurze Zeit schlief, vielleicht wenige Augenblicke, aber sie genügten, um mich im Geiste einen Rundgang durch die entdeckte Kapelle machen zu lassen. Dieser Gang zeigte mir eine Tür, die durch den Holzaufbau eines Altarbildes verdeckt wurde, und die ich, eben weil der Altar sie vollkommen verbaute, vordem nicht hatte bemerken können.

Als ich erwachte, galt mein erster Blick dem Altar. Barg er wirklich einen Ausgang aus dem Raume? Ich erhob mich, zwängte mich zwischen ihn und die Steinwand und — entdeckte die im Traume gesehene Tür. Ich öffnete sie und fand mich am Eingang eines langen Gewölbes, in das nur durch eine kaum mehr als handbreite, doch hohe Fensteröffnung das Licht des Tages eindringen konnte.

Beim ersten Eintreten in dieses Gewölbe sah ich rechts und links eines breiten Mittelganges tiefschwarze Schatten stehen. Erst als meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, unterschied ich, daß es Särge waren. Ich war also durch Zufall in eine Gruft, wahrscheinlich die Begräbnisstätte der ehemaligen Besitzer des Hauses getreten."

„Wie, Schalken," warf Asching ein, „und überkam dich dort nicht das Gefühl des Unheimlichen?"

Schalken entzündete sich lächelnd eine neue Zigarette und ließ sich noch einmal das Teeglas füllen.

„Des Unheimlichen?" fuhr er endlich ruhig fort. „Nein!

Was ſoll da auch Unheimliches oder Abſonderliches daran ſein, einige morſche Särge zu ſehen, in denen arme Menſchenkinder von ihren Erdentagen ausruhen? Nein, unheimlich war mir gar nicht zumute, im Gegenteil! Ich ſuchte, ſo gut es ging, irgendwelche Namen oder Wappen auf den Särgen zu finden, doch umſonſt. Von einigen der Särge waren übrigens pietätlos die Deckel herabgeworfen worden, und die Toten lagen ohne Hüllen da.

Etwas abſeits der anderen, dicht an dem einzigen Fenſter, ſtand ein gleichfalls geöffneter Sarg, der nur noch ein gut erhaltenes Skelett barg, ſonſt auch nicht den geringſten Leinwandfetzen. Sonderbarerweiſe lag der Kopf des Toten nicht im Sarge, ſondern daneben auf dem Sande des Bodens. Er lag da, als hätte er auf einen Erlöſer, einen Befreier gewartet.

Eine unwiderſtehliche Luſt packte mich, ihn an mich zu nehmen. Ihr wißt, ich habe eine Sammlung von allerlei Kurioſitäten aus aller Herren Ländern, da paßte dieſer Schädel dazu! Ich griff plötzlich raſch zu, wie ich den Kopf eines Ertrinkenden faſſen würde, und nahm ihn unter meinem Mantel mit. Ich glaube, wenn ein Dutzend Polizeibeamte neben ihm Wache gehalten hätten, ich hätte ihn doch mitgenommen. Ich handelte ohne Überlegung, ich empfand keinen Augenblick Angſt oder irgendwelche empfindſamen Gewiſſensbiſſe. Ich nahm den Schädel, weil ich mußte. Manchmal müſſen wir eben fühlen wie eine Gewalt außer uns, ein Wille, der ſtärker iſt als der unſrige und von keiner Überlegung abhängig, uns leiten.

Ich brachte den Raub am Abend unbehelligt und ohne Fährniſſe nach Paris. Am nächſten Morgen erſt beſah ich mir meinen Schädel genauer. Er fand ſich ſehr gut erhalten, nur die Färbung fiel mir auf. Er war nicht weiß oder grau wie andere Schädel, ſondern gelb, von einem ſeltſamen, faſt leuchtenden Gelb."

„Gelb?" fragte Doktor Meßmer ungläubig.

„Er war gelb, oder vielmehr er iſt es noch."

„Du haſt das Ding noch immer?"

„Gewiß! Hört nur weiter, und dann mögt ihr mich meinethalben am Schluß einen Narren nennen! Glaubt

mir, dieſe ſonderbare Farbe feſſelte vom erſten Augenblick an aufs höchſte mein Intereſſe. Ich verſuchte ſie abzuwaſchen, aber ſie hatte die Knochenmaſſe vollkommen durchſetzt. Ich habe dann lange darüber nachgegrübelt, wie ſie ſich dem Schädel mitgeteilt haben könnte, vermochte aber zu keinem ſicheren Ergebnis zu kommen.

Das ärgerte mich und reizte mich nur noch mehr, dem Urſprung dieſer merkwürdigen Verfärbung nachzuſpüren. Mein Skizzenbuch blieb fortan unberührt, die Wanderungen nach dem Park von Bondy wagte ich nicht wieder aufzunehmen, in der Furcht, mein Eindringen in das fremde Haus und der ſeltſame Raub könnten von irgend jemand heimlich bemerkt worden ſein. Alle Zeit widmete ich allein dem Schädel. Er ſtand auf meinem Schreibtiſch, ſtundenlang konnte ich vor ihm ſitzen und grübeln, wie wohl dieſes ſonderbare Gelb entſtanden war.

Könnt ihr's glauben, dieſer Schädel wurde mein beſter Freund. Ihr braucht darum keine ſpöttiſchen Mienen zu machen, es iſt ſo! Der Schädel ſcheint mir lebendig geworden. Ich unterhalte mich laut mit ihm, ich frage ihn ſogar zuweilen um Rat, ich teile ihm meine Pläne, meine Erwartungen und Hoffnungen mit, ich leſe ihm meine Briefe vor. Und er iſt der geduldigſte, treueſte und verſchwiegenſte Zuhörer. Ich denke, warum ſoll nicht in ihm noch ein unmeßbarer und unwägbarer Reſt jenes Geiſtes ſein, der ſein Hirn einſt belebte. Warum ſollen alle Gedanken, die er gedacht, alle Leiden, die er litt, alle Wonnen, deren er ſich gefreut, vollkommen in nichts aufgelöſt ſein? Warum ſoll nicht noch ein Atom davon an dieſem gelben Schädel kleben? Etwas geheimnisvoll Menſchliches, etwas Lebendiges? Wer iſt ſo vermeſſen, daß er genau ſagen könnte, hier iſt Leben, hier Lebloſigkeit und Tod! Die Grenzen gehen ineinander, wie die Waſſer zweier Ozeane ſich miſchen, und ich bin felſenfeſt überzeugt, daß all unſre Wiſſenſchaft im Grunde nichts ſchlechter kennt, als die Grenze des Lebens.

Genug, ich wußte und weiß es noch, dieſer gelbe, ſonderbare Schädel lebt für mich, und wenn er vor mir auf dem Tiſche ſteht, ſo nimmt er einen ſtummen Anteil

an allem, was ich treibe. Ja, dieser Glaube an seine Lebendigkeit geht bei mir so weit, daß ich es nur mit äußerster Behutsamkeit einmal wagte, ihm einen Zahn auszubrechen, den ich einem Chemiker zur Untersuchung der gelben Farbe bringen wollte. Dieser Herr war einer der ersten Chemiker von Paris, doch auch er vermochte mir keinen Aufschluß zu geben, vermutete jedoch, daß irgendein heute nicht mehr bekanntes Gift die Knochensubstanz durchtränkt habe. Als er mein Interesse an dem Fall bemerkte, nannte er mir eine Reihe Werke über Chemie und borgte mir auch einige Bände aus seiner Bibliothek.

Nun saß ich tagelang vor dem Schädel und studierte Chemie. Hatte der Professor nicht gesagt, ein Gift könnte die Färbung hervorgebracht haben? Welches Gift mochte das sein? Ich fand es nicht, aber ich fand etwas anderes, die Wissenschaft, die sich mir zu einer reichen Quelle der wichtigsten Erscheinungen im Getriebe der Natur zu gestalten schien. So wurde ich allmählich vor dem Schädel mit Leib und Seele zum Chemiker."

„Nun, und warum blieben Sie nicht länger in Paris?" fragte Kathinka Iwanowna, da Schalken eine Pause machte.

„Ganz einfach! Ein neugieriger Zeitungsschreiber hatte, der Teufel mag wissen wie, von meinem sonderbaren Funde gehört und brachte eine aufgebauschte und lügenhaft geschmückte Nachricht über meine Person und meinen Fund in die Zeitung. Da ich aber alle Fragen nach dem Wie und Woher des Kopfes zu vermeiden wünschte, packte ich meine Sachen und reiste ab."

„Und der Schädel?" forschte Doktor Meßmer.

„Er steht auf meinem Schreibtisch. Ich habe mich so an ihn gewöhnt, daß ich ihn nicht missen möchte."

Schalken lehnte sich in seinen Stuhl vornüber und blickte eine Weile sinnend zu Boden. Plötzlich hob er den Kopf und wendete sich an Doktor Meßmer, der die ganze Zeit aufmerksam seine Züge beobachtet hatte. „Du, Meßmer, kannst du mir's glauben, daß mir ist, als fehlte mir etwas, wenn ich ihn nicht neben mir habe?"

Der Doktor zuckte die Achseln. „Je nun, Schalken, das

Prinzeſſin Luiſe von Battenberg.
Gemälde von P. A László.

sind pathologische Zustände. Das ist nichts Seltenes bei nervösen Menschen."

Schalken schwieg. Die Russin bot ihm noch einmal die Zigaretten an, er aber lehnte dankend ab, da es schon spät sei und er heimkehren müsse.

„Was sagen Sie, spät?" fragte Kathinka schmollend. „Es ist kaum zehn Uhr, und Sie wollen schon fliehen?"

Auch der Doktor und Asching baten, Schalken möge noch bleiben und ihnen etwas von seiner künstlerischen Ausbeute des Pariser Aufenthalts erzählen. Dieser aber ging unruhig im Zimmer auf und ab, zupfte verlegen an seiner Krawatte und rückte an seiner Brille. Da legte ihm Kathinka vertraulich die Hand auf die Schulter: „Sie sind so seltsam geworden, seit wir uns in Paris trennten."

„Seltsam? Ich? Ist das seltsam, sich mit Problemen und wichtigen Entdeckungen abzugeben? Lassen Sie mich!" sagte Schalken ungeduldig. „Ich weiß nicht, was ihr alle habt!" fuhr er plötzlich mit heftiger Stimme fort. „Warum seht ihr mich so an? Zum Teufel! Ich sage euch, eure ganze Kunst ist im Grunde nichts! Ihr lügt eine Natur, die es nicht gibt, ihr zeigt nur die klägliche Fratze dessen, was unerschöpfliche Kraft und unendlicher Wille in der Welt geschaffen haben! Und wer sich zu tieferen Dingen abwendet, den begreift ihr nicht!"

Doktor Meßmer lächelte. „Ich sehe," du bist heute in gereizter Stimmung, lieber Freund. Schilt aber die Kunst nicht, weil du plötzlich im Kielwasser der Wissenschaft segelst! Sie haben eine jede eigene Bahnen und eigene Ziele, und die Menschheit braucht sie beide. Aber wir wollen uns nicht in philosophische Streitereien einlassen, man lockt damit keinen Hund hinterm Ofen vor. Du willst nach Hause? Gut! Ich komme mit, mir liegt daran, heute noch etwas zu gehen."

Kathinka Iwanowna und Asching gaben sich keine Mühe, die beiden zu halten, denn sie sahen, daß Schalken von einer seltsamen Erregung erfaßt wurde, die ihn im Zimmer auf und nieder trieb. Als er der Russin zum Abschied die Hand gab, bat sie, seine Hand einen Augenblick zwischen ihren Fingern haltend: „Nicht wahr, lieber

Freund, Sie werden recht oft zu mir kommen, nun Sie einmal den Weg nach der Prinz-Ludwig-Straße gefunden haben? Sie sind nervös und überarbeitet, ruhen Sie sich bei mir aus. Ich spiele Ihnen auch vor, wenn Sie wollen. Sie haben mir früher so oft und gern zugehört. Nicht?"

Schalken überflog das Antlitz Kathinkas mit einem wohlgefälligen Blick. Er glaubte zu bemerken, daß aus den Augen der Malerin mehr sprach als die bloße Teilnahme einer Freundin. Dankend sagte er zu, öfter zu kommen. „Und Sie spielen mir dann vor?"

„Gewiß, so lang Sie wollen!"

Arm in Arm verließen Schalken und Doktor Meßmer das Haus. Der Regen hatte sich gelegt, nur der Wind blies noch und kräuselte zuweilen mit heftigeren Stößen die kleinen Wasserlachen, die auf der Straße standen.

Die beiden Männer wanderten raschen Schrittes durch die Türkenstraße der Wohnung Schalkens zu. Doktor Meßmer warf von Zeit zu Zeit, während sie schweigend dahingingen, einen Seitenblick auf das Antlitz des Freundes, und seltsam, je mehr er seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt richtete, um so mehr fiel ihm die schon bemerkte Veränderung auf. Das war nicht mehr der fröhliche Kamerad von ehedem, es war ein anderer Mann aus ihm geworden, einer der ernst und grüblerisch aussah.

Da Schalken keine Miene machte zu sprechen, drückte ihm der Doktor plötzlich den Arm. „Woran denkst du?"

Schalken blickte erstaunt auf seinen Begleiter. „Wie kannst du fragen? An meine Arbeiten natürlich, und — da ich sehr fleißig sein muß, auch ein wenig an mich."

„An dich?"

„Ja, ich habe es denen da nicht erzählen mögen, dir aber will ich's offen bekennen: ich fühle mich krank."

„Du bist wahrscheinlich überarbeitet. Ich wußte das von Anfang an."

„Überarbeitet? Nein, bestimmt nicht! Ich beobachte mich genau, und du kennst ja meinen Hang, allem auf den Grund zu gehen. Mein Zustand hat mit keiner der von euch Ärzten bisher behandelten Krankheiten das geringste zu tun. Darum aber flößt er mir Besorgnis ein."

„Ich verstehe nicht, worauf du hinauswillst."

Schalken fuhr fort: „Ich sagte dir, mein Zustand flöße mir zuweilen Besorgnis ein, ich hätte vielleicht besser gesagt Angst, Schrecken. Ich kann ja mit dir offen reden. Es wäre überflüssige Zeitvergeudung, wollte ich davon sprechen, daß es traumhafte Zustände gibt, die dem Wesen des Todes, wenn nicht gleichen, so doch sehr nahe kommen. Jedes Kind weiß, daß die indischen Fakire zum Beispiel durch eine aus vieltausendjähriger Tradition geschöpfte Übung sich in solche Zustände versetzen und Tage, ja Wochen darin verharren können. Doch sind das gewollte Zustände, Zustände, die einen sichtbaren und vollkommen wahrscheinlichen Grund haben. Soviel ich weiß, pflegt das eigentliche Wesen des Menschen während dieser vorübergehenden Wandlung eines Lebendigen in einen Toten zu schlummern, es setzt alle Tätigkeit aus, es liegt von einem ungeheuren und schweren Dunkel gefangen. Man erwacht nachher wie aus einer Erstarrung, und es wird einem das Leben wieder geschenkt. Wäre es doch bei mir so! Mein Zustand gleicht zuweilen dem der Somnambulen und ist doch ein ganz anderer. — Ach, wenn ich mich doch täuschte! Aber ich kann mich nicht irren! Ich habe um mich zu beobachten und die Art meines Schlafes, denn um einen solchen handelt es sich, zu erforschen, sehr viel über die Erscheinungen des Nachtwandelns gelesen. Immer bleibt zwischen dem davon betroffenen Menschen und seiner Umgebung ein wenn auch nur ganz leiser, doch durch eben diese Umgebung bestimmter Zusammenhang. Man ruft einen Schlafwandelnden mit Namen an, und er erwacht sofort zu seinem gewöhnlichen Dasein. Das ist bei mir nicht der Fall! Ich fühle eine plötzliche Müdigkeit über mich kommen, die sich gewöhnlich durch eine unerklärliche innere Unruhe ankündet, wie es Vögel vor einem drohenden Erdbeben zeigen sollen. Gebe ich solcher Müdigkeit nach, so schlafe ich bald ein. Bei diesem Schlafe aber kann von Ruhe oder wirklichem Schlummer nicht die Rede sein, denn schweißbedeckt erwache ich, oft schon nach wenigen Augenblicken. Ich bin ermüdet, als hätte ich, wer weiß was erlebt, gearbeitet, einen weiten Weg zurückgelegt.

In solchem Schlafe fühle ich nichts, oder vielmehr, ich besinne mich nach dem Erwachen auf nichts mehr. Nur das dumpfe Empfinden, daß ich während meiner Abwesenheit auf ganz unbekannten Pfaden nach einer unbekannten und darum schrecklichen Welt gewandert bin, kommt mir zuweilen mit einer Deutlichkeit, einer Gewißheit, die sich durch keine nüchterne Überlegung mehr verjagen läßt."

Doktor Meßmer klopfte dem Redner auf die Schulter. „Das sind Hirngespinste, lieber Freund!"

Schalken gab sich mit dieser leichten Erklärung nicht zufrieden. „Du willst mich trösten, das ist sehr gut gemeint von dir, aber es überzeugt mich nicht von der Harmlosigkeit solcher sogenannten Hirngespinste. Doch lassen wir das, diese Zustände werden ja wieder vergehen! Übrigens, wir stehen vor meinem Hause, willst du den Schädel sehen?"

Die beiden betraten die Wohnung Schalkens. Es war noch immer die gleiche, die er schon vor seiner Pariser Reise innegehabt und deren Räume er mit allerlei phantastischen Gegenständen angefüllt hatte. Eine dumpfe, drückende Luft stand in ihnen, eine Luft, die von alten Teppichen, verstaubten Holzschnitzereien und vergilbten Büchern ausging.

Schalken entzündete eine Lampe und schritt voraus in das Arbeitszimmer. Die Mitte dieses Raumes wurde von einem großen Schreibtisch eingenommen, und genau auf der Mitte dieses Schreibtisches, der mit Papieren und Büchern bedeckt war, stand der entwendete Schädel.

Der Maler griff in die leeren Augenhöhlen und zog ihn dicht unter die Lampe. „Du bist Arzt," sagte er zu Meßmer, „jetzt sag' selbst, sahst du je den Schädel eines Toten auf natürlichem Wege diese rätselhafte, leuchtende Farbe annehmen? Betracht' ihn genau, dies Gelb färbt ihn auf allen Seiten und glänzt wie geglätteter Schwefel."

„Zweifellos brachte sie irgendeine chemische Substanz in der Erde oder der Luft des Begräbnisraumes hervor —" Doktor Meßmer nahm den Kopf genau von allen Seiten in Augenschein.

„Ich weiß nicht, warum mich diese dumme, eigentlich doch ganz gleichgültige Tatsache so interessiert," fuhr Schalken fort. „Übrigens, ich vergaß wohl zu sagen, daß

ich doch noch einmal in jenem Hause war und dabei feststellte, daß die Knochen jener andern Begrabenen die natürliche graue Farbe verwitterter Gebeine hatten. Diesen Schädel färbte, der Pariser Chemiker hat vollkommen recht, ein Gift so abscheulich gelb."

„Ein Gift? Hm."

„Nichts anderes, glaub' mir! Das steht fest. Nun frage ich mich nur, welches Gift es gewesen sein kann. Von allen uns bekannten ist es keins, ich habe ihren chemischen Einfluß auf Knochensubstanz genau untersucht, sogar das berüchtigte Gift der südamerikanischen Indianer Kurare und indische Schlangengifte wußte ich mir zu verschaffen. Umsonst! Ich muß am Ende das Suchen aufgeben. Schade, schade!"

Schalken hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt und schaute unverwandt auf den gelben Kopf. Auch der Doktor hatte unaufgefordert Platz genommen. So saßen die beiden Männer lange in seltsame Gedanken versunken.

Das Licht der Lampe glühte auf dem hellen Schädel, aus dem die tiefen Augenhöhlen finster und beharrlich geradeaus starrten.

„Du gefällst mir nicht, Schalken," brach der Doktor endlich das drückende Schweigen. „Es ist schade um dein vergessenes Talent zur heiteren Kunst! Was gibst du dich mit einemmal solch faustischen Trieben hin?"

Schalken zuckte mit den Achseln. „Wenn du wüßtest, welche unerforschten Gründe meinem Auge die Toxikologie eröffnet! Die Lehre von den Giften gehört ja seit Jahrtausenden zu den interessantesten Zweigen menschlicher Wissenschaft. Ohne sie gäbe es keine Chemie, ohne sie keine Heilkunde! Du wirst wissen, daß ihre ersten empirischen Anfänge bis in das graueste Altertum reichen. Dort, auf dem Schranke liegen z. B. die Werke des Orfila. Ich weiß nicht, ob ihr heutigen Mediziner noch viel von ihm zu hören bekommt. Er war Arzt in Paris am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts und hat zuerst in modern wissenschaftlichem Sinne die Lehre von den Giften behandelt. Ich studiere seine Ausführungen mit größtem Interesse."

Schalken geriet immer mehr in Eifer und begann seinem

Freunde alles das auseinanderzuſetzen, was er ſich von dem ſo plötzlich gewählten neuen Gebiet verſprach. Unwillkürlich mußte Doktor Meßmer über das Wiſſen erſtaunen, das ſich jener in kurzer Zeit erworben hatte.

„Du ſcheinſt dich Tag und Nacht damit beſchäftigt zu haben," ſagte er endlich und erhob ſich, „aber da mein Tag den Kranken gehört, muß ich die Nächte für mich behalten. Verzeih darum, wenn ich dich verlaſſe, und auf baldiges Wiederſehen!"

Schalken geleitete den Freund hinaus, nachdem er ihm verſprochen hatte, die aufreibenden Studien auch hin und wieder zu unterbrechen, um im Kreiſe der alten Bekannten einige Stunden der Erholung zu widmen.

⁂ ⁂ ⁂

Nun ſahen ſich die Freunde oft. Schalken hielt Wort, man traf ſich bald hier, bald da. Die Hoffnung jedoch, ſein Intereſſe an chemiſchen Experimenten und an der Lehre der Gifte werde mit der Zeit der früheren Freude an der Malerei wieder weichen, erfüllte ſich nicht. Im Gegenteil ſchien ſich ſein Forſchungstrieb zu einer Leidenſchaft auszuwachſen, die den Sinn für alle anderen Dinge, künſtleriſche wie wiſſenſchaftliche, vollkommen erſtickte. Und dieſe Leidenſchaft veränderte den lebensfrohen Menſchen und machte ihn immer mehr zu einem menſchenfeindlichen Sonderling.

Je mehr Doktor Meßmer dieſe ſeltſame Wandlung ſeines Freundes beobachtete, um ſo mehr verſuchte er ihn in die Kreiſe lebensluſtiger und ausgelaſſener Freunde oder in öffentliche Vergnügungen zu locken. Kathinka Iwanowna unterſtützte ihn darin, ſo gut ſie es vermochte, ja, ſie ſuchte Schalken ſogar oft im Laboratorium auf, das er angelegt hatte, um ihn in leichter Plauderei über die Neuigkeiten des Tages auf andere Gedanken zu bringen.

An allerlei Launen und Abſonderlichkeiten mußten ſich die Freunde mit der Zeit gewöhnen. Eins nur ſchien ihnen wunderbar, daß nämlich Schalkens Mienen ſich zuweilen in einer Weiſe veränderten, daß man hätte meinen können, nicht er ſäße auf ſeinem Stuhle, ſondern ein Fremder, der nur eine entfernte und fratzenhafte Ähnlichkeit mit ihm hatte. Doktor Meßmer hatte dieſe zuerſt von ihm beob-

achtete Tatsache anfangs auf eine besondere Beleuchtung der Züge durch das schrägfallende Sonnen- oder Lampenlicht geschoben, also für eine Täuschung gehalten. Durch einen seltsamen Zufall aber wurde seine Wahrnehmung aufs unwiderleglichste bestätigt.

Bei einem Spaziergang über eine Wiese vor der Stadt, die mit Verkaufsbuden, Bierschenken und Schaustellungen allerart bedeckt war, kamen die Freunde in Begleitung Kathinka Iwanownas an einem seltsam aufgeputzten Buckligen vorüber. Der Kleine stand vor seinem Leinwandzelt und pries laut die Kunstfertigkeit, mit der er in wenigen Minuten das genaue Schattenbild eines jeden anfertige.

Lachend blieb die Russin vor dem Zelte stehen und faßte Schalken am Arm. „Kommen Sie mit herein, wir wollen uns einmal porträtieren lassen!“

Schalken war an jenem Tage besonders gut gestimmt, und da auch Asching und der Doktor den Plan guthießen, so forderten sie den Budenbesitzer auf, seine Künste zu zeigen und traten hinter ihm ins Zelt.

Der Bucklige ließ mit höflicher Verbeugung zuerst Kathinka Iwanowna sich gegen einen mit weißer Pappe überspannten Rahmen setzen und nahm dann einen Bogen schwarzen Papiers zur Hand, in den er geschickt und mit raschen Handbewegungen ihr Profil schnitt, wie es sich deutlich gegen den hellen Hintergrund abhob. Nach der Russin wurden auch Asching und Doktor Meßmer ausgeschnitten. Zum Schluß kam Schalken an die Reihe.

Sein Antlitz schien dem Buckligen sonderbarerweise viele Mühe zu bereiten, denn mehrfach warf er ärgerlich das schon halb vollendete Bild in Fetzen auf den Boden. Als er endlich sein Werk ablieferte, erregte es das laute Mißfallen Kathinka Iwanownas, die entrüstet behauptete, dieser Schattenriß habe auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Profil ihres Freundes, es sei vielmehr ein unsympathisches und häßliches Gesicht geworden. Asching und der Doktor lachten über die komische Verzweiflung des Kleinen, Schalken aber ärgerte sich über die Späße seiner Freunde, riß das Bildchen quer durch und steckte die Hälften in die Tasche.

Ohne daß Schalken es bemerkt hatte, hatte jedoch Doktor Meßmer genau auf den mißratenen Schattenriß geblickt. Aber er verſchwieg, was er hierbei geſehen hatte. —

Einige Wochen ſpäter ſollten ſich die Freunde in der Wohnung Kathinka Iwanownas zuſammenfinden, um ihren Geburtstag zu feiern. Die Malerin hatte das Zimmer mit den Blumen geſchmückt, die ihr Schalken, der Doktor und ihr Kollege Aſching geſchenkt hatten. Es waren große, weiße Lilien, die ſie beſonders liebte. In der Mitte des Raumes glänzte wie gewöhnlich der blankgeputzte Samovar auf dem gedeckten Tiſch, und Kathinka hatte vier bequeme Seſſel herangerückt. Die Fenſter ſtanden auf, denn die Sonne eines windſtillen Juliabends war eben erſt untergegangen, und die erwärmte Luft zog wohlig mit dem grauen Flügel der Dämmerung ins Zimmer.

Die Ruſſin wollte eben in Erwartung ihrer Freunde noch einige Striche an einer Kohlezeichnung machen, als ſich die Tür öffnete und Schalken eintrat. Sie ſprang auf und eilte ihm entgegen. Mit faſt verlegenem Willkommen ſtreckte ſie ihm beide Hände hin.

„Wie ſchön, daß Sie ſo zeitig kommen! Sie waren lange nicht bei mir," ſagte ſie vorwurfsvoll.

Schalken rückte an ſeiner Brille und rieb ſich dann nervös die Hände. „Meine Arbeit, liebe Kathinka, meine ſchreckliche Arbeit! Das nimmt mich immer mehr gefangen!"

Die Ruſſin machte ein mitleidiges Geſicht und legte Schalken beide Hände auf die Schultern. „Sie Armer! Warum tun Sie das? Wiſſen Sie auch, daß dies raſtloſe Studieren Sie ſehr angreift? Sie verändern ſich, Sie ſind blaß geworden."

Schalken drückte ihr beide Hände, dann wandte er ſich kurz ab und begann im Zimmer auf und ab zu ſchreiten.

„Wozu in aller Welt vertiefen Sie ſich immer mehr in dieſe merkwürdigen Arbeiten?" fragte die Ruſſin, mit beſorgten Blicken das unruhige Weſen ihres Freundes beobachtend.

Mit einem Ruck blieb der Gefragte ſtehen und ſchaute ſtirnrunzelnd auf das über ſeine Bewegung betroffene Mädchen. Haſtig fielen ihm die Worte von den Lippen:

„Warum? Gibt's denn etwas Einfacheres, als das? Weil ich muß! Weil ich eingesehen habe, daß all mein früheres Dasein ein nutzloses und darum verwerfliches Umherirren war! Daß ihr Weiber so etwas nicht versteht! Ich lebte meinen Passionen, und diese waren unnütz, ohne Zweck. Was sollte meine Malerei? Hätt' ich's je zu etwas Großem darin gebracht? Niemals, nicht wahr? Nun also, jetzt hat ein gütiges Geschick, mein guter Stern, oder wenn Sie wollen, meinetwegen der Teufel, mir eine Wissenschaft eröffnet, die mir die interessanteste von allen zu sein scheint.

Was sind wir denn anders als chemische Produkte? Lachen Sie nicht, Kind, das ist so wahr, wie es wahr ist, daß wir nicht anderen Gesetzen gehorchen, als der tote Stein, oder jenes unfaßlich Faßbare, jenes durchsichtig Farbenvolle, das wir als Luft bezeichnen. Das Weltall hat in all seiner unendlichen Fülle kein Gesetz, das nur für den Menschen geschaffen wäre! Wir sind der chemischen Analyse unterworfen, wie alles andere. Nun, die Bedeutung der Chemie ist schon vor Jahrhunderten erkannt und gewürdigt worden, und zwar von Männern, die man heute, ohne sie zu kennen, nur zu oft als Schwindler brandmarken möchte! Ich meine die Alchimisten."

„Aber, lieber Freund, was ist denn aus Ihnen geworden!" rief Kathinka Iwanowna mit komischem Entsetzen. „Sind Sie heute ein Anhänger der Schwarzkunst? Sind Sie etwa imstande Gold zu machen?"

Schalkens Antlitz verfinsterte sich jäh. „Gold kann ich nicht machen und will ich nicht machen, aber — Gift!"

Die Malerin erschrak über den unheimlichen Ausdruck, der über die Züge ihres Freundes huschte. „Gift?" fragte sie und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

In diesem Augenblick klang draußen die Glocke des Eingangs. Dokter Meßmer und Asching traten gleich darauf ins Zimmer. So wurde die Unterhaltung zwischen Kathinka und Schalken für einige Zeit unterbrochen. Doch die Malerin stand noch zu sehr unter dem Eindruck des Gehörten, um von etwas anderem reden zu können. Als sie die Freunde begrüßt hatte, wobei ihr Asching zärtlich die

Hand küßte, wandte sie sich an den Doktor. „Wissen Sie, daß unser Freund Schalken auf ganz phantastische Ideen gekommen ist? Er macht Gift.“

Der Doktor antwortete nicht, sondern blickte forschend in das Antlitz Schalkens. Der hatte gleich den anderen am Tische Platz genommen, aber er rührte die Speisen nicht an, sondern begnügte sich mit einem Glase Tee, das er stark zuckerte. Dann entzündete er sich eine Zigarette.

„Ich verstehe euch nicht! Wirklich! Warum sollt' ich nicht auch einmal Gifte bereiten, nachdem ich monatelang mich mit ihren Arten und Wirkungen beschäftigt habe? Ihr seid stumpfsinnige Narren! Fühlt ihr denn nicht den Kitzel, den es hat, in feinen, durchsichtigen Gläsern aus allerlei Stoffen ein Etwas zu brauen, einen kostbaren Saft, von dem man weiß, wenn jemand den trinkt, dann steht mit einem Schlage der ganze Mechanismus still, dann löst sich der Körper in seine chemischen Urstoffe auf, und was man Seele nannte, verirrt sich mit den Winden, die ums Haus fahren. Oder aber, ihr mischt einen anderen Saft, von dem ein Tropfen auf die Zunge genügt, damit ihr sagen könnt, in genau einem Jahre steht das Herz dieses Menschen plötzlich still, wie eine abgelaufene Uhr.“

„Pfui, welch grausige Gedanken!“ warf Asching ein, ohne sich doch durch Schalkens Reden in seinem Eifer stören zu lassen, mit dem er den bescheidenen Genüssen der Tafel zusprach. Der Doktor schien die Reden des Freundes nicht ernst zu nehmen, er verharrte in kühlem Schweigen. Nur Kathinka Iwanowna hörte gespannt zu. Ihre Lippen waren ein wenig geöffnet, ihre Augen hatten einen dunklen Glanz und waren fest auf das Antlitz Schalkens gerichtet. Eine leise Röte stieg ihr in Stirn und Wangen, sie atmete schwer und neigte ihren Oberkörper nach vorn, als fühlte sie sich zu dem seltsamen Manne hingezogen, der mit solcher Selbstverständlichkeit die unmenschlichsten Ideen entwickelte.

Sie nickte wie in Gedanken vor sich hin und flüsterte: „O, ich verstehe das! Ich verstehe das sehr wohl!“

Schalken schien die Macht zu fühlen, die seine Worte auf die Malerin ausgeübt hatten, und wendete sich fortan nur noch an sie, ohne seiner Freunde zu achten.

„Das ahnte ich, Kathinka! Ihre Natur ist ursprünglicher, Sie müssen es mir nachfühlen können, daß mich ein Taumel der Macht ergreift, wenn ich in meinem Glase einen einzigen, winzigen Tropfen habe, so klein, daß eine Fliege ihn austrinken könnte, und diesen Tropfen habe ich gefunden, und mit ihm kann ich das allmächtige Schicksal spielen! Mit ihm sage ich zu meinem Feinde, zu meinem Freunde: bis hierher, und nun halt! Ist die Arbeit von hundert Nächten und die Mühe von ebensoviel Tagen umsonst, wenn man sich dann stolz rühmen kann, in einem Fingerhute schließe ich den Tod ein, und er muß mir gehorchen, der Allbezwinger führt seine Sense auf meinen Befehl?“

„Ich verstehe, ja, ja, ich verstehe!“ hauchte das junge Mädchen.

„Nicht wahr, Kathinka, es ist ein lockender Gedanke, den Tod zu besiegen dadurch, daß man ihm befiehlt zu kommen, wann man will? Er eilt diensteifrig herbei, wie ein Sklave, der die Peitsche fürchtet. Warum? Weil Sie ihn in einen einzigen Tropfen bannen!“

Schalken schwieg. Er warf die Zigarette beiseite und saß eine Weile stumm in seinem Stuhle, den Kopf gebeugt und die Augen fest auf die Russin geheftet. Die Augen der beiden zogen sich an, bohrten sich ineinander.

„Kathinka Iwanowna,“ fragte der Maler plötzlich mit gedämpfter Stimme. „Wollen Sie einmal zu mir kommen, daß ich Ihnen das Ergebnis des Fleißes von Monaten zeigen kann?“

Die Russin nickte. „Ich werde kommen,“ sagte sie leise.

Wenn auch Dokter Meßmer an jenem Abend ziemlich einsilbig blieb und nur selten ein Wort in die Unterhaltung einwarf, so nahm er darum doch den genauesten Anteil an allem. Die Art Schalkens machte ihm ernstliche Sorge. Er war überzeugt, daß sein Freund seiner Natur zu viel zugemutet hatte und einer ernsten Nervenerkrankung zutrieb. War er nicht schon als Knabe für alles Sonderbare empfänglich und unberechenbar gewesen? Und diese Eigenschaften waren nur in den Studentenjahren und im fröhlichen Treiben seiner Münchener Freunde in den Hintergrund getreten.

Der Doktor beſchloß, den Freund auszuforſchen und ſuchte ihn einige Tage ſpäter auf, zu einer Stunde, da er ihn in ſeinem Laboratorium beſchäftigt wußte. Er traf Schalken über einen großen Tiſch gebeugt, von Flaſchen, Schüſſeln und Gläſern umgeben.

„Wie geht dir's?“ fragte er. „Ich hoffe, ich ſtör' deine Arbeiten nicht.“

Schalken blickte mißmutig, ja faſt erſchrocken auf den unerwarteten Beſuch. „Stören? Nein, bitte, nicht im geringſten! Nimm dir einen Stuhl und ſetz' dich. Erlaube nur, daß ich meine Miſchung vollende.“ Er faßte bei dieſen Worten langſam nach einem Glaſe, das zur Hälfte mit einem goldfarbenen Saft gefüllt war, ſchob es aber plötzlich beiſeite und wandte ſich anderen Gefäßen zu.

Voll Neugier verfolgte der Doktor das Treiben ſeines Freundes. Ein unbehagliches Gefühl überkam ihn, als er des gelben Schädels anſichtig wurde, den ein Kranz etikettierter Fläſchchen umgab. Ihren Aufſchriften nach enthielten dieſe die ſchärfſten Gifte.

„Was in aller Welt brauſt du da?“ fragte Meßmer endlich, da Schalken keine Miene machte, etwas zu ſagen.

„Ich?“ Der Gefragte zuckte mit den Achſeln. „Du weißt ja, Gift!“

„Hm — und wozu eigentlich?“

Schalken gab keine Antwort. Er ſteckte eine kleine Lampe an, ſchüttete einige Gramm eines weißen Pulvers in einen ſilbernen Löffel und hielt den über die Flamme, wobei er ihn leicht hin und her bewegte. Das Pulver kniſterte und entwickelte kleine gelbliche Wolken, die einen ſüßlichen Geruch verbreiteten.

Schalken nickte befriedigt und lachte, als ſich der Dampf ein wenig verzogen hatte. „Ich zwing' es doch!“ ſagte er plötzlich. „Morgen iſt's vollendet! Ich hab's!“

„Was?“

Schalken wandte ſich um und blickte auf ſeinen Freund, als ſei dieſer von Sinnen. „Was? Du fragſt? Sagte ich dir denn nicht, daß ich das Gift des Caglioſtro wiederentdeckt habe? Jenes herrliche Gift, das den Menſchen in einem unendlich ſüßen, unendlich glückſeligen Rauſche

tötet? Was sag' ich, tötet? In den Himmel versetzt! — Ach, nein, es ist wahr, ich vergaß es ja dir zu erzählen. Also höre: Du wirst dich entsinnen, dieser Cagliostro, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Palermo geboren, wurde ein Schüler der bekanntesten Adepten jener Zeit, des Grafen von Saint-Germain, Swedenborgs und anderer. Von einem Italiener lernte er die wunderbare Kunst der Gifte." Schalken entnahm einem in der Ecke stehenden Bücherbrett einen alten, in Leder gebundenen Band und reichte ihn dem Doktor. „Hier kannst du über Cagliostros Leben nachlesen, wenn's dich interessiert.

„Die Welt hält ihn gemeinhin nur für einen Abenteurer, einen gewissenlosen Verbrecher, der die Leute mit seinen Mixturen trunken machte und vergiftete. Aber er war mehr als ein bloßer Phantast, Giftmischer und Wahrsager. Es ist bekannt, daß er von sich sagte, er habe schon vor vielen Jahrhunderten gelebt und aus diesem seinem ersten Leben die Kenntnisse altägyptischer Geheimkünste geschöpft; er hat ferner behauptet, daß er noch einmal in anderer Gestalt auf die Erde zurückkehren werde. Du lachst über solche Tatsachen, lies aber erst sein Leben, lies die tausend Merkwürdigkeiten, vor denen seine Zeit staunend und ratlos zugleich stand, und du wirst wenigstens nicht mehr daran zweifeln können, daß wir es in jenem Cagliostro mit einem noch heute unerklärten Phänomen menschlicher Kräfte zu tun haben."

„Nun, das sieht dir ähnlich, bei dieser, ich gebe zu, sehr sonderbaren Persönlichkeit an die Einwirkung übernatürlicher Kräfte zu glauben," sagte Doktor Meßmer. „Nun erzähle mir nur, wo dieser närrische Verbrecher oder verbrecherische Narr starb."

„Das weiß man nicht genau. Er ward vom Papst zum Tode verurteilt und in der Engelsburg gefangen gehalten, später in ein Kastell bei Urbino gesperrt. Von dort verschwand er auf rätselhafte Weise, und seine Wächter, die den Zorn ihres Herrn fürchteten, begruben einen Sarg mit Steinen. So galt er lange als tot, doch weisen Spuren darauf hin, daß er sich nach Frankreich gewendet

hat. — Du weißt, daß er der unglücklichen Marie-Antoinette ihr ſchreckliches Ende vorherſagte?“

„Ja, ich hörte davon, doch ich vergaß. Wie war es doch?“

„Auf ihrer Fahrt nach Paris geſchah es, als ſie ihrem künftigen Gemahl zugeführt wurde. In einer kleinen Grenzſtadt begegnete der Zug Caglioſtro, und dieſer wurde von der übermütigen und glücklichen Geſellſchaft gebeten, einem jeden ſeine Zukunft zu prophezeien. Caglioſtro weigerte ſich anfangs, dann, von Marie-Antoinette ſelbſt gebeten, erklärte er ſich bereit. Die Prinzeſſin folgte ihm in ein anſtoßendes Gemach und wurde nach wenigen Minuten von ihrem Gefolge ohnmächtig am Boden aufgefunden. Caglioſtro war verſchwunden. Er hatte ihr, wie ſie ſpäter berichtete, in einem Waſſerglaſe ein Richtbeil gezeigt.“

„Und wie kam er zu jenem Gift, von dem du ſprachſt?“

„Er fand es, wie faſt alle Alchimiſten zu ſolchen Entdeckungen kamen, bei chemiſchen Verſuchen, die der Goldbereitung dienen ſollten. Der Entſetzliche erprobte es erſt an einem zahmen Affen, dann vergiftete er ſeinen Begleiter Althotas, einen ſeltſamen Menſchen, deſſen Herkunft ebenſo wie die Rolle, die er im Leben Caglioſtros ſpielte, völlig dunkel ſind. Es iſt viel von den Wirkungen des Giftes die Rede geweſen, ſeine Zuſammenſetzung blieb ein Rätſel bis heute. Sie neu zu finden, war mir vorbehalten.“

Der Doktor lehnte ſich ernſt in den Stuhl zurück. „Du klagteſt einſt über ſonderbare Schlafzuſtände. Wie ſteht's damit? Fühlſt du dich jetzt wohler?“

„Der Schlaf?“ Schalken blickte lauernd nach Doktor Meßmer, und ſeine Stimme hatte einen erregten Klang. „Heh, was geht dich mein Schlaf an? Übrigens befinde ich mich jetzt ausgezeichnet.“

„Trotzdem: Du arbeiteſt zu viel, lieber Freund, und in einer zu gefährlichen Materie. Ich verſtehe überhaupt nicht, wie du es dauernd in der Nachbarſchaft jenes abſcheulichen, gelben Schädels aushalten kannſt.“

„Jenes Schädels? Ei, ſieh doch! — Fürchteſt du etwa das harmloſe Ding?“

Der Doktor lächelte überlegen und machte eine weg-

werfende Handbewegung. „Ich, als Arzt, mich fürchten vor den armseligen Resten eines Gestorbenen? Es interessiert mich nur rein psychologisch, ob du in dieser grinsenden Fratze noch immer einen Freund erblickst, wie damals, als du uns zuerst von deinem Raube erzähltest.“

Schalken ging einigemal im Zimmer auf und nieder, als kämpfte er mit einem Entschluß. Endlich sagte er: „Du bist mein ältester Freund, ich will heute offen sein! Nein, dieser Schädel ist mir kein lieber Genosse, er ist —“ hier dämpfte Schalken seine Stimme und neigte sich gegen Meßmers Ohr — „er hat eine unheimliche Macht über mich gewonnen. Mir ist, als sei das Wesen des unbekannten Toten durch meinen Eingriff in sein Reich lebendig geworden und spukt nun um mich, Tag und Nacht. — Doch das sind ja törichte Ideen, Wahnvorstellungen. Kümmere dich nicht weiter darum!“

„Befrei' dich doch von ihnen, indem du den Schädel vergräbst,“ entgegnete Doktor Meßmer.

Schalken blickte erschrocken auf, als hätte man etwas ganz Unausführbares von ihm verlangt. „Ihn vergraben?!“ rief er. „Wohin denkst du? — Es wäre mir, ich weiß nicht, was ich sagen soll — als wenn ich meinen eigenen Kopf herunterreißen und vergraben sollte!“

Meßmer lachte laut, ward aber mit einmal wieder ernst.

Schalkens Antlitz veränderte sich plötzlich. Alles Rot wich aus seinen Wangen, seine Augen erhielten eine glanzlose Farbe wie die Augen eines Toten. Erschrocken sprang der Doktor von seinem Sitz und faßte nach dem Puls des Freundes, der nur noch schwach zu fühlen war. Doch Schalken raffte sich in gewaltsamer Willensanstrengung auf und drängte den Freund nach der Tür. „Geh, geh!“ keuchte er: „Laß mich allein! — Ich beschwör' dich, laß mich allein! — Es ist nichts, gehe nur, geh!“

Mit einer Kraft, die Doktor Meßmer dem Kranken nicht zugetraut hätte, schob ihn dieser aus dem Zimmer und verriegelte eilig hinter ihm die Tür.

Der Doktor sah sich im halbdunklen Flur der Wohnung. Horchend blieb er stehen, und sein Herz klopfte. Was würde der Kranke drinnen anfangen? Daß sich

Schalkens Geist in gewissen Zeiten zu verwirren beginne, schien für ihn festzustehen.

Was er jetzt vernahm, konnte seine Befürchtungen nicht vertreiben, machte ihm aber die näheren Umstände noch unerklärlicher. Er hörte Schalken scheinbar schwankenden Schrittes nach dem anderen Ende des Zimmers eilen. Dann war es ihm, als öffnete man vorsichtig eine Tür, um jemand hereinzulassen, und gleich darauf vernahm er einen dumpfen Fall, wie wenn ein Mensch willenlos auf einen gepolsterten Stuhl niedersinkt. Doktor Meßmer entsann sich, daß ein mit Leder bezogener, tiefer Lehnsessel in einer Ecke des Laboratoriums gestanden hatte.

Eine Weile blieb im Zimmer alles still, bis plötzlich jemand drinnen mit rauhem Tonfall einige abgerissene Sätze hervorstieß. Der Horcher konnte sie jedoch nicht verstehen, da sie in italienischer Sprache gesprochen wurden. Schalken nahm die hastigen, scheinbar vorwurfsvollen Bemerkungen des Fremden schweigend hin. Er antwortete nicht.

Schließlich verstummte der fremde Redner. Mit einmal aber knarrte der Stuhl, jemand lief mit eiligen Schritten durchs Zimmer, ein italienischer Satz wurde mehrmals wiederholt, dann klang ein scharfer Ton wie das schnelle Losreißen eines Papierfetzens und gleich danach das quietschende Geräusch einer Gänsefeder. Kein Zweifel, Schalken schrieb auf das Geheiß des Fremden etwas nieder, bediente er sich doch mit Vorliebe noch des Gänsekiels.

Nun aber hielt Doktor Meßmer es für geraten, sich leise zu entfernen. Er schämte sich, länger die Rolle eines Spions zu spielen, und fürchtete, von Schalken oder seinem unbekannten Gaste überrascht zu werden.

Als er aus dem Hause auf die Türkenstraße trat, atmete er auf. Die Luft im Laboratorium hatte ihm die Sinne ganz benommen, so daß er fast geneigt war, alles für einen wüsten Traum zu halten. An der Ecke der Prinz-Ludwig-Straße traf er auf Kathinka Iwanowna, die ihm eiligen Schrittes entgegenkam. Da sie ihn nicht bemerkte, breitete er rasch im Scherz beide Arme aus und sperrte ihr den Weg. „Kathinka, wohin rennen Sie?“

Die Russin hob erschrocken den Kopf. Als sie aber

Frau Frieda von Kaulbach-Scotta.
Gemälde von Fritz August von Kaulbach.
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

den Freund erkannte, lächelte sie: „Zu Schalken gehe ich, wohin sonst? Ich war mehrere Tage nicht bei ihm, da trieb's mich von meiner Staffelei fort. Er ist so eigentümlich geworden, ich muß doch sehen, was er tut."

„Ich fürchte, nichts Gutes, liebes Kind!" Der Doktor schob seinen Arm unter den der Malerin. „Kommen Sie einige Schritte mit mir, ich muß Ihnen erzählen."

Besorgt schaute sie ihm ins Gesicht: „Was ist denn wieder geschehen?"

Nun berichtete der Doktor, wie er Schalken getroffen, welch sonderbaren Eindruck er auf ihn gemacht, wie er ihn zuweilen gar nicht mehr wiedererkenne, und daß er sich plötzlich einbilde, den giftigen Zaubertrank Cagliostros wiedergefunden zu haben. Um nicht unzart gescholten zu werden, verschwieg Doktor Meßmer, daß er hinter der Tür den italienischen Worten eines Fremden gelauscht hatte.

Aufmerksam hörte die Malerin zu. Ihre Züge waren während der Erzählung ernst, fast traurig geworden. Sie sann lange schweigend nach. Plötzlich flackerten ihre Augen auf. „Und er hat das Geheimnis Cagliostros wirklich entdeckt?" fragte sie. „Ich weiß, daß er danach suchte, weil er meinte, solche geheime Kenntnisse eines wunderbaren und interessanten Menschen dürften nicht verloren gehen."

„Morgen früh schon wird er Ihnen seinen Erfolg verkünden können," entgegnete der Doktor.

„Ach, dann suche ich ihn erst morgen auf, dann mag ich ihn heut nicht stören," rief Kathinka Iwanowna, wieder fröhlicher werdend. „Ich hoffe nämlich, wenn er sein Ziel erreicht hat, wird diese unsinnige Neigung zur Chemie ebenso rasch wieder verfliegen, wie sie gekommen ist. Es war eigentlich ein unbegreiflicher Unsinn, nicht?"

Doktor Meßmer zuckte mit den Schultern. „Was ist Unsinn, meine Liebe? Es gibt in der Welt nichts Unsinniges, in allem steckt ein verborgener, zuweilen freilich fürchterlicher Sinn. — Ich glaube leider, bei unserm armen Freunde bin ich ihm auf der Spur."

„Sie nehmen also Schalkens Zustand sehr ernst?"

„Gewiß, das tue ich!"

„Und Sie sind seiner Ursache auf der Spur?"

„Wie ich Ihnen ſchon ſagte, ich glaube, ja!“

„Ich wage nicht zu fragen, und doch — wohin führt Sie dieſe Spur, Meßmer?“

„Erſchrecken Sie nicht, Kathinka Iwanowna, Sie wiſſen ja, wir Ärzte tappen nur zu oft im Dunkel und irren uns häufig. Aber ich will's Ihnen doch ſagen, meine Spur führt nach jener Grenze, wo ſich Genius und Wahnſinn die Hand reichen. Sie wiſſen, Schalken trug von jeher einen Hang zu Abſonderlichkeiten in ſich. Denken Sie nur an ſeine eigenartige Sammlung von Folterwerkzeugen, an ſeine Vorliebe für die Novellen E. T. A. Hoffmanns, an ſeine Bibliothek ſpiritiſtiſcher Schriften! — Ich bin geneigt, dies alles für Anzeichen zu halten — —“

„Sie glauben doch nicht etwa — —?“ unterbrach ihn das junge Mädchen angſtvoll.

„Nichts glaub' ich!“ rief Doktor Meßmer. „Aber man ſpielt nicht ungeſtraft mit gewiſſen Dingen. Male ich in der Nacht einen Spuk hundertmal an die Wand, ſo ſehe ich ihn zuletzt bei Sonnenſchein am hellen Tage.“

„Wie ſchrecklich iſt das, was Sie ſagen.“ Die Malerin ſeufzte, und ihre Augen füllten ſich unmerklich mit Tränen. „Gibt es denn kein Mittel, den armen Schalken zu befreien? Es muß möglich ſein!“

„Vielleicht iſt's,“ entgegnete Doktor Meßmer, „wenn wir ihm eines Tages dieſen geſpenſtiſchen Schädel entwenden und verbergen könnten, deſſen Anblick allein ihn ſcheinbar immer von neuem erregt.“

Kathinka Iwanowna überlegte eine Weile, dann ſagte ſie plötzlich raſch entſchloſſen: „Ich verſuch's! Ich entlocke ihm den Unhold! Um jeden Preis!“

„Bravo, tun Sie das! Ja, tun Sie's; wir werden Ihnen beſtimmt ewig dankbar ſein!“ rief Doktor Meßmer halb im Scherz, halb aber auch im Ernſt. „Obgleich,“ fuhr er nach einer Weile fort, „es wäre doch beſſer —, es könnte Ihnen dabei etwas zuſtoßen.“

„Mir, wieſo?“

„Nein, nein, es war nur ſo ein dummer Gedanke. Und ſchließlich, Ihnen wird er eher nachgeben als mir.“

Sie waren plaudernd bis an das Tor des Hofgartens

gegangen und trennten sich dort. Die Malerin drückte ihrem Begleiter die Hand und wanderte dann langsam die Ludwigstraße hinab. In tiefen Gedanken blickte ihr der Doktor nach.

⁂ ⁂ ⁂

Kathinka Iwanowna sollte nicht dazu kommen, ihre Absicht auszuführen. Sie starb. Sie starb ganz plötzlich. Wenige Tage, nachdem sich die Bekannten noch einmal in ihrem Zimmer versammelt und in bester Laune getrennt hatten, fand man sie entseelt auf ihrem Bett. Der von ihrer Wirtin eiligst herbeigerufene Arzt stellte achselzuckend einen Herzschlag fest. Ihr Antlitz zeigte keine Spur eines Todeskampfes, es lag vielmehr ein fast fröhlicher Ausdruck, das Lächeln heimlicher Wonne auf ihm. Ihr Ende mußte rasch, leicht und schmerzlos gewesen sein.

Die drei Freunde waren untröstlich über den jähen Verlust. Da Kathinka Iwanowna keine näheren Verwandten hinterließ, nahm sich Asching der Toten an. Er ordnete ihre Sachen, er übergab ihre hinterlassenen Bilder einem Kunsthändler, sandte die Skizzen und Entwürfe einer in Moskau lebenden Tante der Verstorbenen und schmückte voller Verehrung ihr Grab. Doktor Meßmer stand ihm treulich zur Seite. Die Nachricht vom Tode der Malerin hatte den Doktor auf einem Ausfluge ins Gebirge erreicht, und bis es ihm möglich gewesen war heimzukehren, hatte sich der Sarg schon über der Freundin geschlossen.

Ganz seltsam benahm sich Schalken. Wenn er es auch durch keine Klagen und Tränen zeigte, so schien ihm diese unerwartete Mahnung an die Vergänglichkeit der Menschen doch tief erschüttert zu haben. Er schloß sich ein und mied fast ängstlich jede Gesellschaft. Man sah ihn nirgends. Mündlichen Einladungen seiner Freunde wich er aus, und schriftliche ließ er unbeantwortet. Sein Diener behauptete, er brächte sogar die Nächte grübelnd und arbeitend in seinem Laboratorium zu.

Es war demnach kein Wunder, daß auch die Freunde sich mehr und mehr von ihm zurückzogen und sich daran gewöhnten, einen vollkommenen Sonderling in ihm zu sehen, den man seinem Schicksal überlassen mußte.

So waren mehrere Wochen vergangen, als Schalken eines Tages aus München verſchwand, nachdem er Doktor Meßmer in einem kurzen Abſchiedsbrief mitgeteilt hatte, daß ihn ſeine Arbeiten zwängen, für einige Zeit zu verreiſen; auch könne er den Tod Kathinka Iwanownas nicht verwinden. Er bat, nach dem Ziel ſeiner Reiſe nicht zu forſchen, da er einer für ſein Leben entſcheidenden Entdeckung auf der Spur zu ſein glaube und durch keinerlei Briefe und Fragen geſtört ſein wolle.

Doktor Meßmer ärgerte ſich über den geſchäftsmäßig trockenen Ton des Briefes. Warum tat Schalken ſo geheimnisvoll, warum ließ er ſeine Freunde an ſeinen Sorgen und Arbeiten nicht teilnehmen? Welcher wichtigen Entdeckung war er wieder auf der Spur?

Er wollte trotz des Verbotes Schalken noch einmal vor ſeiner Abreiſe aufſuchen und ihn über Zweck und Ziel der Reiſe befragen, aber er fand die Türen des Freundes verriegelt. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als ſich in Geduld zu faſſen und die Rückkehr des Malers von ſeiner geheimnisvollen Reiſe zu erwarten. — — — — — — —

So kam der Winter heran. Schalken hatte die ganze Zeit über nichts von ſich hören laſſen, und verſchiedene Verſuche ſeiner Freunde, in die verlaſſene Wohnung zu dringen, mißlangen. Sie fanden immer verſchloſſene Türen.

Eines Nachts traten Doktor Meßmer und Aſching aus dem Café Luitpold heraus auf die mit jungem Schnee bedeckte Straße. Immer neue Flocken wirbelten herab und tanzten durch den Lichtkegel, den die nächſte Laterne über den weißſchimmernden Boden warf.

Die beiden Herren blickten mißmutig auf das kalte und feuchte Treiben der winterlichen Boten. Plötzlich huſchte als Schattenbild das ſcharfe Profil eines hageren Mannes eilig vor ihnen über den Schnee. Sie kehrten ſich um, denn derſelbe Gedanke durchfuhr ſie: das war Schalkens Vogelkopf!

Ein Herr ſuchte hinter ihnen vorbeizukommen und ſtrebte raſch der Ludwigſtraße zu. Bald aber hatten ihn die Freunde eingeholt, und Meßmer blickte forſchend unter den breitkrempigen Hut, den der Fremde tief in die Stirn gezogen hatte. Dann faßte er den Arm des Dahineilenden.

„Grüß Gott, Schalken! Seit wann bist du zurück? Wie geht dir's? Wie war's in Paris?"

Meßmer und Asching ergriffen beide die Hände des Freundes und schüttelten sie, so gleichgültig sie ihnen dieser auch überließ. Nun gab es ein lebhaftes Fragen, denn man wollte wissen, warum Schalken seine Rückkehr niemand angezeigt, warum er nicht geschrieben habe, was er monatelang in der Fremde getrieben, und ob er noch immer mit seinen chemischen Studien beschäftigt sei.

Besorgt schaute Doktor Meßmer dabei auf die Züge des Heimgekehrten. Sie hatten sich so seltsam jäh verändert, wie er es bei keinem Menschen noch gesehen, auch bei niemand für möglich gehalten hätte. Unter den Brillengläsern glänzten scheue, fast feindselige Augen hervor, zwei tiefe Falten liefen von der Nase herab nach den Mundwinkeln zu und verliehen dem Antlitz einen leidenden Zug.

Schalken stand allen an ihn gerichteten Fragen nur kurz Rede und Antwort. Es war ihm sichtlich unangenehm, von seinen Freunden überrascht worden zu sein, und er suchte voller Unruhe nach der Möglichkeit, sich bald wieder von ihnen zu verabschieden. Endlich faßte er kurz nach seinem Hute und trat einen Schritt zurück.

„Seid nicht böse," sagte er, „ich bin krank und darf mich abends nicht lange außer dem Hause aufhalten, zumal bei nassem Wetter. Ich muß mich deshalb empfehlen."

„Aber wir werden uns bald treffen?"

„Treffen? Wenn ihr wirklich den Wunsch habt, mich zu sehen, meinetwegen!"

„Wollen wir nicht morgen im Künstlerhaus zusammen essen?" fragte Asching, die unfreundliche Art des Freundes nicht beachtend.

„Im Künstlerhaus? Wir haben da immer mit Kathinka gesessen," sagte Schalken mit dumpfer Stimme. „Dort könnte mir ihr Geist begegnen! Nein, nein! Ich möchte euch etwas anderes vorschlagen, doch, — ich weiß nicht, ob ich's darf. — Wollt ihr vielleicht zu mir kommen?"

Die beiden Herren sagten zu. „Was bist du so sonderbar?" rief Asching. „Wir kommen sehr gern! Selbstverständlich!"

„Sehr gern?" wiederholte Schalken, und ein bitteres

Lächeln flog um seine schmalen Lippen, das einem unangenehmen, höhnischen Grinsen nicht unähnlich sah. „Ich erwarte euch also übermorgen abend. Lebt wohl!“

Eilig schritt er davon und verschwand kurz darauf im Schneetreiben, das immer stärker einsetzte. Doktor Meßmer blickte ihm nach, dann nahm er Asching am Arm, und beide wandten sich der entgegengesetzten Richtung zu.

„Du, Asching —“ sagte er nach einer Weile.

„Was denn?“

„Ist dir etwas aufgefallen? An Schalken, mein' ich.“

„Er sieht älter, und, — wie soll ich sagen, — so anders aus als früher.“

„Er sieht nicht nur so aus, er ist ein anderer! Ich fürchte —“

„Nun?“ forschte Asching, da Meßmer plötzlich schwieg.

„Ich fürchte,“ vollendete Doktor Meßmer, „unser Freund treibt langsam dem Wahnsinn zu.“

„Dem Wahnsinn?!“

Asching starrte entsetzt auf den Begleiter, und über seinen Rücken lief ein frostiges Gefühl schauriger Kälte. — —

⁂ ⁂ ⁂

Doktor Meßmer holte Asching zwei Tage danach in dessen Wohnung ab, und eiligen Schrittes wanderten sie die Türkenstraße hinunter dem Hause Schalkens zu. Schon aus einiger Entfernung konnten sie sehen, daß das Arbeitszimmer des Freundes erhellt war. Er war ihnen also doch nicht wieder entflohen, wie sie schon gefürchtet hatten.

Sie eilten die Treppe empor und klingelten wiederholt vor einer verschlossenen Tür. Niemand öffnete. Da bemächtigte sich beider ein Gefühl seltsamer Beklemmung. Sie hatten mit einmal das Bewußtsein, daß Schalken trotz allem daheim wäre, daß er sich verborgen hätte und nicht öffnen wollte. Aber warum nicht?

Warum nicht? Weil er nicht mehr der alte Schalken war, nicht mehr ihr Freund, sondern ein Fremder, ein Feind, einer der aufspringen und sich plötzlich mit einem Fluche auf sie stürzen würde, wenn sie es wagen sollten, ihn in seinem unheimlichen Tun zu stören.

Unentschlossen standen die beiden Männer vor der Tür.

Sie wagten nicht laut zu reden, so lastete die Ungewißheit auf ihnen und eine dumpfe Ahnung, daß sich drinnen irgend etwas Schreckliches ereignen werde. Endlich kamen sie überein, nicht länger zu warten, sondern die Tür gewaltsam öffnen zu lassen. Ein Schlosser war bald zur Stelle, die Tür sprang unter seinen Händen auf. Die Freunde tasteten sich durch den finstern Flur und standen einen Augenblick später in Schalkens Arbeitszimmer. Auch dies war wider Erwarten dunkel. Während Asching am Eingang stehen blieb, tappte Doktor Meßmer nach dem Schreibtisch, dessen Umrisse gegen das Fenster zu erkennen waren, und entzündete eine bereitstehende Lampe, deren Zylinder noch warm war. Dann wandte er sich um.

Hinter ihm, in einem Lehnstuhl in der Ecke des Zimmers kauerte Schalken. Er bewegte krampfhaft winkend die Hände gegen die Gäste und lachte dabei so schallend, daß seine Freunde, obgleich sie voller Bangen in die dunkle Wohnung gedrungen waren, unwillkürlich gleichfalls in ein lautes Gelächter ausbrachen. Doch Doktor Meßmer und Asching wurden bald wieder ernst, ja sie fingen an, diese unsinnige Heiterkeit Schalkens, dieses Schwenken der Arme albern und geschmacklos zu finden.

„So hör' doch endlich auf!" rief der Doktor und rüttelte den Freund gewaltsam an der Schulter. „Bist du denn toll geworden? Was soll der dumme Spaß? Hör' auf!"

Kaum aber berührte die Hand des Arztes Schalkens Körper, als die krampfhaften Bewegungen plötzlich aufhörten. Immer leiser wurde das Lachen, immer gequälter, bis es endlich in einem hellen, unheimlichen Gekicher erstarb. Kraftlos sank der Körper des Kranken in sich zusammen, seine Hände fielen schlaff herab. Ohne Ausdruck starrten die Augen geradeaus, und nur um den Mund blieb wie versteinert ein lautloses Lachen.

Entsetzt trat Doktor Meßmer zurück. „Asching," rief er, „um Gottes willen, trag rasch die Lampe herbei!"

Zitternd brachte der Maler die Lampe und hielt sie vor das Antlitz des Kranken. Aus den Zügen Schalkens wich sichtbar alles Blut zurück, sie fielen ein, Falten gruben sich um Mund und Nase, der zum Lachen geöffnete Unter-

kiefer ſchien zurückzuweichen, ſo daß das ſcharfe Profil immer deutlicher hervortrat, ſeine Hände erkalteten.

Doktor Meßmer hatte unterdeſſen den Körper geſtützt und nach dem Puls des Kranken gefühlt. Er hatte aufgehört zu ſchlagen. Erbleichend wendete er ſich um.

„Was iſt das?“ fragte Aſching bang auf den Freund blickend.

„Der Tod!“

Die Freunde trugen zunächſt gemeinſam den Körper Schalkens auf das im Nebenzimmer ſtehende Bett, dann traten ſie noch einmal in den Arbeitsraum zurück. Doktor Meßmer näherte ſich mit der Lampe dem Schreibtiſche.

Noch immer ſtand der Schädel in der Mitte. Der Maler mußte verſucht haben, ihn mit einem Hammer zu zertrümmern, denn ſeine Decke zeigte die Spuren eines freilich ſchon mit ermattender Hand geführten Schlages.

Umherliegende Papiere waren bedeckt mit der Handſchrift Schalkens. Der Tote hatte wohl dieſe Aufzeichnungen regellos und raſch gemacht, denn die Schrift war ſtellenweiſe von einer Flüchtigkeit, daß ſie faſt unleſerlich wurde. Neben dieſen, von Schalken ſelbſt beſchriebenen Blättern, lagen andere, die in italieniſcher Sprache verfaßt waren, und obgleich das Papier zum Teil vollkommen neu war, ſchien die Handſchrift mindeſtens hundert Jahr alt zu ſein. Die Buchſtaben waren verſchnörkelt, wie es nur noch vor einem Jahrhundert geübt wurde. Und noch eins entdeckte Doktor Meßmer auf dem Schreibtiſche des Freundes, jenes im vergangenen Sommer in einer Bude aufgenommene und mitten durchgeriſſene Schattenbild. Es war auf einen Pappdeckel geklebt worden und lehnte neben einem andern, ihm völlig gleichen, als habe der Beſitzer einen zweiten herſtellen laſſen und dann beide miteinander verglichen.

Während Aſching ganz erſchüttert von dem ebenſo plötzlichen wie rätſelhaften Ende des Freundes in einen Stuhl geſunken war, hatte der Doktor aufmerkſam in den vorgefundenen Papieren geblättert und ihren Inhalt überflogen. Nun legte er die Niederſchriften vor ſich hin und wandte ſich an den Maler. „Ich glaube, in dieſen Zeilen wird ſich uns die Erklärung ſo manches Unbegreiflichen

eröffnen. Aber ich gestehe, diese Erklärung scheint mir noch viel seltsamer, als das Phänomen selbst. Ich werde dir die Bogen vorlesen."

Asching rückte seinen Stuhl näher und nickte. „Gut. Lies mir's vor."

„Und du bist auf alles, auch das furchtbarste Geheimnis gefaßt?"

„Auf alles, Meßmer. Ich kann mir nichts Furchtbareres denken, als diesen lachenden Tod, den wir eben mit ansahen."

„Und doch glaub' ich, gab es etwas: dies so jäh erloschene Leben! — Hör' zu. Die erste Niederschrift scheint im vorigen Sommer gemacht worden zu sein. Sie lautet: ‚Gott sei Dank, die anderen haben mich verlassen! Ich bin zurück in meinem Zimmer und will nun gleich meine Gedanken und Empfindungen niederschreiben. Das wird es mir erleichtern, meinen Zustand zu erforschen und einen Weg zur Heilung zu finden. Der zerrissene Schattenriß liegt vor mir. Hätte ich doch nie dies elende Stück Papier gesehen und in Händen gehabt! Warum mußten sie mich in die erbärmliche Bude nehmen und diesem Stümper von einem Zeichner sitzen lassen?

Ja, war er denn eigentlich ein Stümper? Kathinka schien mit den anderen Bildern sehr zufrieden, und sie versteht so etwas.

Warum also mißlang mein Bild, warum also fing es der Bucklige dreimal an? Hielt ich etwa nicht still? Nein — ich saß wie angebunden, ich zuckte mit keiner Wimper. Es war also bei mir nicht schwerer, als bei Kathinka oder Asching oder sonstwem. Und doch kam diese Fratze heraus?

Das Exempel ist einfach, und das Ergebnis ganz klar: ich sah so aus, oder vielmehr, der Zeichner sah mich so!

Ich habe also ein zweites Gesicht, das sich zuweilen offenbart? —

Ein zweites Gesicht?!

Warum erschreckt mich das? Warum fuhr mir plötzlich, als ich mir dessen bewußt wurde, ein Zittern durch alle Glieder? Warum riß ich das Blatt an mich? Warum

liegt es jetzt vor mir? Warum verbrenne ich es nicht lachend, wie eine verpfuschte Karikatur?

Weil mir eine unbekannte Macht schon einen Stein vor meinen Augen auf den Weg baute, auf diesen ersten einen zweiten fügte, und heute auf diesen zweiten den dritten legt!

Wer ist diese unbekannte Macht? Ich weiß es nicht, aber ich muß ihr auf die Spur kommen, und ich hoffe, wenn ich klar und leidenschaftslos jedes Sympton niederschreibe, jedes Zeichen bis ins kleinste verfolge, wie man den Tatsachen eines dunklen Verbrechens nachspürt, so muß ich endlich das Unbekannte erkennen. Dann kann ich ihm vielleicht zu Leibe gehen, dies Phantom verjagen.

Gebe nur der Himmel, daß ich nicht noch mehr Beweise seines wirklichen Daseins erhalte, daß sich vielmehr alles auf eine leicht begreifliche Weise erklären wird.

Es tauchte zuerst in Paris auf. Ich glaube, auch Kathinka hat seine Macht gefühlt, und ich merkte wohl, wie es seine Schatten sogar auf Asching und Meßmer warf, als ich ihnen davon erzählte.

Also zuerst in Paris. Warum dieser unruhige Trieb, der mich gerade in den Park von Bondy bannte? Wie soll ich ihn erklären? Ich kann es nur so, daß ich annehme, an jenen Ort zog mich eine Art Heimatgefühl, oder aber, die dunkle Gewalt lockte mich immer wieder hin, die den Verbrecher an den Ort der Tat zurückruft. Denke ich genau darüber nach, so will es mir scheinen, als sei das Gefühl, das mich in den Park und das alte Haus zog, aus beiden Empfindungen gemischt gewesen.

Doch die Erklärung dieser Erklärung? Hier setzt eben das Unbekannte ein. Ich bin vorher niemals in Paris gewesen, ich habe also auch niemals etwas dort begangen, das mich wieder hinziehen könnte, und was hat der Park mit meiner Heimat zu tun?

Um ganz gewissenhaft zu sein, will ich mir nur das notieren, daß ich zuweilen die alberne Idee hatte, ich habe jenen Park und jenes Haus schon einmal gesehen. Das sind übrigens Erscheinungen, die jeder Mensch öfters an sich beobachten kann. Ich führte sie schon einmal Meßmer gegenüber auf halbvergessene Träume zurück.

Der zweite Stein. Das ſind die Traumzuſtände, die mich zuweilen befallen. Ich erlitt den erſten Anfall, bald nachdem ich den gelben Schädel entwendet hatte. Sollte das die Strafe für den Raub ſein? — Welch kindiſcher Gedanke! Der Glaube an ein moraliſches Gefüge der Welt.

Doktor Meßmer ſchob dieſe Zuſtände auf Überarbeitung. Vielleicht hat er recht. Doch ich weiß nicht, warum ich zweifeln muß, warum — — nein, er hat doch nicht recht. Es iſt wieder das Unbekannte, das mich anfaßt, mich führt, ermattet, an meinem Blute und meinem Daſein zehrt. Trägt nicht jeder Menſch ein Unbekanntes in ſich? Eine überſchüſſige Kraft aus dem Schöpfungsdrange der Natur, die in irgendeinem Winkel einſchlief, die der lenkenden Kraft der Gottheit entglitt? Und dieſes Unbekannte ſollte nicht zu erkennen, zu feſſeln ſein?!

Auf welchem Wege ſchleicht es erwachend ſich in mein Inneres?

Wenn ich das wüßte! — —

Jene Traumzuſtände ängſtigen mich, wenn ich es auch nicht zugeben, mir nicht eingeſtehen mag. Ich kann's auch Meßmer nicht ſagen, denn er würde mich ausfragen müſſen und wahrſcheinlich — einen Narren ſchelten. Denn was Tatſache iſt, würde er für krankhafte Einbildung halten. Nichts iſt mir aber ſo klar wie gerade dieſer Traumzuſtand, der mich zuweilen befällt. Es ſind immer die gleichen Kennzeichen, plötzliche Müdigkeit, auch wenn ich erſt eine Stunde vorher völlig friſch aus dem Bette ſtieg, dann ein jähes Entſchlummern, und dann ein Erwachen, eine Ermattung aller Sinne, wie nach einer langen, ſehr langen Reiſe.

Niemals bringt mir dieſer Schlaf irgendeine Erholung. Ich träume zwar nicht, doch iſt mir's, als liege etwas ſchwer auf meinem Kopfe, wie ein Bleigewicht. Es iſt eben kein Schlaf, ſo ähnlich es ihm äußerlich auch ſehen mag. Es iſt eher wie ein Tod. — —

Sollte es eine Art Starrkrampf ſein?

Wenn ein Atom des furchtbaren Giftes, das jene Krankheit erzeugt, in meinen Adern wäre! Es würde ge-

nügen mich zu töten, ſchlimmer, mich vielleicht lebendig begraben zu laſſen! Hätte ich nicht die Feder in der Hand, ich würde ſtundenlang über ſolche Möglichkeiten nachgrübeln.

Man ſollte über ſolche Dinge nie nachdenken! Nie! — Und man tut es doch!

Die Grenze zwiſchen Leben und Tod iſt eine Linie, wie der Faden, den man einem Spinnengeweb entnommen hat. Wenn man ſich nun zuweilen täuſchte und dieſe Grenze nicht fände, darüber hinaustappte? Es gibt Krankheiten, die den wunderbaren Mechanismus unſeres Leibes für einige Zeit ſtillſtehen laſſen. Nicht für immer, wohlgemerkt, nur für einige Zeit. Wäre das bei mir der Fall? Und könnten meine Freunde einmal ſolche Unterbrechung des ſichtbaren Lebens für das Ende desſelben halten?

Wenn ich einſt unter der Erde erwachte? Eingeſchloſſen in ein enges Brettergefängnis, ohne Luft, ohne Licht, mit dem grauſigen Bewußtſein: du kannſt dich nie wieder erheben, deine Schreie werden verhallen in den feuchten Erdwänden, die dich umklammern! Es kann nichts Fürchterlicheres geben. Aber — ich atme auf — mir wird das nicht beſchieden ſein. Das nicht, — doch was ſonſt?

Das Unbekannte. Das Rätſelhafte, das in meiner Seele emporkeimt.

Zum drittenmal wurde es mir heute ins Bewußtſein gerufen. Heute, durch jenen Schattenriß. Wenn ich ihn genau betrachte, will es mir ſcheinen, als ſei er am Ende doch nicht falſch, als ſei dies Profil wirklich das meine.

Es iſt meine Stirn, meine Naſe, auch das zurückfliehende Kinn ähnelt dem meinen. Es iſt das Vogelprofil, deſſenthalben Doktor Meßmer und die Schulkameraden mich einſt neckend den Geier nannten.

Es iſt mein Antlitz und doch nicht meins. Alles iſt ins ältere fratzenhaft verzerrt. Meine Haare ſehen auf dem Bilde aus, als trüge ich ſie länger und ungekämmt, und mein Halskragen gleicht einem Vatermörder. —

Es war doch gut, daß ich das alles niederſchrieb, die mühelose Arbeit macht ſich reich belohnt, denn ſie hat meine Nerven beruhigt.“ — — — — — —

Damit war die erſte Niederſchrift beendet, und Doktor

Meßmer machte, unter den Papieren kramend, eine kleine Pauſe.

„Mir ſcheint aber," ſagte Aſching, „als ſei dies durchaus klar überlegt. So kann kein Wahnſinniger ſchreiben, zudem war er zu jener Zeit, wenn auch ein Sonderling, doch ſonſt durchaus verſtändig in allem, ausgenommen vielleicht in ſeiner Paſſion für die Chemie."

„Du haſt vollkommen recht," beſtätigte der Doktor. „Dieſe Überlegungen paſſen durchaus zum Weſen unſeres Freundes, wie wir ihn von jeher kannten. Doch hör' weiter, dies hier ſcheint die nächſte Notiz zu ſein."

Doktor Meßmer nahm ein weiteres Blatt auf und las: „Ich muß wieder ſchreiben! Ich kann dem Papier anvertrauen, was ich nicht einmal meinem beſten Freunde wagen würde zu geſtehen. Vielleicht ſollte ich mit einem Arzte reden, doch wozu? Was ich an mir erlebe, heilt ſicher kein Arzt. Für ſolche Dinge iſt kein Kraut gewachſen.

Immer mehr gewinnt das Unbekannte in mir Macht.

Immer grauſiger, rätſelhafter ſteigt's empor. Es ſpaltet mein Sein, es treibt mich wie in einem wahnſinnigen Strudel umher.

Warum faßt mich dieſer unſtillbare Trieb, immer nur den chemiſchen Zuſammenſetzungen nachzuſpüren, die man als Gifte kennt? Bin ich denn in den Händen eines Dämons? Wäre ich abergläubiſch, ſo würde ich meinen, mein ſtiller Freund, der gelbe Schädel, ſei an allem ſchuld.

Armer, harmloſer Kerl! Du biſt der einzige, mit dem ich plaudern kann, wie mir's ums Herz iſt.

Harmlos? Der Schädel ſtarrt mir verdächtig aufs Papier, als folgten ſeine Augen jeder Bewegung des Gänſekiels. — Halt, Freund, ich drehe dich um! — So, nun ſieht er gegen die Wand . . .

Sollte wirklich an dieſen kahlen, toten Schädel ſich das Unbekannte knüpfen? Hängen an ihm die Fäden, die mich in ein Rätſelvolles verſtricken? Gehen ſie von ihm aus?

Du da biſt eine tote Maſſe, hörſt du? Dein lebendiges Hirn iſt längſt zerſtäubt. Was du dachteſt, iſt längſt vergeſſen, was du biſt, biſt du nur durch meinen Willen, durch meine Gnade noch! Ich kann dich dieſen Augenblick vernichten.

Nein, um den Toten werd' ich mich nicht kümmern, mein Leben iſt mir hundertmal wichtiger. Und dies Leben fängt an, mir immer von neuem Rätſel aufzugeben.

Ich muß ihnen von neuem furchtlos zu Leibe rücken. — —

Die ſchlafähnlichen Zuſtände hatten einige Zeit ausgeſetzt, jetzt kehren ſie plötzlich immer öfter wieder. Wenn ich aber früher niemals irgendwelche Spuren deſſen fand, was ich während jener Ohnmachten getan oder erlebt hatte, ſo hat ſich das nun geändert. Vor etwa vierzehn Tagen beobachtete ich es zum erſtenmal. Als ich aus meiner Erſtarrung aufwachte, ſpürte ich wieder die alte Müdigkeit, ſo daß ich mich ſchwer auf einen Stock ſtützte und an meinen Schreibtiſch ſchlich, auf dem ich ein Buch über Chemie offen hatte liegen laſſen. Bei Annäherung meines Zuſtandes hatte ich nämlich meinen Platz verlaſſen, um mich auf das Sofa zu werfen, denn ich fürchtete, im Schlaf vom Stuhl zu gleiten und mich zu verletzen.

Ich fand über dem Buche auf meinem Schreibtiſche ein Papier. Es liegt vor mir, denn ich hob es ſorgfältig auf. Dieſer Papierſtreifen war von einem größeren Bogen abgeriſſen, wie ich ſie ſtets zu Niederſchriften in Menge auf dem Schreibtiſch halte. Der zerriſſene Bogen lag unter den anderen. Und dieſes von ihm getrennte Papier war friſch beſchrieben. Die Buchſtaben waren undeutlich und lateiniſch, in einer mir völlig fremden Handſchrift gekritzelt. Der Text italieniſch. Ich ſpreche aber nicht italieniſch. Keiner meiner Bekannten kann mir alſo gerade in dieſer Sprache etwas mitteilen wollen.

Woher kam nun dieſer Zettel, und wer verfaßte ihn?

Zuerſt nahm ich natürlich an, daß während meines Zuſtandes ein Fremder bei mir geweſen ſei und dieſe Zeilen in irgendeiner Abſicht niedergeſchrieben habe. Ich klingelte meinem Diener und fragte ihn, wer heimlich in meinem Zimmer geweſen ſei.

‚Niemand,‘ entgegnete er und ſah mich erſtaunt an.

Darauf ich: ‚Aber wer hat dieſen Zettel auf meinen Tiſch gelegt?‘

Er zuckte die Achſeln und verſicherte mir ein über das andere Mal, daß kein Menſch die Wohnung, geſchweige

also das Zimmer betreten habe. Da schickte ich den Diener mit einigen gleichgültigen Worten wieder hinaus.

Es war also niemand bei mir gewesen. Niemand? Wer aber schrieb dann diese Zeilen, die ich vor mir sehe, die ich anfasse und lese, die also keine Sinnestäuschung sind?

Ich selbst?

Das ist unmöglich, erstens ist das nicht meine Handschrift, und dann verstehe ich ja, wie gesagt, nicht italienisch. Es ist also unmöglich, vollkommen undenkbar.

Demnach war's doch ein anderer? Ein Fremder, der bei mir eingedrungen ist, ohne die Tür zu öffnen, ohne gesehen zu werden? Einer, der um mich sein kann, ohne daß ich ihn sehe und höre? Den auch mein Diener nicht sieht? Welcher Blödsinn!

Vielleicht der Schädel? Der Schädel — —! Sollte er —? Noch tollerer Blödsinn! Wohin gerate ich?!

Halt! Wenn mein Diener, aus Gott weiß welchem ganz unsinnigen Grunde, mit jemand unter einer Decke steckte und diesen heimlich zu mir hereinließe? Ist er von jemand bestochen worden? Ich muß das erfahren. Er soll sich hüten!

Ich werde mich in Zukunft einschließen und auch meine Freunde scharf beobachten, vielleicht verrät sich doch mal einer. — — —

Die Mauer hat sich trotz allem wieder um einen Stein vermehrt!

Mir ist zuzeiten, als sei ich in einer Höhle angekettet, die nur einen einzigen, schmalen Ausgang hat, und vor diesem Ausgang türmt ein unerbittlicher Feind einen Stein auf den andern. Immer enger wird der Spalt, durch den Luft und Sonne zu mir dringen, immer schwächer klingt der fröhliche Lärm des Lebens in mein Gefängnis. Ich werde lebendig begraben werden, wenn ich nicht bald ein Mittel finde, diesen entsetzlichen Maurer zu verjagen.

Rasch neue Gedanken! Ich muß scharf grübeln. Von meinem Erfindungsgeist allein hängt mein Leben ab.

Wie ich es mir vorgenommen hatte, arbeitete ich fortan nur noch bei verriegelten Türen. Ich arbeite jetzt mit einer Hast und einem Eifer, die in einem sonderbaren

Gegensatz zu meinem früheren, der Kunst gewidmeten Dasein stehen. Und meine Arbeit wird reichlich belohnt. Ich habe den Plan, ein Werk über den Einfluß der Alchimisten auf die Entwickelung der experimentellen Chemie zu schreiben, und schon mancherlei interessante Vorstudien gemacht. Ich glaube, daß sie mich auf die Spur jenes Giftes gebracht haben, dessen Entdeckung und Herstellung man Cagliostro zuschreibt. — —

Die Wiederentdeckung dieses Giftes reizt mich mehr als alles andere. Sie muß und wird mir gelingen. Überhaupt nehme ich an den Lebensschicksalen dieses seltsamen Menschen den größten Anteil. Das Geheimnisvolle an ihm zieht mich ebenso an, wie es zu seinen Lebzeiten die bedeutendsten Geister, auch Goethe beschäftigt hat.

Ist's nicht sonderbar, daß ich dabei die Malerei ganz vergesse? Ich weiß, es wäre umsonst, wollte ich mir Mühe geben, von neuem mich mit der Kunst zu beschäftigen. Ich werde in ihr doch ewig ein Dilettant bleiben. Wenn nur mit meinen chemischen Experimenten nicht jenes Unbekannte sich meiner bemächtigt hätte! Zweimal habe ich wieder Papiere auf meinem Tische gefunden, die mit der fremden Handschrift des Italieners bedeckt waren. Wäre ich Geisterseher, ich würde glauben, kein anderer als der Geist Cagliostros spukte in meinem Laboratorium. Dieser Glaube erscheint im ersten Augenblick lächerlich, findet aber insofern einen Schatten von Unterstützung, als die italienischen Zeilen die Formeln einer chemischen Zusammensetzung sind.

Zweimal fand ich dieselben zum Teil abgekürzten Worte. Ich ließ sie von einem Italiener entziffern, und er versicherte mir, es sei ein Rezept. Freilich ein ganz veraltetes, den Ausdrücken nach. Ich forschte weiter, und es gelang mir, nachzuweisen, daß es das Rezept eines Giftes war, und zwar, ich vermute — das Gift Cagliostros!

Wer löst mir dies Rätsel? Dies Rätsel, das neben mir, in mir emporwächst?

Geduld! Ich muß die Tatsachen aneinanderfügen. Ich verfalle in einen Traumzustand, und nur während dieses Zustandes entstehen die italienisch beschriebenen Zettel, schon zum drittenmal finde ich sie beim Erwachen. Sie

Bildnis der Prinzessin Radziwill.
Gemälde von P. A. László.

können nicht vorher in mein Zimmer gebracht werden, denn ich müßte sie sonst auf meinem Arbeitstisch sehen. Ich brauche den Ausdruck, die Zettel entstehen, denn bei verschlossenen Türen und Fenstern ist es vollkommen unmöglich, daß sie von außen hereingebracht oder hereingeworfen werden. Diejenige Kraft, die sie entstehen läßt, ist demnach nur im Zimmer selbst zu suchen!

Ich bin mit dem gelben Schädel allein im Zimmer, also er oder ich? Wer ist von uns beiden der Täter? Er? Unmöglich! Ebensogut könnte ich annehmen, daß meine Gänsefeder plötzlich emporflattert und über das Papier rennt.

Also bin ich's? — Je mehr ich an diesen alleinigen Ausweg denke, ruhig, objektiv denke, desto weniger erscheint er mir unsinnig oder gar unmöglich. Der Einfluß einer starken Suggestion auf einen dafür empfänglichen Menschen ist längst durch die Wissenschaft nachgewiesen. Die wunderbaren Erscheinungen, die die Selbsthypnose hervorbringen kann, sind tausendmal beobachtet worden. Sie sind um so überraschender, je weniger der Betreffende sich einer eigenen Beeinflußung bewußt ist. Das aber ist häufig der Fall.

Ich nehme nun folgendes an: Mein Studium der verschiedenen Arten der Gifte hat meinen Geist für die Autosuggestion besonders empfänglich gemacht, meine eingehende Beschäftigung mit der Persönlichkeit Cagliostros hat dann unmerklich auf irgendeine geheimnisvolle, bisher schlummernde Stelle meines Gehirns eingewirkt. Sie hat dadurch weiter die traumhaften Zustände herbeigeführt und während dieser mein sonstiges Wesen für Minuten so verändert, daß es mit dem längst Verstorbenen einen kurzen Augenblick zusammenfiel, wie zwei sonst abseits voneinander laufende Linien sich für eine kleine Strecke berühren können, ehe sie wieder auseinanderfahren.

Mir scheint diese Erklärung nicht gar so absonderlich. Ich werde mich freilich hüten, über all das mit einem Arzte zu sprechen, denn ich habe keine Lust, in eine Heilanstalt für Nervenkranke zu kommen, weil ich etwas an mir erlebe, das in hundert Jahren sicher ebensowenig wunderbar erscheinen wird, wie heute die Röntgenstrahlen.

Ich bin also zu einer Erklärung gelangt, und sie niederzuschreiben beruhigt mich wieder unendlich. Es ist, als wenn das Nüchterne des weißen Papiers und der schwarzen Buchstaben, die genaue Folge der Gedanken, die vom Verstand an die Leine genommen werden, allen phantastischen Spuk verjagten, der sich an mich schleichen will.

Auch daß ich mit einer fremden Handschrift schreibe und in einer mir sonst fremden Sprache, ist auf gleiche Weise durch meinen hypnotischen Zustand zu erklären. Wer die Bücher der Spiritisten kennt, weiß, daß unzählige Male Menschen in der Hypnose in einer ihnen sonst nicht geläufigen Sprache redeten. Erst neulich erzählte Doktor Meßmer einen solchen Fall, der sich in den Schriften des Russen Aksakow verzeichnet findet, wenn ich nicht irre.

Jetzt schöpfe ich Hoffnung, doch endlich dem Unbekannten auf die Spur zu kommen und ihm zu entfliehen. Nur eine Frage bleibt offen, aus welcher Quelle entsteht die Hypnose? Denn sie muß von außen kommen. Und das Italienisch? Doch auch das wird sich aufklären und ich werde gerettet sein.

Gerettet! — — — — — —

Heute kam mein Diener erschrocken zu mir und sagte, er habe in meinem Zimmer italienisch reden hören. Der Arme war ganz bestürzt, noch nie sah ich ihn so aufgeregt und ratlos. Er zitterte. Mit Mühe beruhigte ich ihn. Ich selbst war ja trotz meiner ruhigen Worte entsetzt, als ich dies Neue vernahm.

Also ich rede auch während des Traumes? Soweit geht die Suggestion? Ich rede italienisch! Ist es denn möglich, daß man im Traumzustand eine Sprache redet, die man im Wachen gar nicht kennt?

Cagliostro hat einmal gesagt, er werde nicht sterben. Man weiß tatsächlich nicht, wo er begraben liegt, er verschwand. Schlägt etwa die Natur für Sekunden eine Brücke von mir zu ihm, von dieser Welt in jene?

Sollte er durch mich — —? Doch nein, warum solchen Phantasien nachgrübeln?! Dann fiele meine Idee der Autosuggestion in sich zusammen.

Aber es hilft nichts, ich muß der Sache ins Auge sehen,

ich muß! Es würde mir auch nichts nützen, mich vor mir selbst zu verstecken. — —

Noch etwas Neues beobachte ich.

Es steigt in mir empor und packt mich mit unwiderstehlicher Gewalt. Ich muß mein Gift erproben, an einem Menschen erproben! Es soll ja nicht schmerzen. Man stirbt in einem Taumel der Lust und Freude. — — —

Täglich spiele ich mit dem Glase. Sein Inhalt blinkt wie Gold gegen die Sonne. Die Sonnenstrahlen brechen sich in ihm in zauberhaften Reflexen. — —

Heute war Kathinka bei mir. Sie nimmt größten Anteil an meinen Arbeiten und scheint zu erwarten, daß ich mit ihr über meinen Zustand spreche. Aber ich hüte mich. Ich werde mich überhaupt mehr von meinen Freunden zurückziehen. Meßmer z. B. beobachtet mich seit einiger Zeit besonders mißtrauisch. Ob er ahnt, was in mir vorgeht? — —

Cagliostros Zaubertrank funkelt in einem kristallenen Becher. Wem geb ich diesen goldfarbenen Saft zu trinken?

Wie fange ich's an? — — — — — —

Der Becher läßt mir keine Ruhe, ich muß ihn jemand an die Lippen setzen! Aber wem? Meßmer war heute hier. Ich mußte ihn rasch zur Tür hinausdrängen, denn ich fühlte, jene rätselhafte Erstarrung kam wieder über mein gewöhnliches Dasein und trug mich in das unbekannte Land, das ich mir selbst suggeriere. Ein furchtbares Land voll dunkler Abgründe.

Ich wollte Meßmer den Becher geben, doch ich überwand mich mit Gewalt und redete mir und ihm ein, erst in ein paar Tagen werde das Gift hergestellt sein. Er ist wahrlich nur um Haaresbreite am Tod vorübergegangen. Aber ich war zu feige. Oder regte sich in mir etwas halb Vergessenes, das die Menschen das Gewissen nennen? Einerlei! Dem nächsten, der mich besucht, reiche ich den Becher, ihn aus dem qualvollen Treiben dieses Erdendaseins zu erlösen. Ich werde nicht zaudern wie Faust.

Ich werde also töten? Welches Wort!

Nein, nicht töten, nur befreien!

Kathinka Iwanowna war da. Sie trank. Ich küßte

ſie dafür. Eben verläßt ſie mich ahnungslos. Sie wird ein wonnevolles Ende haben und von unſeren Küſſen träumen.

Warum kam gerade ſie? Ein geheimnisvolles Band zog ſie an mich, eine dunkle Kraft trieb ſie in meine Arme. Über kurz oder lang mußte ſie mir verfallen!

Hätte ich ſie ſchonen ſollen? Aber vielleicht war dieſer Tod ihr Schickſal. Sie wollte den gelben Schädel mit ſich nehmen, vergaß es aber in einem plötzlichen Anfall übermütiger Heiterkeit. Sie hätte den Schädel nicht anrühren ſollen! —

⁂ ⁂ ⁂

Kathinka Iwanowna iſt geſtorben! Wie ſie mir fehlt! Und doch keine Reue! Ich reiſe nach Paris, denn ich muß die Fährte des Unbekannten von Anfang an noch einmal verfolgen.

Ich glaubte einſt Erklärungen meines Seins zu finden und — ſehe mich getäuſcht. Das alles kann nicht Suggeſtion oder Hypnoſe ſein, das iſt mehr, mehr! Ich ſehe zuweilen den geſpenſtiſchen Maurer Stein auf Stein fügen, mir den letzten kleinen Ausweg zum Licht zu verlegen. Aber Paris wird mir Rettung bringen. Und ich nehme den gelben Schädel mit mir, denn ich meine, ſobald ich mich von ihm trenne, wird alles noch wüſter, noch unhaltbarer, noch formloſer werden. Jeder meiner Gedanken wird zu einem ſpukhaften zerfließenden Nebelgebild.

⁂ ⁂ ⁂

Ich bin aus Paris heimgekehrt. Nun ſehe ich klar. — Mein Schickſal vollendet ſich unerbittlich. Und dieſes Schickſal iſt ſo ſchrecklich, wie es vordem noch keinem Sterblichen zuteil wurde. Wenigſtens wird keiner das auch nur geahnt haben, was ich weiß. Weiß, ſo gewiß, wie ich heute den gelben Schädel auf der Hand wiege und ihn tauſendfach beneide, daß ſeine Hirnhöhle leer, und ſeine Augen blind ſind.

Ich will erzählen. Wochenlang war ich in Paris, ohne Ruhe zu finden. Tag und Nacht irrte ich auf den Straßen umher. Meine Nerven peitſchten mich von einem Ort zum andern. Hundertmal fand ich mich an den Türen der Apo-

theken. Was aber ſuchte ich dort? Gift! Ich wollte, ich mußte von neuem Gift bereiten, Gift! Gift! Gift!

Gewaltſam riß ich mich immer wieder zurück, aber jedesmal wurde meine Kraft zum Widerſtand ſchwächer. Da ſtürzte ich mich in das dichteſte Straßengewühl, jenem Unbekannten zu entrinnen, das mich mit den Klauen eines Teufels hielt. Meine Mühe war ganz vergeblich, ich hätte eher meinem eigenen Schatten entfliehen können, als dieſem rätſelhaften Weſen, das mich ergriffen hatte. Jeder Menſch birgt ſo etwas Fremdes in ſich, und man ſieht es zuweilen wie einen dunklen Schemen neben ſich an der Wand vorübergleiten. Man ſagt ſich: ‚ſieh, das war der andere in dir, das warſt nicht du!‘

Dieſer andere in mir aber war von Tag zu Tag ſtärker geworden, ſtärker und fürchterlicher. Trotz meines Sträubens zwang er mich von neuem den Park von Bondy und das verfallene Landhaus aufzuſuchen.

Dort hatte das Rätſel meines Lebens angefangen, — dort fand es ſeine Löſung.

Das alte Herrenhaus war umgebaut, oder vielmehr, man war dabei, es für einen Pariſer Kaufmann zum Sommerſitz umzuwandeln. Dennoch ließ man mich eintreten, und ein alter Gärtner ſchloß ſich mir als Führer an. Er zeigte mir verſchiedene Räume, die ich damals ſchon bei meinem heimlichen Beſuche durchwandert hatte. Sie waren wenig verändert, nur zum Teil mit neuen Möbeln verſehen. Er trat dann mit mir vor eine Tür im Erdgeſchoß.

Mein Führer öffnete die Türe und — ich befand mich in einem Raume, den ich genau wiedererkannte. Ganz jäh ſchoß es mir durch den Kopf: dies Zimmer iſt einſt das deine geweſen!

Das meine?

Und doch war ſeine Tür ſeit Generationen überklebt geweſen und erſt wenige Tage vor meinem Eintreffen geöffnet worden.

Wenige Tage vor meinem Eintreffen! Als hätte man auf meinen Beſuch warten wollen! Ich kannte dieſes Zimmer, jedes Möbel, die eingelegte Uhr an der Wand, den Schrank mit den Bronzebeſchlägen neben der Tür!

Woher? Aus einer Schilderung? Nein! Dann aus einem Traume? Ich wußte es nicht und grübelte nach. Aber war es in einem Traume gewesen, so mußten sich bald irgendwelche Irrtümer herausstellen, Ungenauigkeiten, wie sie das Gaukelspiel eines Traumes mit sich bringt, ganz abgesehen davon, daß es unerklärlich sein würde, wie ein Mensch etwas wirklich Vorhandenes träumen könnte, wenn er es nie vorher gesehen. Die Knie zitterten mir, ich mußte mich auf einen Stuhl setzen, um nachzudenken.

Der Alte fragte mich, ob ich mich unwohl fühle, weil ich so blaß geworden sei. Ich verneinte und schob meine Erregung auf die dumpfe und kühle Luft des Raumes.

Schweigend musterte ich das Zimmer. Die alte Uhr, den Schrank, den Tisch, woher kannte ich sie alle? Woher?

‚Wer wohnte hier?‘ fragte ich endlich leise, als mir der Atem wiederkehrte. Am liebsten hätte ich meine Frage sofort wieder zurückgenommen. Ich bebte davor eine Antwort zu erhalten und fürchtete sie würde lauten: ‚Hier wohnte einmal ein gewisser Albert Schalken. Ein gewisser Albert Schalken, der aber längst gestorben ist.‘

Die Antwort lautete anders, aber nicht minder schrecklich: ‚Hier starb der Graf Cagliostro, Herr!‘

‚Cagliostro?!‘ Ich sprang auf und schrie den Alten an. ‚Was wissen Sie von ihm? Wann starb er?‘

‚Vor hundert Jahren etwa!‘

‚Wirklich? Starb er wirklich?‘ fragte ich.

Mein Führer blickte erschrocken, verständnislos auf mich hin. Er konnte sich meine furchtbare Bestürzung, meinen entsetzten Schrei nicht erklären. Er stammelte irgend etwas, ich weiß nicht mehr, was er sagte, dann wich er bis zur Tür zurück.

Ich stand also im Zimmer Cagliostros, das man aus hundertjähriger Ruhe erweckt hatte. Und ich kannte dies Zimmer, als hätte ich selbst es einst bewohnt!

Ich ging geradenwegs auf einen Schrank in der Ecke zu, denn ich wußte, in ihm mußten Briefe und Papiere liegen. Ich öffnete ihn und fand die erwarteten Papiere und einen schwarzen Schattenriß, unter dem der Name des

Grafen Caglioſtro ſtand. Beides vermochte ich unbemerkt von meinem Führer zu mir zu ſtecken.

An einem roſtigen Nagel hing ein Hut, wie er in jener Zeit getragen wurde, mit breitem und ſteifem Rande. Ich riß ihn herab und ſtülpte ihn auf, warf ihn aber ſogleich entſetzt in die Ecke, wo ihn der Alte aufhob. Der Hut ſchien für mich gemacht, ſo genau paßte er. Dann rannte ich fluchtartig heraus und eilte das Freie zu gewinnen.

Der alte Gärtner trippelte erſchrocken hinter mir her.

‚Wollen Sie nicht vielleicht die Gruft ſehen?‘ fragte er. ‚Wir haben auch den Sarg des berühmten Caglioſtro unter unſrer Kapelle ſtehen. Wenigſtens will es die Sage ſo. Leider haben ihm Diebe den Schädel entwendet. Das Skelett iſt aber ſehr ſonderbar anzuſehen, die Gebeine ſind ganz gelb geworden. Wollen Sie ſehen?‘

‚Ganz gelb?‘ fragte ich, und mir war, als würde ich durch den Alten einer Tortur unterworfen.

‚Ganz gelb, ja,‘ antwortete er. ‚Sie müſſen wiſſen, dieſer Elende ſtarb an einem Gifte, mit dem er mehr als einen ſeiner Feinde tötete. Aus irgendeinem Verſehen muß er ſelbſt davon getrunken haben, und wie eine von ſeinen Erben ausgeſtellte Urkunde beſagt, nahm der Körper ſehr bald eine intenſiv gelbe Farbe an, die man der Einwirkung des ſchrecklichen Giftes zuſchrieb.‘ — — — — — — — —

Wie kam ich an jenem Tage nach Paris zurück? Ich weiß es nicht. In einem gedankenloſen Taumel habe ich meine Sachen gepackt und bin nach München heimgekehrt. Ich hatte entgegen meiner erſten Abſicht den Schädel dort gelaſſen. Ich fürchtete mich vor ihm und ſeiner geheimnisvollen Macht. Als habe er auf mich gewartet, ſo ſtand er auf meinem Schreibtiſch. Wie er mich bei meiner Rückkehr höhniſch anlachte! Ich hatte ihm nicht entrinnen können!

Der Schädel Caglioſtros in meinem Zimmer?

Und dieſer Schädel, den ich ſelbſt entwendet, den ich aus ſeiner Ruhe geriſſen hatte, war — —. Nein, ich will es nicht niederſchreiben. Es iſt zu gräßlich. Ich muß noch einmal meine Gedanken zu ruhiger Überlegung zwingen.

Ich habe, in München angekommen, mich wie ein Verbrecher verborgen. Ich bin nur bei Dunkelheit ausgegangen.

Meinen Diener hatte ich glücklicherweise ſchon vor der Abreiſe nach Paris entlaſſen. Niemand alſo ſtörte mich. Ich nahm die Papiere aus Caglioſtros Zimmer und verglich ſie mit den Niederſchriften, die ich bei mir gefunden.

O, was ich in Paris ſchon ahnte, wußte, iſt zur Wahrheit geworden! Es iſt dieſelbe Handſchrift! Dieſelbe Hand, die jene vergilbten Pariſer Blätter ſchrieb, ſchrieb auch die Zettel auf meinem Schreibtiſch!

Dieſelbe Hand? Ja, mir haben es zehn Schriftſachverſtändige beſtätigt.

Dieſelbe Hand? Aber ſchrieb die Zettel nicht ich?

Ich ſchalt mich einen Narren und die Sachverſtändigen oberflächliche Lügner. Hundertmal verglich ich ſelbſt die Schriftzüge, jeden Buchſtaben nahm ich unter die Lupe und zeichnete ihn tauſendfach ab. Umſonſt! Nichts half! Es iſt kein Zweifel mehr möglich. Ich ſelbſt bin der Schreiber aller jener Briefe!

Was ſoll ich tun, um mir einzureden, daß ich mich täuſche? Alles Grübeln, Suchen, Forſchen iſt umſonſt, ich ſelbſt ſchrieb die Briefe, die ſich in meinem Zimmer fanden, und ich ſchrieb auch die Briefe, die ich in jenem Hauſe am Walde von Bondy entnahm.

Halt! Wenn nun aber zwei Menſchen zufällig, auch wenn ein Jahrhundert ſie trennt, ganz genau dieſelbe Handſchrift haben ſollten? Wäre das nicht ein Ausweg? — Nein, die größten Schriftſachverſtändigen ſind ſich darüber einig, daß die Handſchriften aller Menſchen ebenſo voneinander verſchieden ſind, wie ihre Züge, wie ihre ganze Art. Und dann ſpricht noch eins dagegen: jenes fürchterliche, herrliche Rezept.

Jenes Rezept fand ich unter den alten Papieren und genau das gleiche unter den neuen. Nur ein und derſelbe Menſch konnte dasſelbe ſeltſame Gift entdecken und ſeine Zuſammenſetzung mit der gleichen Formel niederſchreiben.

Ich kannte das Zimmer wieder, das ich im Landhaus von Bondy betrat, ich kannte es ſo genau wieder, daß ich mich der Möbel, der eingelegten Uhr und ſogar der Papiere entſann, die ich im Eckſchrank finden mußte. Ich war

also schon einmal dort, und damals schrieb ich das italienische Rezept.

Aber wann? Aber wie?

Eine lange Zeit muß seitdem vorübergegangen sein, denn ich besinne mich auf keine Einzelheiten mehr, auch ist mir, als sei ein mächtiger Strom über mich hinweggerauscht und habe mit seinen brausenden Fluten von meinem Sein hundert Erlebnisse und Erinnerungen fortgeschwemmt und ins Nichts gewälzt.

Mein Gott, wie sich die Mauer vor mir auftürmt! Stein auf Stein! Je mehr ich über dieses grausige Rätsel meines Seins nachdenke, um so mehr flechten sich in meine Gedanken fremde Elemente, deren Ursprung ich nicht kenne, die aber um sich greifen in meinem Innern, die mich verzehren wie die Pest einen Leib zerstört.

Stein auf Stein schiebt der gespenstische Maurer, bald werde ich in meinem dunklen Gefängnis ganz eingeschlossen sein, ohne Rettung!

Ich warf eben die entsetzlichen Schriftproben zur Seite und nahm die beiden Schattenbilder auf. Hab ich es denn nicht früher bemerkt, daß die Haare auf dem nach mir gemachten Bilde ganz falsch wiedergegeben waren, ganz anders, als ich das Haar zu tragen pflege? Ist es damals Meßmer nicht aufgefallen? Hat es Kathinka nicht gesehen?

Sie sind ganz anders, denn sie gleichen dem Schattenbild Cagliostros. Zug für Zug gleichen sich die Profile, dieselbe Stirn ist es, dieselbe Nase, das gleiche Kinn!

Mein Bild ist das Ebenbild Cagliostros! Der Zeichner sah nicht mein Antlitz, nicht meine Züge, sondern die jenes geheimnisvollen Menschen, der einst vorgab, nicht zu sterben.

Nicht zu sterben? Aber sein Schädel liegt ja vor mir, der fluchbeladene, gelbe, lebendige Schädel, der sich an mich hing, den ich nur noch mit heimlichem Grausen ansehen kann. Wenn ich mich nicht mit äußerster Willenskraft dazu zwingen würde, an meinem Tische sitzen zu bleiben und zu schreiben, würden meine Gedanken wirr umherflattern, wie verirrte Vögel, und ich selbst würde den Schädel packen und ins Feuer werfen.

Ins Feuer werfen? Zerstören?

Warum tu ich es nicht, warum befreie ich mich nicht von dieſem Peiniger?

Das Unbekannte, Rätſelhafte hält mich davon ab. Iſt mir denn der kahle Schädel ein Heiligtum? Wage ich es nicht, ihn zu vernichten? Bin ich feige? Soll ich den längſt Geſtorbenen nicht töten, da ich doch einen Lebenden tötete? Nein! Nein! Wo iſt mein Hammer? — — —

Umſonſt! Ich führte einen Streich gegen die gelbe Stirn, aber im letzten Augenblick hemmte ich die Kraft meines Arms, denn ich fühlte es deutlich, wie der kalte Stahl des Hammers hart auf meine eigene Stirn ſchlug. Da warf ich entſetzt das Inſtrument fort. — —

Vielleicht aber log der alte Gärtner in Bondy. Iſt es wirklich der Schädel jenes Mannes, den ein unglücklicher Zufall am eigenen Gifte ſterben ließ? Stammte daher die Färbung? Auf dem Regal ſteht der Schädel meines toten Hundes, und im Glaſe ſind noch einige Tropfen jenes Giftes. Ich verſuch's! — — —

Zwei Tropfen, die ich mittags in den hohlen Schädel goß, hatten ſchon nach einigen Stunden in einem Durchmeſſer von mehreren Zentimetern die Knochenmaſſe gelblich gefärbt. Der Gärtner hat mich alſo recht berichtet, auf meinem Tiſche liegt Caglioſtros Kopf. — — — — — —"

⁂ ⁂ ⁂

Aſching hatte bis dahin ſchweigend und in ſich geſunken zugehört. Mit ſteigendem Entſetzen war Doktor Meßmer den Enthüllungen des verſtorbenen Freundes gefolgt. Jetzt machte er eine kurze Pauſe, indem er auf den gelben Schädel blickte.

„Iſt's nicht ſonderbar," ſagte er plötzlich, „dieſer tote Schädel, in dem ſicherlich nicht um ein Atom mehr Leben ſteckt als in den an der Sonne bleichenden Knochen eines verendeten Sperlings, hat es fertig gebracht, den Geiſt unſeres armen Schalken vollſtändig zu verſinſtern."

„Es gibt nichts Totes," entgegnete Aſching. „Jeder Stein kann Leben bekommen. Nur das ſcheint mir unerforſcht, warum hier die Kraft einſetzt, die, ſelbſt unſichtbar, Sichtbares wirkt und dort nur im Hintergrunde ſchlummert."

„Ja, ſchlummert, wie ein Dämon, der beim Erwachen dem Menſchen Genie oder Wahnſinn in den Schoß ſchüttet. Du haſt recht, weshalb dieſer Dämon erwacht, weshalb hier die Natur ihre geheimſten und unerforſchlichſten Mittel anwendet, um Gräßliches zur Tat werden zu laſſen, das, Freund, wird ewig ihr Geheimnis bleiben. Die Natur hat Tiefen, für die noch kein Lot gefunden iſt. Das Dunkel iſt das allein ſichere Erbteil der Menſchheit. — Doch laß mich zu Ende leſen. Die letzten Zeilen unſeres unglücklichen Freundes ſcheinen flüchtig und in wirrer Haſt niedergeſchrieben."

Doktor Meßmer nahm einen letzten Bogen vom Schreibtiſch Schalkens auf.

‚Heute traf ich, von einem ruhloſen Umherirren heimkehrend, Meßmer und Aſching. Ob ſie Verdacht auf mich haben? Ahnt man, daß ich Kathinka von jenem Zaubertrank gab? Daß ich die Uhr ihres Lebens anhielt?

Wenn ſie mich beobachten wollten?! Mich verfolgten?

Wenn ſie mir eines Tages zurufen würden: du biſt der Mörder Kathinkas! Du miſchteſt den teufliſchen Trank! Du biſt nicht, der du ſcheinſt! Du biſt — — Nein, ich kann's nicht niederſchreiben! Ich habe keinen Mut mehr!

Sie werden beſtimmt kommen, mich zu beobachten. Die Uhr ſchlägt ſechs. In einer Stunde ſind ſie da!

Ich muß mich retten! Ich, — ſoll ich fliehen?

Soll ich bleiben?

Ich werde bleiben und ſie töten, wie ich die Ruſſin tötete. Ja, ich fühl's, ich muß ſie töten!

Es gibt keine Rettung, das Dämoniſche in mir wächſt. Ich werde in einem gewaltigen Strudel fortgeriſſen, dem Untergang, dem Verbrechen zu. Das iſt mein neues Weſen, das Unmenſchliche, das längſt Vergangene, das iſt Caglioſtro, jener Unheimliche! — — —

Caglioſtro, ich?! —

Kein Zweifel! Kein Zweifel mehr! —

Es gibt nur eine Rettung! Tod ihm, Caglioſtro!

Wo iſt das Gift, das Gift?! Ich gieße es ihm noch einmal zwiſchen die Zähne!' — — — — — —

Hier brach die letzte Niederschrift Schalkens ab. Sie schien erst wenige Minuten vor seinem Ende gemacht worden zu sein.

Neben dem gelben Schädel stand ein altes, fein geschliffenes und mit Ornamenten bedecktes Glas. Doktor Meßmer nahm es auf und betrachtete es genau. In seiner Tiefe fand sich noch ein winziger Tropfen einer goldgelben Flüssigkeit, die einen süßlichen Geruch verbreitete.

Scheinbar befriedigt von seiner Beobachtung stellte Meßmer das Glas wieder beiseite. Dann nahm er von einem Nebentisch einen Zirkel. Mit diesem stellte er aufs genaueste Messungen des gelben Schädels an, deren Ergebnisse er in sein Notizbuch schrieb.

Asching blickte ihn erstaunt an. „Was tust du?“

„Ich verfolge den entsetzlichen Gedanken, an dem Schalken zugrunde ging.“

„Du hältst ihn für wahr?“

Doktor Meßmer begab sich dann ins Nebenzimmer, in dem Schalken leblos und weiß auf seinem Bette lag.

Asching sah, wie der Doktor vorsichtig, aber mit größter Gründlichkeit am Haupte des Toten dieselben Messungen vornahm wie vorher am Schädel, wie er die gewonnenen Ergebnisse mit den Zahlen in seinem Notizbuche verglich. Endlich trat er von dem Toten zurück und fuhr sich über die Stirn, als wollte er sich überzeugen, daß alles nicht bloß Traum sei.

„Nun,“ fragte Asching, „was hast du gefunden?“

Doktor Meßmer zog den Freund eilig dem Ausgang zu. Sein Antlitz war bleich geworden. „Komm,“ sagte er rasch durch den Flur schreitend. „Diese Zimmer bergen ein furchtbares Rätsel!“

„Und was ist's? Was hast du an Schalkens Kopf gemessen?“

Der Doktor preßte das Handgelenk Aschings und raunte ihm ins Ohr:

„Still! Sein Schädel ist — der Schädel Cagliostros!“

Der Pfeil.

Von Carl Busse.

Ich war ein Pfeil in eines Schützen Hand,
Der sorglos lachend mich ins Blau gesandt.

Bunt und befiedert ging mein Morgenflug
Schräghin durch Glanz, bis mich ein Wetter schlug.

Fahl zog es auf, jäh ward mein Pfad verkürzt.
Der Pfeil ... Der Pfeil — seht an: er sinkt, er stürzt! ...

— Nun ruht er längst in eines Schützen Hand,
Der stark und schmerzvoll dunkle Sehnen spannt.

Sein Schmuck verblich, vorbei sind Glanz und Spiel.
Er saust. Er klirrt. Er weiß, er geht zum Ziel.

In heißer Not.

Wir wollten zuſammen gehen
  Durch Roſen rot;
Wir müſſen uns ferne ſtehen
  In Nacht und Not.

Es faſſen zwei liebe Hände
  Mich zitternd an,
Daß ich das Wörtlein: Ende!
  Nicht ſprechen kann.

Zwei Kinderaugen erbitten
  Der Mutter Glück;
Sie zwingen von Deinen Schritten
  Den Schritt zurück.

Und was ſie mit mir genoſſen,
  Mit mir geweint,
Es hält wie mit Stahl umſchloſſen
  Mich ihr vereint.

Und wollt' ich den Ring zerſprengen
  Von Treu und Pflicht —
Die alten Tage drängen
  Sich um mich dicht.

Und ſollen wir ganz vergehen
  In heißer Not:
Wir müſſen uns ferne ſtehen
  Bis in den Tod.

Fritz Erdner.

Du biſt mir nah.

Ich habe Dich vergeſſen wollen
Und bin durch Städte und Länder gezogen,
Bin aus einem Arm in den andren geflogen,
Und habe nicht aufgehört zu tollen.
Doch wenn ich den andren ins Auge ſah,
Warſt Du mir nah.

Ich bin in ein ſtilles Tal geflohen,
Fern allen Menſchen und ihrem Treiben,
Und dachte, Du würdeſt bei ihnen bleiben.
Doch wenn ich abends die Berge lohen
Und die Erde in ihrer Schönheit ſah,
Warſt Du mir nah.

Ich habe mich in die Arbeit vergraben,
Und habe gekämpft und habe gerungen,
Und habe die großen Rätſel bezwungen,
Die wir auf unſerer Erde haben.
Und als ich mein Werk vollendet ſah,
Warſt Du mir nah.

So habe ich Dich vergeſſen wollen,
Doch mich trieb ein übergroßes Verlangen,
Ich bin zur Heimat zurückgegangen.
Sie kannten Dich nicht, Du warſt verſchollen,
Warſt fortgezogen, warſt nicht mehr da:
Und doch mir nah.

Hans Kaſpar von Starken.

Spaniſche Liebesſtrophen.

Cantares.

Deiner Liebe heißes Zehren
Setzte meine Welt in Gluten. —
Alle meine Tränenfluten
Können nun dem Brand nicht wehren!

Ich klopfte flehend an ein liebes Haus;
Niemand rief mich herein.
Da ſchloß auch ich mein Herz, geb' nichts mehr aus,
Laß keinen mehr hinein!

Weine nicht, daß wir uns trennen
Hier im tiefſten Erdenleid,
Alle Seelen, die ſich kennen,
Kreuzen ſich in der Ewigkeit.

Weh, ich fühle Dich nicht mehr um mich,
Seele, die Du mein biſt — ſo wie ich
Dein für alle Zeit und Ewigkeiten.
Seele, weh, ich fühle Dich entgleiten.
Seele, wohin gehſt Du ohne mich?

Das letzte Blatt riß heut der Sturm vom Baum,
Der einſt im Blütenſchnee
Dein Werben hörte und nach ſeligem Traum
Dein eiſiges Ade!

's iſt Totenfeſt! die Nebel ſtieben dicht —
Mädchen, vergiß der armen Toten nicht!
Verſchlei're Dich, laß heute Scherz und Luſt!
Geh auf den Kirchhof, den in meiner Bruſt; —
Beſuch noch einmal dort im blutigroten
Herbſtlaub die Gräber unſrer armen Toten, —
Den meiner Liebe, einſt voll ſolcher Glut,
Und Deiner, die im Grab daneben ruht!

Frida Schanz.

Walküre. Bronze von A. Hußmann.

Gestalten und Probleme in Shakespeares Römerdramen.

Von Prof. Dr. Berthold Litzmann-Bonn.

„Ist's nicht erstaunlich, daß der Spieler hier
Bei einer bloßen Dichtung, einem Traum
Der Leidenschaft, vermochte seine Seele
... So zu zwingen ... Und alles das um Nichts,
Um Hekuba!
Was ist ihm Hekuba, was ist er ihr,
Daß er um sie sollt' weinen?"

sagt Hamlet und zielt damit auf die Kunst des Schauspielers, der das Leid und die Leidenschaften einer fremden Seele und einer fremden Welt, mit der ihn kein Band einer persönlichen Gemeinschaft verknüpft, bis zur völligen Illusion eines persönlichen Erlebnisses zu verkörpern weiß.

Ähnliche Fragen drängen sich dem modernen Leser und Zuschauer auf, über den Shakespeare die Schauer tiefster tragischer Erschütterung durch die Teilnahme an den Kämpfen und den Leidenschaften der Männer und Frauen des alten Rom ausströmt, bis zur Illusion des Miterlebens, bis zur Verschmelzung des eigenen Ich mit den Empfindungen und Taten von Menschen, deren Daseinsbedingungen und deren Vorstellungen vom Pflichtenkreis des Lebens mit den unsrigen so gut wie nichts gemein haben.

Man fragt sich, ist dieses Poeten eigene Seele so erfüllt, so durchtränkt mit dem eigentümlichen Ideengehalt jener Zeit, hat er in glühender Begeisterung sich einzuleben verstanden in den Geist der Antike, hat er die Geschichte Roms auf dem Wege planmäßiger Studien der unmittelbaren Quellen in sich zu einem neuen Leben zu erwecken verstanden, und bietet er nun aus einer Fülle von positivem Wissen und eindringendem Verständnis der Daseinsbedingungen der Alten Welt uns den Kern ihres Wesens im Spiegel seiner Dichtung; oder aber, wenn wir dies bei seinem Bildungsgang und den Anschauungen und Hilfsquellen der Zeit, in der

er lebte, von vornherein verneinen müſſen, war die Kraft ſeiner dichteriſchen Intuition, ſeines angeborenen inneren Anſchauungsvermögens ſo groß, daß er aus einer witternden Ahnung heraus, verhältnismäßig dürftige poſitive Kenntniſſe und Vorſtellungen von der Welt des Altertums zu einem lebendigen Bilde der Zeit zu geſtalten wußte, dem ſelbſt der Hiſtoriker die innere Wahrheit nicht abſprechen kann?

Ich habe ſchon angedeutet, daß die erſte Möglichkeit nach dem, was wir von Shakeſpeare ſonſt wiſſen, von vornherein ausgeſchloſſen iſt; aber auch die zweite, die Durchdringung mit dem Geiſt des Altertums auf dem Wege der dichteriſchen Intuition, die an und für ſich den Größenverhältniſſen ſeines Genies wohl entſprechen würde, muß in dieſem Falle verneint werden, denn die Vorausſetzung dafür müßte ein bereits vorhandenes Intereſſe und Verſtändnis für die Ideen und die Menſchen der antiken Welt ſein, wie es z. B. bei den Dichtern unſerer klaſſiſchen Epoche, bei Goethe und Schiller, ſo ſtark hervortritt. Nein, wenn Shakeſpare den Schauplatz der Handlung auf das Forum in Rom verlegt oder auf das Schlachtfeld von Pharſalus oder in den Palaſt der Cleopatra, ſo ſind ihm das nicht Heimatſtätten ſeines Geiſtes, nicht geliebte Zufluchtsorte ſeiner ſehnſüchtigen Phantaſie, an denen, wie Goethe in Italien, ſeine Seele Zwieſprach hält mit Geſchwiſtern und nächſten Freunden, ſondern ſie ſind ihm nur oder jedenfalls an erſter Stelle willkommene Anreger, Möglichkeiten, das, was in ſeinem Inneren zu ſchöpferiſcher Geſtaltung drängt, in lebendige Anſchauung umzuſetzen. Und ſo ſtehen ihm die Menſchen und die Konflikte ſeiner Römertragödien innerlich ebenſo nah in ihren Anſchauungen und in ihrer Stellungnahme zu den Fragen des Lebens, wie die Menſchen ſeiner Tage; ſie ſind ihm nicht Verkörperung fremder Kultur, nicht Bilder der Vergangenheit, ſondern Menſchen, wie er ſie kennt und ſieht. Daß ſie in der römiſchen Toga auftreten und daß ſie um Roms Wohl und Wehe miteinander kämpfen, hat mit ſeinem inneren Verhältnis zu ihnen und dem pſychologiſchen, dem künſtleriſchen Intereſſe, das er an ihnen nimmt, nicht mehr zu tun, als daß die Umgebung, in der ſie auftreten, ihrer äußeren Er-

ſcheinung von vornherein ein gewiſſes Anſehen und ihren Worten eine gewiſſe Reſonanz gibt und ſie zugleich über die Staubatmoſpäre der Kämpfe und Leidenſchaften des Tages emporhebt.

Und wenn wir alſo, Hamlets Worte: „Was iſt ihm Hekuba?“ variierend, fragen: was ſind ihm Coriolan und Cäſar und Antonius und Cleopatra? ſo muß die Antwort lauten: Als Kinder ihrer Zeit, ihrer Kultur vollkommen gleichgültig, aber als Träger und Verkörperer großer menſchlicher tragiſcher Konflikte Lieblinge und Vertraute ſeines Herzens und Organe ſeiner Seele, Spiegel ſeiner perſönlichſten Weltanſchauung und Gefäße ſeiner geheimſten Gedanken von Menſchen.

Gerade das muß ſich der moderne Zuſchauer und Leſer Shakeſpeares immer wieder vor Augen halten, ſoll er nicht von vorherein in ein falſches Verhältnis zu dieſen Tragödien kommen und infolgedeſſen Enttäuſchungen und Mißverſtändniſſe erfahren, die bei einer richtigen Einſtellung ausgeſchloſſen ſind. Dieſe Mißverſtändniſſe ſind aber möglich, weil infolge der ungeheuren Kraft der Veranſchaulichung, die Shakeſpeare eigen iſt, das hiſtoriſche Kolorit oft ſo treu und echt erſcheint, daß man vergißt, daß man es trotzdem hier an erſter Stelle nicht mit Römer- ſondern mit Menſchheitstragödien zu tun hat. Man kann auch nicht einmal dies ſo weit einſchränken, daß man ſagt, es ſeien gewiſſe politiſche oder ſoziale Analogien mit der eigenen Zeit geweſen, die den engliſchen Dichter um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts reizten, die Kämpfe des Patriziers Coriolan mit der Volksgewalt, die Konflikte der Männer der ausgehenden Republik und die Kämpfe um die Alleinherrſchaft dramatiſch zu geſtalten; ſondern man kann nur zugeben, daß dieſe Analogien der Gegenwart gelegentlich die Farbengebung beeinflußt, vertieft haben. Aber das ſind immer nur Begleiterſcheinungen. Das Weſentliche iſt: die großen, die ſeltſamen, die tragiſchen Menſchengeſtalten, von denen die alten Geſchichtſchreiber berichten, haben es ihm angetan, ſo ſieht er Cäſar, ſo Brutus, ſo Coriolan, ſo Antonius, ſo Cleopatra. Die Tatſachen ihres Lebens und bis zu einem gewiſſen Grade

auch ihre Einstellung als Charaktere im Urteil der Mit- und Nachwelt boten ihm die vergleichenden Lebensbeschreibungen des Plutarch, die er vermutlich seit dem Jahre 1594 — wo der erste Bezug darauf im Sommernachtstraum (Theseus) vorkommt — in der verbreiteten Übersetzung des Thomas North genau kannte und aus denen er nicht nur für die unmittelbar aus ihnen ausgehobenen Stoffe das Material, sondern auch für seine Beurteilung weltgeschichtlicher Vorgänge und Persönlichkeiten überhaupt wesentliche Anregungen schöpfte.

Andere Quellen hat er — vielleicht mit ein oder zwei Ausnahmen, wo er ein ihm zufällig in anderem Zusammenhang bekannt gewordenes anekdotisches Motiv entlehnte — nicht benutzt. Das, was er bei Plutarch fand, genügte ihm für seinen Zweck eben vollkommen: ein lebendig anschauliches Lebensbild, eine Fülle von positiven Tatsachen, vor allem von anekdotischen Zügen. Und von diesem Material hat er mit größter Unbefangenheit sich alles, was er brauchen konnte, oft auch in der Form, im Wortlaut — z. B. bei den überlieferten Reden — angeeignet, so daß der Leser der großen englischen Ausgaben, in denen in der Regel die Belegstellen aus Plutarch unter dem Text oder im Anhang abgedruckt sind, den Eindruck einer fast sklavischen Abhängigkeit und damit eine grundfalsche Vorstellung des Verhältnisses erhält. Denn in viel höherem Grade, als in der dramatischen Umschmelzung des epischen Stoffes, der Zusammenlegung von zeitlich und ursächlich in der Quelle getrennten Ereignissen zum Zweck einer bestimmten dramatischen Wirkung — ein Verfahren, das wir auf Schritt und Tritt verfolgen — offenbart sich die Unbefangenheit des Dichters seiner Quelle gegenüber in dem, was er *als Eigenstes in sie hineinträgt*. Sowohl von Coriolan, wie von Antonius, wie von Cleopatra hat Plutarch ein ganz bestimmtes Charakterbild lebhaft und anschaulich gezeichnet, in allen drei Fällen entschieden mit einer gewissen Voreingenommenheit, jedenfalls einer Neigung, die Schatten eher zu vertiefen als zu dämpfen, und zwar in allen Fällen so, daß der dramatische Nerv, die dramatische Federkraft dadurch nicht beeinträchtigt wird. Aber dieses Charakter-

bild, dessen dramatische Gestaltung also keine Schwierigkeiten bot, hat Shakespeare nicht als Dramatiker, sondern als Psychologe aufgenommen und ausgestaltet, aus seinem persönlichsten Menschentum um wesentliche Züge bereichert und an entscheidenden Wendepunkten dadurch auch die dramatischen Vorgänge von innen heraus neu aufgebaut; er hat die Handlungen und die Worte in ganz eigentümlicher Weise zugleich individualisiert und dabei doch, indem er sie vom zufälligen Anekdotenhaften der Überlieferung befreite, das Allgemeingültige, das Allgemeinmenschliche der Konflikte in überwältigender Monumentalität herausarbeitet.

Also das Lebensbild, das Plutarch von Coriolan gibt, ist kein Typus, soll jedenfalls kein Typus sein, weder hinsichtlich der Charakteranlage nach der daraus und aus den Zeitumständen sich ergebenden tragischen Verwicklungen. Sondern Plutarch erzählt mit temperamentvoller Anteilnahme und mit großer Anschaulichkeit ein Stück alter römischer Geschichte, in dessen Mittelpunkt ein Mann steht, der bei großen, ungewöhnlichen geistigen und körperlichen Gaben, infolge einer angeborenen Starrheit des Charakters, der durch seine Erziehung, seine häuslichen Verhältnisse und im späteren Leben durch glänzende kriegerische und politische Erfolge bis zum Eigensinn und zur unerträglichen Schroffheit gegen jeden widerstrebenden Willen sich verschärft, in dem Augenblick mit seinen Volksgenossen in Konflikt gerät, wo es sich nicht mehr um die Betätigung bürgerlicher Tugenden in Form der Tapferkeit auf dem Schlachtfeld, sondern um Besonnenheit, Klugheit im Ausgleich der im Innern des Staates, der bürgerlichen Gemeinde aus wirtschaftlichen und Standesinteressen herauswachsenden Konfliktkeime handelt; ein Mann also, der persönlich vollkommen selbstlos und im Einzelfall seine Interessen dem Allgemeinwohl oder dem Wohl eines einzelnen wirtschaftlich Schwächeren aufzuopfern bereit, in Standesvorurteilen befangen, die Standesinteressen mit denen des Staates identifiziert, und zwar im besten Glauben, und der infolgedessen, infolge dieses Mangels an politischer Einsicht im entscheidenden Augenblick von seinen eigenen Standesgenossen preisgegeben und seinen politischen Gegnern geopfert wird:

der in der Folge, der Hemmungslosigkeit seiner leidenschaftlichen Natur entsprechend, unfähig sich dem Volkswillen zu fügen, sich mit den Feinden verbündet, um die ihm widerfahrene Unbill zu rächen, und der dann doch im letzten Augenblick durch das Wort der Mutter, deren Stolz und Ruhm zu sein das Ziel seines Lebens gewesen, durch die Aufrüttelung des Familiensinns zu einer neuen, größeren Auffassung von Vaterlandspflicht geführt wird und aus diesem neuen Vaterlandsgefühl sich selbst opfert. Ein republikanisches Trauerspiel, ein Triumph der Bürgertugend und der Selbstlosigkeit, ein Triumph der Beugung des Einzelwillens unter die höheren Gesamtinteressen. Mit diesem Gedanken nimmt der Leser von dem Leben Coriolans bei Plutarch Abschied.

Und nun Shakespeare! Dieselben Persönlichkeiten, dieselben Konflikte, dieselben Tatsachen, dieselben Ursachen, dieselben Wirkungen — und doch alles anders. Das ist nicht ein republikanisches Trauerspiel, oder wenn es ein solches genannt werden soll, jedenfalls ein Trauerspiel in einem ganz anderen Sinn. Es ist das Trauerspiel von dem Großen, der fallen muß, weil die Kleinen es wollen und weil die Kleinen die Macht haben; von dem Großen, der fallen muß, weil er es nicht für der Mühe wert hält, der Lüge, der Verleumdung, dem Neid, der Niedertracht, der Halbheit, der Schwächlichkeit, die als eine kompakte Majorität wider ihn im Felde steht, die paar Konzessionen der Klugheit zu machen, die genügen würden, um den gesinnungstüchtigen Gegner in einen gesinnungstüchtigen Freund zu verwandeln. Es ist nicht Coriolan der Patrizier, der sich mit römischen Tribunen und dem römischen Pöbel herumschlägt und der von der Schwäche seiner eigenen Standesgenossen schließlich preisgegeben wird, dessen Schicksal wir erleben; es ist das Schicksal des Großen überhaupt, solange die Welt steht, das mit Kleinlichkeit und Schwachheit den Kampf auf Tod und Leben kämpft, und das in diesem Kampf unterliegt, weil es allein ist und es nicht für der Mühe wert hält, aus den Regionen des reinen, selbstlos nur auf das Gute gerichteten Willens in die Atmosphäre des Pöbels hinabzusteigen,

um ihn eines Beſſeren zu belehren, weil der Gemeine nie das Ungemeine verſtehen kann.

„Erſtlich wißt ihr ... Cajus Marcius iſt der Feind des Volkes ... laßt uns ihn umbringen, ſo können wir die Kornpreiſe ſelber machen.“ Dieſe Volksſtimme iſt der Eingangsakkord, und ſie gibt den Grundton für die ganze Tragödie; die ganze naive Niedertracht der kochenden Volksſeele, die ſich dabei gar keiner Sünde bewußt iſt, iſt damit mit aller wünſchenswerten Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht. Und ebenſo iſt der ganze Reichtum der Verachtung, von dem ſeine Seele erfüllt iſt, gleich in Coriolans erſten Worten als zweiter Grundton angeſchlagen und ausgegeben:

Was verlangt ihr, Hunde?
Die Krieg nicht wollt noch Frieden: jener ſchreckt euch,
Und dieſer macht euch frech. Wer euch vertraut,
Find't euch als Haſen, wo er Löwen hofft,
Wo Füchſe Gänſ'! Ihr ſeid nicht ſichrer, nein!
Als glühnde Feuerkohlen auf dem Eis,
Schnee in der Sonne. Eure Tugend iſt
Den adeln, den Verbrechen niedertreten,
Dem Recht zu fluchen, das ihn ſchlägt. Wer Größe
Verdient, verdient auch euren Haß; und eure Liebe
Iſt eines Kranken Gier, der heftig wünſcht,
Was nur ſein Übel mehrt. Wer ſich verläßt
Auf eure Gunſt, der ſchwimmt mit blei'rnen Floſſen
Und haut mit Binſen Eichen nieder. Hängt euch!
Euch traun?“

Der Coriolan iſt eine Tragödie der Größe, geboren aus der großen Menſchenverachtung, mit der die perſönlichen Erfahrungen des Lebens Shakeſpeares eigene Seele ausgefüllt haben, und ſo leidet er in der Seele Coriolans in dem Kampf mit dem verſtändnisloſen, niedrigen Pöbel, dem Kampf der Größe gegen Kleinlichkeit und Dummheit, und gibt zugleich im Kampf des einzelnen das Weltbild, geboren aus tiefſter Menſchenverachtung. Ich meine natürlich nicht, daß es ſich hier um eine beſtimmte, klar dem Dichter vorſchwebende Tendenz handelt, ſondern nur, daß aus ſeiner perſönlichen Stimmung heraus die

Gestalt und das Schicksal Coriolans ihn zu reizen begannen, und daß er mehr instinktiv als bewußt aus ihm die typische Tragödie des Kampfes der einsamen Größe mit dem Durchschnittsmenschen und seiner Gefolgschaft gestaltete. Aus dieser Stimmung heraus haben nicht nur die Volksszenen als Ganzes, die Typen der einzelnen Vertreter des „Ja und Nein des großen Unverstands“ ihre eigentümlichen herben, scharfen und zugleich monumentalen Züge erhalten, haben auch die Führer der Massen, die beiden Tribunen, eine Fülle von dämonisch-grotesken, unheimlich-lebendigen Zügen typischen Demagogentums erhalten. Aus ihr vor allem ist auch die Gestalt geboren, die Shakespeare aus Eigenstem dem in der Quelle überlieferten Personal hinzugefügt hat, Menenius Agrippa. Bei Plutarch erscheint er nur einmal als verständiger Vermittler zwischen Patriziern und Volk, indem er die Geschichte vom Kampf der Glieder mit dem Magen erzählt. Er ist vielleicht die interessanteste Figur des ganzen Dramas mit der Seele, die ihr Shakespeare gegeben hat. Dieser Freund des Helden, mit dem klugen, schelmischen Lächeln um die Lippen, jener liebenswürdige Junker-Gentleman, Aristokrat vom Wirbel bis zur Zehe, der aber zugleich eine gewisse entfernte Familienähnlichkeit mit Sir John Falstaff und verwandten Gestalten nicht verleugnen kann, der Allerweltsfreund und -Helfer und -Vertrauensmann, der scheinbar mit seinem überlegenen Humor jeder Lage gewachsen ist, der dabei in seiner reinen selbstlosen Hingabe an den Freund, dem Aufgehen im Freunde die liebenswürdigsten rein menschlichen Züge entwickelt, und der doch, als das große gewaltige Schicksal einen Mann verlangt, zusammenknickt, ein schwaches Rohr wie seine an Lebensklugheit und persönlichem Gehalt tief unter ihm stehenden Standesgenossen, und der infolgedessen, als zu leicht befunden, von seinem großen Freunde, dem jüngeren Freunde, fast so schnöde Zurückweisung erfährt wie Sir John von König Heinz:

„Der alte Mann,
Den ich nach Rom gebrochnen Herzens sandte,
Er liebte mehr mich als mit Vaterliebe,
Ja, machte mich zum Gott.“

Es ist das eine Tragödie in der Tragödie, die, so stark das Mitgefühl ist, das auch in der Seele des Zuschauers für den aus dem Kreise der Götter Verbannten geweckt wird, doch nicht den herben Grundton und die herbe Tragik des Hauptkonflikts übertönen und verwischen kann, daß im entscheidenden Augenblick der beste Freund die bessere Einsicht und das bessere Gefühl verleugnet und dadurch den Sieg der Kleinen und der Gemeinen besiegelt hat.

Wie weit Reflexe von Zeitereignissen in diesen tragischen Verwicklungen eine Rolle spielen, ob das Schicksal Sir Walter Raleighs, des unpopulären großen Patrioten, dem um die Zeit, in die die Entstehung der Tragödie fällt, der Prozeß gemacht wurde, für Coriolan im einzelnen Züge gegeben hat, scheint gegenüber der Feststellung der Haupttatsache, daß diese Römertragödie ein Weltbild, eine Veranschaulichung der Tragik der Größe an sich darstellt, verhältnismäßig von geringer Bedeutung. Das aber möchte ich doch noch betonen, daß selbstverständlich mit dieser Einstellung keineswegs Abschließendes gegeben ist. Doch glaube ich, daß, so viele Fragen und Punkte auch noch, sowohl was Aufbau der dramatischen Handlung wie die Gestaltung der einzelnen Charaktere betrifft — die Herausarbeitung z. B. der beiden Volkstribunen aus den typischen Grundformen der Demagogen, wie sie Plutarch bot, zu solchen Prachtexemplaren von Giftpflanzen, die offenbar zur heimischen Flora gehören, im politischen Boden Altenglands wurzeln und ihre eigentümliche Färbung dem aus persönlicher Bekanntschaft mit dieser Spezies erzeugten Ingrimm danken — zurückgestellt werden mußten, für den modernen Zuschauer der Weg gewiesen ist, der in das Herz der Tragödie führt.

Ein Wort wäre vielleicht nur noch über die beiden Frauengestalten zu sagen, die am Ende in diesem Kampf der Männer die Entscheidung und die Katastrophe herbeiführen. Für die Seele des Dramas, das Shakespeare schrieb, sind sie, merkwürdig genug, von verhältnismäßig geringer Bedeutung. Die Mutter, so imponierend sie schließlich die Handlung beherrscht, ist bei Plutarch nicht nur in allen wesentlichen Zügen sowohl ihres persönlichen Charakters wie ihres Verhältnisses zum Sohn schon so vorgezeichnet, sondern es ist auch der Wortlaut ihrer großen Rede dort

bereits gegeben, daß für den Dramatiker kaum noch etwas hinzuzufügen blieb. Sie ist infolgedessen auch wohl in dieser Römertragödie diejenige Gestalt, die am unverfälschtesten den Typus des Römertums darstellt, den Typus der römischen Matrone. Im Gefüge des Dramas ist sie ein unentbehrliches Triebrad, aber es ist ihr aus dem Eigensten des Dichters nicht mehr gespendet als notwendig, um sie in dieser ihrer Unentbehrlichkeit glaubhaft zu machen. Dagegen hat auf der Gattin des Coriolan, so sehr sie hinter der Mutter in jeder Beziehung zurücktritt, so sehr sie, unbeschadet der dramatischen Entwicklung, ganz ausgeschaltet werden könnte, das Auge des Dichters mit einem wenn auch nur flüchtig verweilenden Blick geruht. In dem einen Wort „Mein lieblich Schweigen" ist eine ganze Flutwelle warmen individuellen Lebens in ihre Adern ausgeströmt, ist eine bannende Vorstellung von zartem Liebreiz und von Zärtlichkeit erweckt, die als ein leiser Begleitakkord in die tiefsten Tiefen tragischen Leidens, unter dem der Held zusammenbricht, hereintönt. Es ist wie der Duft einer Blüte, der das Haupt des dem Untergange Geweihten wie eine Erinnerung an ein weltfernes Glück umspielt.

Shakespeare hat diese Frauen gekannt und geliebt, die um Liebe leiden, Cordelia, Ophelia, Desdemona, Virgilia. Aber neben Cordelia stehen Regan und Goneril, neben Ophelia Lady Macbeth und neben Virgilia Cleopatra, neben dem „lieblichen Schweigen" des Coriolan, der züchtigen Römerin, die „alte Nilschlange" des Marcus Antonius, die „lüsterne Zigeunerin", die Buhlerin, die den stolzesten Römer zum Narren macht: Cleopatra! Und es ist kein Zweifel, daß sein Auge mit nicht geringerer Liebe auf jenem rätselhaften Dämon geruht hat, dem der eigene Geliebte das Wort ins Gesicht schleudert:

„Ich fand Euch einen kalt gewordenen Bissen
Auf Cäsars Teller! ja ein Überbleibsel
Cnejus Pompejus'; andrer heißer Stunden
Gedenk' ich nicht, die Eure Lust sich auflas
Und nicht der Leumund nennt; denn ganz gewiß,
Wenn Ihr auch ahnen mögt, was Keuschheit sei,
Ihr habt sie nie gekannt!"

Eine Liebe allerdings anderer Art — das ſchon — aber ſicher ihn ebenſo bannend und ſeine Gedanken ausfüllend, wie jene — von dem Augenblick an, wo ſeine Phantaſie ihre Geſtalt zu umſpielen begann.

Plutarch in ſeinem Leben des Antonius erzählt von ihr, erzählt mit grimmiger Anſchaulichkeit, wie dieſe zucht- und gewiſſenloſe Ägypterin, die überfeinerte griechiſche Kultur mit orientaliſcher Üppigkeit vereint, die in Cäſars und in Pompejus' Armen geruht, den ſtolzen, klugen, ſiegreichen Marc Anton, den einzigen, der durch Feldherrnruhm und ſeinen ſtaatsmänniſchen Blick, ſeine imponierende Männlichkeit berufen erſchien, das Erbe des großen Cäſar anzutreten und die Weltherrſchaft Roms in ſeiner Hand zu vereinigen, zum willenloſen Schwächling, zum weichlichen Lüſtling, zum Spielball ihrer Launen und Gelüſte umwandelt und mißbraucht; ihn dann im Kampfe, in den er nicht zum wenigſten um ihretwillen mit ſeinem Rivalen verſtrickt wird, treulos im Stich läßt und verrät, um, nachdem den zum zweiten Male in ihre Feſſeln Geratenen ſein Verhängnis ereilt, mit einem heroiſchen Entſchluß durch einen freiwilligen Tod ſich der Gewalt des Siegers und der Rache Roms zu entrücken.

Für den Dramatiker, der durch dieſe, mit einer Fülle von charakteriſierenden anekdotiſchen Einzelheiten und mit einer ſehr eingehenden Schilderung der Weltbegebenheiten angefüllte Darſtellung angeregt, die Grundlinien für den Aufbau ſeines Kunſtwerks zu zeichnen beginnt, iſt eine Geſtaltung des Problems nach zwei Richtungen möglich. Er kann den Kampf gewaltiger Naturen um ein bedeutend Ziel in den Vordergrund ſtellen, die Mächte und die Kräfte, die auf dem Grabe Cäſars das neue römiſche Weltreich mit dem Kaiſer an der Spitze aufrichten, in Zug und Gegenzug an der Arbeit zeigen, zeigen, wie der kühle Octavian — von Haus aus ſchwächer — dadurch, daß er vom erſten Augenblick an planmäßig operiert und, durch keine Leidenſchaft ſelbſt beirrt, die Leidenſchaften ſeiner Gegner klüglich benutzt, den Sieg erringt und einen Bau errichtet, in deſſen Grundſtein ſein gewaltigſter und gefährlichſter Rivale, Marc Anton, als Opfer ſeiner zügelloſen

Leidenſchaften eingemauert wird. Oder er kann die beiden mit ſo unheimlicher Deutlichkeit von dem großen, düſteren Hintergrund der Weltbegebenheit ſich abhebenden Geſtalten des unterliegenden Helden und des weiblichen Dämons, der ſeinen Sturz herbeiführt, in ihren pſychologiſchen Vorausſetzungen, in der Veranſchaulichung der aus ihren Naturen herauswachſenden zerſtörenden Elemente in den Mittelpunkt rücken, alſo den Kampf von zwei Menſchennaturen geſtalten, der durch die hiſtoriſchen Vorgänge wohl ſeine Richtung und Färbung, aber nicht ſeine geheime Triebkraft erhält.

Im Julius Cäſar hatte Shakeſpeare in der Geſtalt des Marc Anton eine große hiſtoriſche Charaktergeſtalt geſchaffen, die aus dem vollen Bewußtſein der weltgeſchichtlichen Bedeutung des Augenblicks handelt und ſpricht; und es lag ja danach nahe, unter demſelben Geſichtswinkel die Tragödie vom Fall des Antonius zu geſtalten.

Er hat es nicht getan. Das iſt der erſte Punkt, den wir, namentlich wenn wir von Julius Cäſar zu Antonius und Cleopatra kommen, feſthalten müſſen. Eine ſolche erdrückende Fülle von hiſtoriſchen Begebenheiten, Feldzügen, Schlachten, politiſchen Intrigen uſw., ein ſolcher Heerbann hiſtoriſcher Perſönlichkeiten auch in dem Drama von Antonius und Cleopatra aufgeboten ſind, ſo ſchrill und wirr die Schlachttrompete faſt in jede Szene des Dramas hereinklingt, ſo rückſichtslos die Zuſchauer von einem Schauplatz weltgeſchichtlicher Begebenheiten zu dem andern gejagt werden, und ſo ſehr tatſächlich vor unſeren Augen ſich die weltgeſchichtliche Kataſtrophe in ihren Phaſen abſpielt, in Wirklichkeit iſt das alles doch nur der Hintergrund für das Spiel, das die zwei Menſchen, Antonius und Cleopatra, miteinander ſpielen, oder richtiger das Spiel, das Cleopatra mit dem Antonius ſpielt. Was das Weib aus dieſem Manne macht, und was das für ein Weib iſt, das iſt es allein, was uns packt und gefeſſelt hält.

Daß darüber das römiſche Reich beinahe aus den Fugen geht, ſpielt für uns keine weitere Rolle, als der Donner, der den züngelnden und zündenden Blitzſchlägen, die wir mit Grauen und Luſt betrachten, folgt. Und ſo iſt denn auch mit einer an die ſkrupelloſe Technik der Königs-

dramen erinnernden Keckheit die Historie behandelt, wir bekommen sie in Tatsachenbrocken, in Szenenfetzen, ohne jede Rücksicht auf die inneren Verbindungen. So hat sich's begeben, und so nehmt es hin. Hier spricht Octavius, hier spricht der junge Pompejus, hier der Unterfeldherr des Antonius, der gegen die Parther zu Felde liegt, hier Lepidus; und sie sprechen in großen Worten und lassen es, so lange sie das Wort haben, an nichts fehlen, uns von dem Ernst und der Bedeutung des historischen Moments zu überzeugen. Aber während wir im Julius Cäsar im Augenblick, wo jener unter den Dolchen der Mörder zusammenbricht, bei der Leichenrede des Anton, auf dem Schlachtfeld bei Philippi uns durchdrungen fühlen und angeweht von dem gewaltigen Anhauch großer Weltbegebenheiten, erscheint in Antonius und Cleopatra auch die größte, bedeutsamste Staatsaktion nur wie ein Zwischenspiel — oft störend sogar empfunden — in der Tragödie der beiden Menschen Cleopatra und Antonius. Von ihnen wollen wir hören, sie wollen wir sehen, ihnen wollen wir auf den Grund ihrer Seelen sehen. Ihnen! — eigentlich auch das nicht einmal, denn das psychologische Problem ist in einer Gestalt konzentriert, in der Frau, in Cleopatra.

Das psychologische und damit das künstlerische Problem, das in Antonius gegeben ist, ist verhältnismäßig einfach. Es ist, das hören wir von Freund und Feind, das sehen wir aus dem, was er tut oder vielmehr unterläßt, das Problem der gradweisen Zerstörung einer ursprünglich ungewöhnlich körperlich wie geistig robusten Männlichkeit zu völliger Entartung und Entnervung, der Zerrüttung vor allem aller Willensorgane bis zur völligen Unfähigkeit zu irgendeinem Handeln, einer Lähmung aller sittlichen Instinkte bis zur würdelosen Preisgebung und Verleugnung der eigenen Persönlichkeit. Es ist das Schauspiel einer völligen sittlichen wie sozialen Deklassierung infolge eines Rauschzustandes. Erst in dem Augenblick, wo der Rausch verflogen ist, d. h. in dem Augenblick der Katastrophe, wacht noch einmal das alte Ich insofern auf, als er jetzt die Kraft findet, die Konsequenz seines verpfuschten Daseins zu ziehen und sein Leben mit eigener Hand zu endigen.

„Den jammervollen Wechſel und mein Sterben
Beweint — beklagt ſie nicht: Stärkt euer Gedächtnis
An der Erinnerung meines früheren Glücks,
Das mich erhob zum erſten Weltgebieter,
Zum edelſten, und jetzt nicht feige ſterb' ich,
Noch ehrlos, neige meinen Helm dem Landsmann,
Ein Römer, nämlich nur beſiegt vom Römer."

In dieſen Worten ſtimmt der ſterbende Antonius ſich noch einmal auf den heroiſchen Ton zurück, auf den bis zum Eintritt des Verhängniſſes ſein Leben geſtimmt war.

So anſchaulich aber und ſo tief ergreifend dieſer Zerſetzungsprozeß uns in ſeinen einzelnen Phaſen vor Augen geführt wird — zum höchſten poetiſchen Ausdruck vielleicht gebracht in der Tatſache, daß ihm, „der vor wenig Wochen Könige konnt' als Boten ſchicken", ſchließlich nur noch der Lehrer ſeiner Kinder als Bote an den Sieger übrig bleibt:

„So wie ich bin, komm' ich vom Marc Anton:
Ich war noch jüngſt ſo klein für ſeine Zwecke,
Wie auf dem Myrtenblatt der Morgentau
Dem Meer verglichen —"

viel tiefer erregt, wenn nicht die Teilnahme, ſo doch das pſychologiſche Intereſſe ſelbſt das Verhängnis in Geſtalt eines Weibes, das dieſe Kataſtrophe herbeiführt.

Goethe, der überhaupt im Götz von Berlichingen ſtark unter dem Einfluß der beiden Römerdramen Shakeſpeares ſteht, hat in ſeiner Adelheid ſich ein ähnliches künſtleriſches Problem geſtellt, und man glaubt den dämoniſchen Reiz zu fühlen, den dieſer Frauencharakter auf den Dichter ſelbſt ausgeübt hat; er iſt von einer ſinnlichen Glut und Lebenskraft erfüllt, neben der die anderen Frauengeſtalten verblaſſen.

Und doch: wie weit bleibt dieſe vor dem Mord nicht zurückſchreckende dämoniſche Verführerin und Verderberin hinter dem Urbild zurück, das Shakeſpeare im Herbſt ſeines Lebens, auf dem Höhepunkt ſeiner Lebenserfahrungen und ſeiner Menſchenverachtung — der Epoche, die Coriolan und Timon von Athen zeitigte — aus Sage und Geſchichte, aus einem Wirrwarr widerſprechender Gerüchte und Anekdoten der chronique scandaleuse des Altertums wie Fauſt die Helena aus dem Orkus heraufbeſchwor und mit dem Pulsſchlag

seines eigenen leidenschaftdurchfurchten Herzens zu neuem Leben erweckte! Dieses „Weib in der holdseligsten und vermaledeitesten Bedeutung des Wortes," wie Heine sie einmal charakterisiert hat. Auch hier machen wir die Beobachtung, wie Shakespeare fast alle wesentlichen Elemente aus seiner Quelle, der Schilderung des Plutarch, entnommen hat, der von ihr das Bild einer königlichen Hetäre gibt, die in einer eigentümlichen Mischung von Temperament und Berechnung sich dem, der die Macht hat, hingibt. Ein Wesen ohne Gewissen, ohne Vorurteil, ohne Seele, aber aus königlichem Blute und im Besitze reifster, überreifster Kultur der griechisch-alexandrinischen Welt, nie würdelos, immer, auch im bacchantischen Rausch, Königin, immer auch, wo sie aus Klugheit sich unterordnet, kraft ihrer überlegenen Kultur und ihrer Schönheit Herrscherin über die stolzen und gewaltigen Männer, die miteinander um die Weltherrschaft kämpfen.

Alle diese Züge finden wir bei Shakespeare wieder, aber — ganz ähnlich wie wir das beim Coriolan sehen — ohne daß auch nur der leiseste Versuch einer Idealisierung gemacht wird, in einer Weise verinnerlicht, vertieft und zu einem einheitlichen lebendigen Menschenbild gestaltet, daß wir atemlos jede ihrer Mienen, jede ihrer Bewegungen verfolgen und an ihren Lippen hängen, wie jene Gewaltigen der Vorzeit, mit einer fast zärtlichen Teilnahme, trotzdem wir wissen, sie ist gewissenlos, sie ist falsch, sie ist treulos. — Ja wissen wir das wirklich? Es möchte keiner die Hand für sie ins Feuer legen, aber den Stein aufheben gegen sie, dürfen wir das?

„Nilschlange" ist der Kosename des Antonius für sie, und die Schlange schillert in allen Farben, welches die echte, die eigentliche, weiß keiner zu sagen, sie selbst am wenigsten. Auf dieses Unbestimmbare, Undefinierbare als Wesenselement hat Shakespeare das Hauptgewicht gelegt und dadurch für die Charakterschilderung eine Bewegungsfreiheit geschaffen, die ihm die Verknüpfung der äußersten Extreme spielend gestattet. Sie ist bei ihm nicht wie bei Plutarch Produkt einer höheren Kultur, sondern bei ihm ist sie die den Römern rassefremde Orientalin, „die lüsterne Zigeunerin mit

der braunen Stirn" — so sehen sie wenigstens die anderen Römer —, deren Lebensatmosphäre ein trotz allem scheinbaren Raffinement ganz naiver Sinnenkultus ist, die Lebensatmosphäre, wie sie gleich in der zweiten Szene des ersten Aktes aus dem Gespräch zwischen Charmian, Iras, Alexas Enorbarbus mit dem Wahrsager uns entgegenweht. Aus dieser Umwelt heraus muß Shakespeares Cleopatra verstanden werden. In ihr ist das ägyptische Königskind groß geworden, aus ihr ist ihre Lebensauffassung — jeder Tag, der nicht der Freude geweiht ist, ist verloren — geboren. Sie selbst ist von Naturanlage naiver Sinnenmensch, eine schöne Katze, die gerne schmeichelt und sich schmeicheln läßt, die aber nicht nur Krallen hat, sondern sie auch zu gebrauchen liebt, wobei es gar nicht darauf ankommt, wen die Tatze trifft. Auch aus Liebe kann man kratzen und beißen. Eine Fülle von naiver Bosheit liegt auf dem Grunde ihrer Seele, deren Äußerung ihr Lustgefühle weckt, wie eine Liebkosung, die sie empfängt. Und einen nicht minderen Reiz übt das Spielen mit der Wahrheit. Es lügt sich so nett. Ein bißchen Versteckspiel mit der Wahrheit bringt einen so angenehmen dramatischen Rhythmus in das Einerlei des Lebens. Aber so naiv diese Lebensäußerungen sind hinsichtlich ihrer moralischen oder unmoralischen Beweggründe, sie sind nicht naiv — ebensowenig wie bei der Katze — hinsichtlich des Zwecks, der damit verfolgt wird. So spielerisch sie sich geben mag, sie weiß geschickt den Zeitpunkt wahrzunehmen, wo durch dies Spiel ein Gewinn eingeheimst werden kann. Doch nie planmäßig, immer impulsiv aus der Eingebung des Augenblicks, daher der Reiz, den sie in dieser Beweglichkeit auf jeden ausübt, der mit ihr in Berührung kommt, daher die Unbegreiflichkeit mancher ihrer Entschlüsse und Handlungen. Sie ist nicht treu im landläufigen Sinn, aber auch treulos darf man sie nicht schelten. Denn ihre Treulosigkeit ist Fehler des Temperaments, nicht ihres Herzens.

Das macht uns Shakespeare glaubhaft, und er allein, und so wird jener verräterische Akt in der Seeschlacht bei Actium, wo Cleopatra durch ihre kopflose Flucht Antonius den Sieg aus den Händen reißt, jener verräterische Akt, den

Antonius ihr vorwirft, vollauf entſchuldigt: „O mein teurer Herr, vergib den ſcheuen Segeln (fearful sails). Nimmer glaubt ich, du würdeſt folgen.“ Gewiß, ſie hätte vielleicht Anlaß gehabt, jetzt an Antonius Rache zu nehmen, daß er ihr treulos geworden, und vielleicht mag in dem Augenblick, wo ſie den Befehl gab, ihr ein ähnlicher Gedanke durch den Kopf gehuſcht ſein, der Kitzel, zu ſehen, wie er ſich ohne ſie aus der Affäre zöge; aber von einer Berechnung, von einem Verrat, einer Treuloſigkeit im gewöhnlichen Sinne kann nicht die Rede ſein: eine Kopfloſigkeit, bei der ein bißchen Bosheit vielleicht mit im Spiele war. Denn bei aller ihrer Freude an der Lüge, bei allem Reiz, den das Narren der andern auf ſie ausübt, daran iſt kein Zweifel, daß dieſes launiſch-dämoniſche, falſche, ſchillernde Geſchöpf in Marc Anton etwas liebt, was anders, was ſtärker iſt, als all ihre angeborene und anerzogene Zügelloſigkeit. Es verkörpert ſich in ihm für ſie ein Ideal männlicher Kraft und Größe, das ſie mit der ganzen impulſiven Kraft ihrer Seele in ſich aufgenommen hat, und dem ſie in all ihren kleinen Winkelzügen und zweideutigen Koketterien treu geblieben iſt und treu bleibt. Es iſt zunächſt wohl nur eine Art Inſtinkt, das ſie an ihn feſſelt, ſie iſt ſich nicht klar, warum ſie *ihn* mehr liebt als alle ſeine Vorgänger. Aber der Inſtinkt iſt mächtig und reißt ſie immer wieder zu ihm zurück, auch dann, als von dem urſprünglichen Ideal des ſtolzen Weltbeherrſchers nur noch der Schatten übrig iſt. Und ſo iſt es auch kein Bruch in der Geſtalt, keine Inkonſequenz, wenn ſie im Augenblick, wo er ihr durch den Tod entriſſen wird, von dem Widerſchein ſeiner heroiſchen Größe von einſt angeglüht, über ſich ſelbſt, ihr einſtiges Ich emporwächſt. Die lange ſchlummernden Inſtinkte der Königin, das Erbe der Ptolemäer, wachen auf und verlangen ihr Recht. Die tragiſche Kataſtrophe reckt ihr die Glieder, und aus dem tollen, wirren, launenhaften Liebestraum und Liebesſpiel der lüſternen Zigeunerin, der alles zierlich ſteht — Schelten und Lachen und Weinen, jede Unart kämpft in ihr, daß ſie zur Schönheit und Bewunderung wird — erſteht das königliche leidgeſchlagene Weib mit der Totenklage um den geliebten Helden:

„Mir träumt', es lebt' ein Feldherr Marc Anton, —
Ach noch ein ſolcher Schlaf, damit ich nur
Noch einmal ſähe ſolchen Mann!
Sein Antlitz war der Himmel: darin ſtanden
Sonne und Mond, kreiſten und gaben Licht
Dem kleinen Ort der Erde ... Sein Arm,
Erhoben, ward Helmſchmuck der Welt; ſein Wort
War Harmonie wie aller Sphären Klang,
Doch Freunden nur;
Denn, galt's den Weltkreis ſtürmiſch zu erſchüttern,
Ward es ein donnernd Schelten. Seine Güte —
Kein Winter jemals; immer blieb ſie Herbſt,
Die mehr noch wuchs im Ernten ..."

Wenn man aber trotzdem meint, eine gewiſſe unüberbrückbare Zwieſpaltigkeit in dem Charakter der Cleopatra in den erſten und in den beiden letzten Akten betonen zu ſollen, dann liegt es jedenfalls, — ſtatt, wie geſchehen iſt, anzunehmen, daß Shakeſpeare unvermögend geweſen, dieſe beiden Züge zu einem organiſchen Ganzen zu verſchmelzen, — näher, daran zu denken, daß die Entſtehungszeit dieſes Dramas zuſammenfällt mit der letzten Kriſe in des Dichters Leben. Es iſt das letzte aus der Periode der Verdüſterung und Menſchenverachtung. Unmittelbar danach iſt die Sonne noch einmal durchgebrochen, die beiden folgenden Jahre zeitigten noch als letzte Gabe die drei von ſeiner Heiterkeit umſtrahlten Dramen Cymbelin, den Sturm und das Wintermärchen. Faſt möchte man glauben, als ob ſchon unter der Schöpferarbeit an dem letzten Römerdrama die Nacht mählich zu weichen begonnen, und daß die erſten verklärenden Strahlen des neuen Morgens auf jenes ägyptiſche, ſchuld- und fluchbeladene Königskind gefallen ſind, das mit den Worten: „So ſüß wie Tau, ſo mild wie Luft, ſo lieblich — o mein Antonius!" ſein Leben aushaucht.

Begegnung.

Heut im Konzertsaal bin ich Dir begegnet: —
Ein dumpfes Summen halb vergeßner Qual,
Ein tiefes Klingen von gebundnen Schmerzen,
Darüber schreitet hell und kalt wie Stahl
Die Geige aufwärts, stolz und bitter ernst.
Nichts hält sie an, frei will sie sein!
In starrer Sehnsucht ringt sie sich empor,
Unbeugsam, unbeirrt, stark und allein.
Sie weint nicht, schwatzt nicht. Nur bisweilen lacht
Und jauchzt sie wohl, so recht aus trotz'gem Herzen,
Doch selbst im tollsten Jubel hörst Du noch
Ein tiefes Klingen von gebundnen Schmerzen,
Ein dumpfes Summen halb vergeßner Qual —
Und schneidend wird die Geige, scharf wie Stahl
Und redet von des Lebens bösen Scherzen —
All diese Töne hört' ich schon einmal.
All diese Töne fand ich schon einmal
In Deinen ernsten Augen wartend stehn:
Man spielte Dich. Ich hatt' es gleich erkannt.
Tief grüßend sah ich Dich vorübergehn.

Grete Reck.

Auf ein junges Mädchen.

An dieſem Abend war's zum erſtenmal,
Daß ſie den Duft der blühenden Laube
Wie ſüßen Wein genoß.
Zum erſtenmal, daß ſie wie trunken harrte
Und träumeriſchen Blicks ins Weite ſtarrte.

In dieſer Nacht war es zum erſtenmal,
Daß ſich ein Traum in ihre Seele ſchlich,
Ganz wunderbar und zart und ſeltſam:
Ein Jünglingsantlitz neigte ſich
Zu ihr — beklommen und begehrend
Und ſuchte ihre Lippen mit den ſeinen,
Auf daß ein ſcheuer Kuß ſie ſanft vereinte — —
Sie ſchrak empor und — weinte ...

An dieſem Morgen war's zum erſtenmal,
Daß ſie im Frührot aus dem Fenſter lehnte,
Suchend und wartend — —
Ein junger Wanderburſche zog vorüber,
Des Herz ſich in die blaue Ferne ſehnte,
Der lachte zu ihr auf von ungefähr
Und ſtampfte ſtolzer weiter ſeine Straße.

Sie — ſah ihm nach — verwirrt — in heißem
Bangen —
Wie Morgenrot erglühten ihre Wangen.

Julius Berſtl.

Späte Zeit.

Volle Äſte zittern, ſchwanken
Goldig durch die Abendkühle.
Fern, ein Traum noch, rauſcht das Wehr.
Horch, wie traurig ſingt die Mühle,
Tief verſchneit in rote Ranken,
Eine alte, fremde Mär.
Traumgetränkt der Wald und ſtill ſchon.
Abend ſpinnt aus kühlen Händen
Surrend ſeine ſilberblanken,
Seidenfeinen Netze her.
Morgen iſt es Herbſt. Es will ſchon
Manche Traube ſich verſpenden,
Bang erſchauernd, reif und ſchwer.

Hans Müller.

Mariengarn.

Die Mutter Maria geht durchs Land,
Sie hält eine Spindel in der Hand,
Sie ſpinnt in den herbſtlichen Sonnenſchein
Lilienfäden wie Silber fein.
Für wen denn ſpinnt die Mutter Marie?
Für ihre Kindlein ſpinnet ſie.
Wer ſind denn Mutter Marias Kind'?
Alle, die ohne Heimat ſind,
Alle Waislein landaus, landein,
Sind Mutter Marias Kindelein,
Dafür ſie bedenkt mit emſiger Hand
Hemdlein und Röcklein und Wiegenband. — —
So bin ich denn auch Mariä Kind:
Ich hab' nicht mehr Heimat allhie denn der Wind,
Mein Röcklein iſt nichts denn Gras und Klee,
Wie trag' ich mich, wenn ich gen Himmel geh'?
Mit Lilien und Silber fein hochzeitlich:
Mutter Maria, ſpinne für mich!

Gertrud Freiin le Fort.

Ave Maria.

Du warſt ſo wild heut den ganzen Tag,
Heiß war Dein Auge, wirr Deine Haare.
Nun haſt Du ſo ſchön wie ein Engel geſungen
Das Ave Maria, das wunderbare.
Tritt vor das Fenſter! Ein Heiligenſchein
Umgolde warm Deine wirren Haare —
Nun ſinge noch einmal abendrein
Das Ave Maria, das wunderbare.

Alfred Krüger.

Am Scharmützelſee.

Ein Wintertag an dem Scharmützelſee.
Der Oſtwind wirft mit Wolfsgeheul im Munde
Die erſten Schollen in den Uferſchnee
Wie Scherbenſchütten klirrt es in der Runde.

Wär' doch erſt alles eiſig und erſtickt.
Doch jede Welle, rührt ſie an die Scherben,
Schreit auf, wie nur ein Menſchenherz erſchrickt,
Vorm Tode nicht, doch vor dem ſchweren Sterben.

Friedrich Otto.

Drei Fabeln.

Von

Marie von Ebner-Eſchenbach.

Nach beſten Kräften.

Ein Käferchen hatte nach vielen geſcheiterten Verſuchen endlich mit großer Mühe und großer Ausdauer die Spitze eines Grashalms erklommen. Nun ſonnte es ſich auf ſeiner Höhe, ſpreizte wonnig die Flügel und war vergnügt bis in den letzten Winkel ſeiner Käferſeele.

Da kam ein Eſel des Weges, blieb vor ihm ſtehen und lachte es aus: „Du meinſt wohl Gletſcherluft zu atmen auf deiner Grashalmzinne?“

Ein alter Löwe kam ebenfalls vorbei, blieb ebenfalls ſtehen und betrachtete den kleinen Emporkömmling mit Wohlgefallen: „Heil dir, Käferchen!“ ſprach er. „Du haſt das Ziel deines Strebens erreicht; das gelingt nicht jedem Löwen.“

Das Unkraut.

Es war einmal ein armes Unkraut, das immer weggeputzt wurde, weil an ihm nichts Gutes und nichts Schönes war. Kein Menſchenauge hatte je wohlgefällig auf ihm geruht, kein Tier das geringſte Verlangen nach ihm gezeigt. Immer fortgeſcheuert, kam es immer wieder an den Tag, wuchs immer wieder aus ſeinen Wurzeln hervor, die gar tief in die Erde eingedrungen waren. Und eines Sommers gelang es ihm — in ſeiner unausſprechlichen Sehnſucht, Wohlgefallen zu erregen — eine Blüte zu treiben. Sie war klein und gelb und hatte nur vier Blätter, aber eine richtige Blüte war es doch. Die Tiere wunderten ſich, blieben vor ihr ſtehen, berochen ſie und wendeten ſich miß-

trauiſch von der Duftloſen ab. Und die Menſchen ſagten: „Seht das Mißgewächs! Da hat es nun einen Putz angelegt und will ſich bemerkbar machen!“

Und einer ſetzte den Spaten an und grub das Unkraut, das ſich zu blühen unterfing, aus mit Stumpf und Stiel.

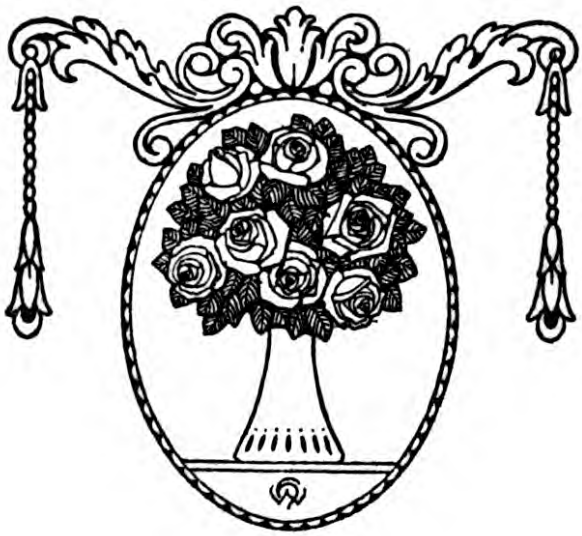
Die Überlebenden.

„Nein, dieſe Eintagsfliegen, wie keck die werden!“ ſagte eine junge Hummel zu ihrer Mutter. „Überall drängen ſie ſich vor, man ſieht und hört nur ſie, wir ſind wie weggewiſcht, von uns nimmt niemand Notiz.“

Die Hummelmutter ſchüttelte ihren dicken Kopf: „Was liegt daran? Sie haben ja nur den einen Tag.“

„Aber nach ihnen kommen neue, immer und immer neue! Und den ganzen Sommer hindurch ſpielen Eintagsfliegen die erſte Rolle in der Welt.“

Jetzt lächelte die Hummelmutter. „Und rechneſt du das Bewußtſein für nichts, ſo viele Generationen überlebt zu haben?“



Attacke.

Ein letztes Ringen vor Anbruch der Nacht!
Kanonendonner — Gott wollte die Schlacht!
Im Anſturm die fliegenden Fahnen ...
Und hier, von ſchwarzen Kiefern gedeckt,
Hinter denen ſich blutig die Sonne verſteckt,
Küraſſiere und vierte Ulanen.
In Reſerve geſtellt, zur Attacke bereit,
Auf bleiernen Füßen geht ihnen die Zeit;
Sie möchten mit trotzigem Wagen
Das Glück ſich erjagen,
Den Ruhm für ihre Standarten
Mit Blut ſich erwürfeln — erkarten.
Sie möchten ... Doch wie auch das Auge ſpäht,
Die Senſe klirrt und der Schnitter mäht —
Kein Machtwort treibt Pallaſch und Lanze
Zum fröhlichen Waffentanze.
Des Obriſten Auge wettert und flammt:
„Verdammt!“
Und er reckt ſich im Sattel und muſtert die Front:
Ein weites Blachfeld, wo friedlich durchſonnt
Und purpurrot
Die blühende Heide wie Feuer loht.
Fern drüben im Nebel ein felſiger Grund
Mit klaffendem Mund,
Aus deſſen Schrunden und Ritzen
Die Salven rollen und blitzen.
Und es reckt ſich im Sattel der eherne Mann
Und ſieht, ob er preſchen und reiten kann;
Doch kein Zeichen weht,
Keine Order ergeht
An die Panzer und vierten Ulanen,
Obgleich ſchon im Anſturm die Fahnen.

Und zum andern ſein Auge wettert und flammt:
„Verdammt!“
Doch wie er ſich wendet mit knurrendem Ton,
Noch einmal muſtert Schwadron um Schwadron,
Da endlich . . .! — Jenſeits der Föhren,
Im Staubgerieſel,
Durch ſtiebende Kieſel
Läßt dumpfer Galoppſchlag ſich hören.
Galoppſchlag! — Umwirbelt vom Mähnenhaar
Mit fliegendem Kolpak ein ſchwarzer Huſar,
Gefolgt von ſtraffer Schabracke . . .!
„Herr Oberſt, auf zur Viktoria,
Herr Oberſt, Befehl zur Attacke!“
„„Auf den Steinbruch?!““ — „Ja!“
Ruft höhniſch der Reiter im Attila
Und wirft ſich mit blutleeren Lippen
Ins Schnürwerk, in die beinernen Rippen.
„„So Gnade uns allen!““ — Der Oberſt ſprengt vor,
Ein kurzes Kommando ſchlägt gellend ans Ohr.
Ein Trompetenſignal —
Und mit einem Mal
Unter Hurra und brauſendem Jubelſchrei
Sind tauſend blitzende Klingen frei . .
Es kehren die raſſelnden Glieder
Nie wieder!
„Marſch, marſch — und vorwärts!“ — Nur einſam hält
Der ſchwarze Huſar im weiten Feld
Und ſieht, über Sattel und Mähne gelegt,
Wie der Todesritt über die Heide fegt —
Und gellend lacht er ins Schlachtenrot . . .
. . . So lacht nur der Tod.

Joſeph Lauff.

Frauen-Bildniſſe.

Von Dr. Max Osborn.

Wir ſind in London. Zur Zeit des leiſe verklingenden Rokoko; um 1780. Im Atelier von Mr. Thomas Gainsborough, Mitglied der Royal Academy, Hofmaler Seiner Majeſtät König Georgs III. von Großbritannien, läßt ſich eine Dame melden. Über das Geſicht des Meiſters huſcht ein freudiges Lächeln. Er legt Pinſel und Palette beiſeite und geht der holden Beſucherin entgegen, der eben der Diener die Tür öffnet. Eine wundervolle Erſcheinung rauſcht herein; die hohe Geſtalt gekleidet in ein weißblau geſtreiftes Seidenkoſtüm, das kluge Antlitz beſchattet von der breiten Krempe eines ſchwarzen Federhutes, unter dem das gepuderte Haar hervorquillt und zwei volle Locken auf die Schultern herabfließen läßt; einen großen Muff von gelblichem Pelz hält ſie in den Händen, und ein hellbraunes Tuch aus duftigem Stoff hat ſie hinter dem Rücken her um die Arme geſchlungen (wie es heute wieder modern geworden iſt). Es iſt die berühmte Schauſpielerin Sarah Siddons, die eintrat, das Entzücken Londons, die „Eleonora Duſe des achtzehnten Jahrhunderts“. Mit leuchtenden Augen ſieht Gainsborough das Wunder, das zu ihm heranſchwebt. Seine Malerſinne ſind berauſcht. Er nötigt Miß Sarah auf einen Seſſel, rückt ſie ein wenig nur zurecht und beginnt mit der Arbeit, die ihm oft ſo verdrießlich iſt und die ihm hier zur Wonne wird. So, wie ſie kam und nun vor ihm ſitzt, malt er ſie, ein Stück bezaubernde Weiblichkeit, ein Stück Leben, etwas vom Glanz und Schimmer der vornehmen hauptſtädtiſchen Geſellſchaft, eine Verkörperung aller Grazie, Schönheit, Klugheit und Empfindſamkeit der Epoche. —

Und ein anderer Tag iſt's; um dieſelbe Zeit; wiederum in London. Wir ſind auf Leiceſter Square in dem ſtolzen

Hauſe, in dem Sir Joſhua Reynolds, der würdige Präſident der Akademie, als ein Fürſt des Lebens und der Kunſt gebietet. Sir Joſhua iſt im Atelier. Er erwartet die Stunde, auf die er die erſte Sitzung zu einem neuen Porträt angeſetzt hat, und damit die Zeit nicht nutzlos verſtreiche, blättert er in einem alten Buche, in Jonathan Richardſons „Essay on the Theory of Painting“; denn nächſtens muß er wieder einen akademiſchen „Discourse“ halten, und um eine kniffliche Stilfrage erholt er ſich Rats in dem Lehrbuch, das ſchon der Freund ſeiner Jugend war. Er lieſt, erhebt ſich, und mit gemeſſenen Schritten geht er nachdenklich auf und ab. Da erſcheint ein Lakai in blauer Livree mit ſilbernen Treſſen und kündet dem Geſtrengen, daß der erwartete Beſuch erſchienen ſei. Sie naht: es iſt wieder Miß Sarah Siddons! Mit der Nobleſſe eines gütigen, großen Herrn ſchreitet Reynolds auf ſie zu. Prüft ſie wohlgefällig, nickt bewundernd mit dem Haupt, und da — da leuchtet es über ſein Antlitz. Denn ein Gedanke blitzte ihm auf: er weiß nun, wie er die Künſtlerin malen wird. Und es entſteht das berühmte Bild der Dulwich-Gallery, auf dem Miß Sarah nicht eigentlich als Menſch von Fleiſch und Blut erſcheint, ſondern als eine Göttin, eine Muſe der Tragödie. Wieder ſitzt ſie auf einem Seſſel, aber es iſt ein Thron, der irgendwo gegen einen finſteren, chaotiſchen Hintergrund geſtellt iſt, zwiſchen dunkeln Wolken, die von Blitzen durchzuckt werden, aus denen zwei unheimliche Geſtalten, Perſonifikationen des Verbrechens und der Reue, in undeutlichen Konturen ſich herauslöſen. Gekleidet iſt die Schauſpielerin in ein Koſtüm, das aus modernen Elementen und Erinnerungen an die klaſſiſche Tracht des Altertums komponiert iſt. Und wie ſie auf ihrem idealen Herrſcherſitz thront, der rechte Arm weit ausgeſtreckt auf der Lehne ruhend, der linke auf den Ellenbogen geſtützt, mit erhobener Hand, den Kopf mit einem lauſchenden Blick ein wenig nach oben gewandt, als gelte es irgendeiner höheren Stimme zu folgen, — ſo erinnert ſie unmittelbar an die Sibyllen Michelangelos in der Sixtiniſchen Kapelle ...

Mit Staunen betrachten wir heute die beiden Bilder.

Iſt es wirklich dieſelbe Perſon, derſelbe Menſch, der hier und hier dargeſtellt iſt? Wunderlich! — Doch wenn wir genauer zuſehen, ſo entdecken wir, daß in dieſen zwei Meiſterſtücken der altengliſchen Bildnismalerei die beiden Möglichkeiten ſich dokumentieren, die dem Porträtiſten überhaupt und dem der Frauen insbeſondere zu Gebote ſtehen. Zwei Wege bieten ſich. Entweder das Modell ſo zu nehmen, wie es die Natur daherführt; oder ſeine Erſcheinung in „bedeutendem“ Arrangement zu ſteigern. Entweder den Eindruck des Gegebenen nicht nur zum Ausgangs-, ſondern auch zum Endpunkt der ganzen Arbeit zu machen; oder „corriger la nature“ und aus Eigenem in die Wirklichkeit Züge und Motive hineinzutragen, die den maleriſchen und ſeeliſchen Zauber des Objekts erhöhen ſollen. Entweder der realen Wahrheit zu dienen und aus ihr die künſtleriſche Wahrheit herauszulöſen; oder mit der Selbſtherrlichkeit der ſchöpferiſchen Kraft eine ideale Exiſtenz zu beſchwören, die mit der Realität nur eine mehr oder weniger loſe Verbindung unterhält.

Das ſind ja die beiden großen Ausdrucksformen der bildenden Kunſt ſchlechthin. Doch im weiblichen Porträt begegnen ſie ſich in Reinkulturen, zu Muſterbeiſpielen. Frauenmaler ſein — hier ſtrömen die höchſten Künſtlerwonnen. Wie die ganze Kultur, in der wir wurzeln und leben, iſt auch unſere Kunſt von ſpezifiſch männlichen Energien geſchaffen und ausgebildet, und der männliche Inſtinkt iſt immer wieder auch in der Kunſt zum Weibe zurückgekehrt. Das Frauenporträt geleitet die Kunſtgeſchichte von ihren Uranfängen bis zum Heute. Eine hübſche alte Legende erzählt, an ihm habe das Menſchengeſchlecht überhaupt die Malerei „erfunden“. Ein ſchwärmeriſcher Adamsſohn habe die Schattenumriſſe ſeiner Geliebten im Sande feſtzuhalten verſucht, und aus dieſer primitiven Silhouette ſei das erſte primitive Porträt entſtanden. Der erotiſche Trieb erlebt hier eine letzte Läuterung und Verfeinerung. Und der Künſtler eine ſeiner höchſten Aufgaben.

Das Männerporträt bietet wohl reichere Gelegenheit, pſychologiſches Verſtändnis, Fähigkeit zur Charakterſpiegelung, zur Ergründung und Deutung verborgener Geheimniſſe zu zeigen. Das von Arbeit, Denken, Erleben gefurchte

Antlitz des Mannes gibt der Zeichen- und Modellierkunst eine festere Handhabe, stellt dem Formensinn auf engumgrenztem Raum verlockende Probleme. Die Malerei jedoch im eigentlichsten Sinne, als die Kunst, die den farbigen Schimmer von Dingen dieser Welt zu lösen strebt, kommt beim Frauenbildnis ganz anders auf ihre Rechnung. Namentlich in unserer Zeit. Der Mann liefert dem Künstler von seiner Erscheinung heute nur das Gesicht und die Hände — die einzigen Teile seiner Körperhaftigkeit, die er unverhüllt trägt. Im übrigen speist er ihn mit den neutralen, stumpfen Farbenwerten der modernen Kleidung ab, denen sich nur in Ausnahmefällen durch eine bunte Weste oder Krawatte, durch eine Uniform oder irgendein Gelegenheitskostüm ein Schnippchen schlagen läßt. Nun ist es freilich eine bekannte Tatsache (auf die erst jüngst wieder Wilhelm Wätzoldt in seinem höchst lesenswerten Buche über die „Kunst des Porträts" hingewiesen hat): daß uns jeder Akt oder Halbakt mit einem allzu individuell behandelten Kopf von Porträtansprüchen befremdlich erscheint. Über einen Rest des Unbehagens kommen wir auch bei Klingers Beethoven nicht hinaus. Diese Grenze dürfte gewiß auch der Frauenmaler nie überschreiten, will er im Bezirk des Bildnisses bleiben; aber er hat doch weiteren Spielraum. Die Frau darf nach der Konvention unserer Anstandsbegriffe ein gut Teil mehr von ihrer körperlichen Erscheinung sehen und malen lassen, die doch genau genommen erst völlig unverhüllt das Sichtbare unserer Individualität ganz darstellen würde. Was er von Antlitz und Hand demonstrierte, kann der Frauenmaler noch an den Linien eines Armes, eines Halses, einer Büste, eines Nackens weiter verfolgen. Und es bleibt ihm zugleich die Möglichkeit, in einer koloristisch mannigfaltigeren Kleidung auf rein malerischem Wege eine indirekt und daher um so wirksamer charakterisierende Ergänzung zu geben.

So wird das Frauenbildnis zu einem Brennpunkt für alle künstlerischen Fragen. Wenn Jean-Auguste Dominique Ingres, der spätgeborene „Gensdarm des französischen Klassizismus", gesagt hat, das Porträt sei der „Prüfstein des Künstlers", so ist das für diese „schönere Hälfte" auch

der Bildnismalerei doppelt zutreffend. Der Künſtler, der dies Thema anſchlägt, deckt alle ſeine Karten auf. Die ſchärfſte Kontrolle erweiſt, wie er zur Natur ſteht, wieweit er ihr Geſchöpf begreift; erweiſt, wie es um ſeinen Farbenſinn beſtellt iſt und wieweit er imſtande iſt, die maleriſch angeſchaute Wirklichkeit aus ſeinem Temperament heraus geiſtig zu erfaſſen. Deutlicher als anderswo zeigt es ſich, ob er nur ein Maler ſchlechthin iſt, oder nur ein Geſchmacksmenſch, oder nur eine künſtleriſche Intelligenz, oder ob er die Vereinigung dieſer drei Elemente in ſich begreift, die allein erſt zum letzten Ziele führt . . .

Als in der Renaiſſancezeit die verſunkene Sonne der Kunſt nach Jahrhunderten der Dumpfheit wieder emporſteigt und zugleich, hervorſtrahlend aus dem metaphyſiſchen Dämmer, in den das Mittelalter die Kulturvölker gehüllt hatte, das Individuum zu vordem ungeahnter Bedeutung gelangt, als jenes großartige Geſchlecht geiſtig freier, ſelbſtſtändig und ſelbſtbewußt denkender Menſchen aufſteigt, von denen das Weſen der Perſönlichkeit entdeckt ward, muß das Porträt den tiefſten Ausdruck des neuen Strebens liefern. Die Malerei der Frührenaiſſance iſt das köſtliche Spiegelbild dieſer Dämmerung eines neuen Tages. Auf ihren Frauenbildern ruht der zarte Duft des Morgentaus. Dieſe ſchmalen, zierlichen Köpfe, die auf ſchlanken Hälſen ruhen, ſcheinen mit verwunderten, fragenden Kinderaugen in die Welt zu blicken. Die Köpfe heben ſich nicht mehr vom Goldgrund, ſie ſtehen nicht mehr in einem tranſzendenten Raume, ſondern die Natur gibt den Hintergrund, der blaue Himmel wölbt ſich oder eine bunte Blütenhecke wird ſichtbar, auf der das Antlitz wie auf einem blumigen Kiſſen ruht. Und das Porträt ſelbſt wird nichts als ein Mittel, den Eindruck der Wirklichkeit möglichſt treu wiederzuzaubern. Ein ſelbſtverſtändlicher Realismus iſt die Triebfeder dieſer Kunſt.

Doch als auf die Zeit der Vorbereitung die Zeit der Erfüllung folgt, als in der Hochrenaiſſance aus dem neugierigen Forſchen nach dem Individuum, wie es ſich im Quattrocento findet, der bewußte Kultus des Ich einſetzt, ſind es die Frauenbilder vor allem, in denen ſich das ausſpricht. Beim Männerporträt bleibt ein mit ſtärkeren

Mitteln der Erfahrung arbeitender Realismus maßgebend. Das weibliche Bildnis vermag mehr zu geben. Tizian namentlich, und die ihm folgen, malen jene herrlichen Frauen von vollen, runden (nicht mehr zaghaft-schlanken) Formen, strahlend in göttlicher Schönheit, von naiv-sinnlicher Gesundheit des Empfindens, aber zugleich verklärt von der bezwingenden Hoheit majestätischer Königinnen der Welt, doch nicht kalt-unnahbar, sondern von beglückender Weiblichkeit. Sie sind nicht so individuell charakterisiert wie die Männer, sondern erscheinen mehr als Personifikationen des Weibtums und der Liebe, im edelsten Sinne als Töchter der Venus, die der venezianische Meister so berückend zu malen weiß — wobei er, in der kunstfrohesten Epoche der Weltgeschichte, es nun tatsächlich wagen darf, die herrlichsten Schönheiten seiner Zeit in der Holdheit ihrer unbekleideten Erscheinung zu „porträtieren".

Das siebzehnte Jahrhundert strebt wieder zum realen Bilde; das achtzehnte zur selbstherrlichen Veränderung. Die holländisch-flämische Kunst, selbst die spanische der Velazquez-Periode kennt als Endzweck nur die Wahrheit. Doch das pompöse Barock und das aufsteigende Rokoko, die in Frankreich ihre Ausbildung erfahren, verlangen gebieterisch nach jener „Steigerung" des Wirklichen. Königinnen und Herzoginnen werden üppige Göttinnen des Olympos, werden Juno- und Minerva-Gestalten, umgeben von einem Hofstaat von Nymphen und anderem halbgöttlichen Volk, umschwebt, umtanzt von Genien. Wackere Bürgersfrauen werden kleine Fürstinnen, oder Frau Pastorin und Frau Apotheker schlüpfen ins bebänderte Schäferkleid und beteiligen sich an der arkadischen Maskerade, in der zur Rousseauzeit die hyperkultivierte Gesellschaft des ancien régime in holder Selbsttäuschung den Anschluß zur Natur und „Unverdorbenheit" zurückzugewinnen wähnt.

Die Zeit um 1800 aber zeigt bereits die beiden Strömungen in derselben Weise nebeneinander, wie wir sie heute vor uns sehen. Die Blütezeit der englischen Bildniskunst, aus der wir ein Doppelbeispiel als Ausgangspunkt unserer Betrachtung herausgegriffen, bildet den Prologus der modernen Entwicklung. Sie gibt in Reynolds und

Mrs. Siddons. Gemälde von Th. Gainsborough.

Kohledruck von Braun, Clément & Cie., Dornach i. E.

Gainsborough bereits die beiden großen Haupt- und Grundtypen der Künstler des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts. Dabei vermischen sich in dem Zeitalter, weil wie in der weiteren Kulturentwicklung so auch in der Kunst technische Probleme immer entschiedener an die erste Stelle rücken, mit jenen Fragen der Porträtauffassung die rein artistischen Fragen der malerischen Prinzipien. Und auch hierfür stellen Reynolds-Gainsborough das große Parallel-Urbeispiel dar: der Präsident verkörpert den Beginn der akademischen, auf die Stilart und Rezepte der großen Vergangenheit aufgebaute Manier; sein Rivale Gainsborough ist der moderne Maler, der sich auf der Linie der organischen Fortentwicklung bewegt, der ohne viel Kopfzerbrechens seinem Auge folgt und sich seine Mittel nicht historisch zusammensucht, sondern sie gewinnt, indem er die Vorräte der Zeit nach seinem Geschmack zubereitet und dadurch wieder neue Wege freimacht.

Es ist bezeichnend, daß der größte Frauenmaler, den wir im vorigen Jahrhundert in Deutschland besaßen, der Letzte unter den Künstlern überhaupt, die im Sinne früherer Zeiten eine ganze Porträtkultur um sich her begründeten: daß Franz von Lenbach, der durch seine langjährige Kopistentätigkeit im Dienste des Grafen Schack völlig zu einem ergebenen Diener der alten Meister wurde, sich in seiner Malerei, ja auch in seiner Persönlichkeit (bis auf die dicke Hornbrille!) ganz auf Reynolds hin stilisierte. In seinem Empfinden war Lenbach ein moderner Mensch, ein Heutiger bis in die Fingerspitzen. Niemals vor unserer Epoche, da alle intellektuellen Energien in einer vormals unbekannten Weise konzentriert und angespannt werden, konnten menschliche Persönlichkeiten mit so nervösem Temperament begriffen werden, wie Lenbach das getan hat. Er war der rechte Mann für das in seiner Schlichtheit bezwingende, von phrasenloser Sachlichkeit erfüllte Heldentum der Männer von 1870. Aber erst in seinen Frauenbildern löst sich seine höchste schöpferische Kraft. Natürlich ist hier nur die Rede von Lenbachs großer Zeit, vor seiner späteren Epoche, in der der Meister nach dem bedenklichen deutschen Gesetz der Rückwärtsentwicklung nicht zu

freieſtem Ausdruck vordrang, ſondern in der braunen Galerieſauce der Altmeiſterlichkeit faſt ertrank. Doch in ſeinen beſten Jahren und Jahrzehnten hat er wie keiner in Deutſchland den zeitgenöſſiſchen Frauentypus erfaßt. Sind ſchon ſeine Männerbilder keine Berichte, ſondern ſtolze Hymnen, ſo ſind ſeine weiblichen Porträts rauſchende Muſik. Er kannte das ganze Regiſter berückender Klänge und buhleriſch ſich einſchmeichelnder Melodien. Dieſe modernen Renaiſſanceweiber mit den üppigen Formen, der duftenden weichen Haut und den halbgeſchloſſenen Lidern, aus denen funkelnde Augen unter langen Wimpern feucht hervorſchimmern, mit dem goldroten Blondhaar, das er ſo liebte, und der kokett zurückgeworfenen Kopfhaltung, die ſo ſieghaft im Bewußtſein ihrer Schönheit den Beſchauer ins Auge faſſen, dieſe herrlichen Geſtalten, deren Reize hier ein Rubenshut, dort ein orientaliſches Gewand noch ſtärker hervortreten läßt, und die bei aller Ähnlichkeit mit königlichen Erſcheinungen früherer Jahrhunderte doch den nervöſen, müden Zug der Gegenwart nicht verleugnen, hat nie einer vor Lenbach gemalt und wird keiner nach ihm malen. Das hat ja ſchon der Farbendichter und -ſchwärmer unter den realiſtiſchen Holländern des ſiebzehnten Jahrhunderts, Rembrandt, gezeigt, wie man die Schönheit einer Frau durch glitzerndes Gold und funkelndes Geſchmeide, durch fremden Putz aus koſtbarem Stoffe, durch die ſchimmernden Farbenwerte exotiſcher Tücher und Gewänder ſteigern kann. Wenn er ſeine Saskia malte, ſo kleidete er ſie in eine Pracht, die ſich die Patriziertochter auf der Straße und im Hauſe ſonſt nicht geſtattet hätte, und behängte und ſchmückte ſie mit den Ketten, Spangen, Perlenſchnüren und Edelſteinen, die er ſo gierig ſammelte, daß ſein Budget ins Wanken geriet.

Lenbach hat das große Arſenal der Vergangenheit neu erſchloſſen. Er hat namentlich die alten Koloriſten wieder benutzt und dadurch in die Porträtkunſt einen Klang hineingebracht, den ſie vor ſeinem Auftreten nicht kannte, freilich damit zugleich auch wieder die Gefahr heraufbeſchworen, die für die Kunſt in jedem ſtark betonten

Hinweis auf das Gewesene liegt. Die bedeutenden Frauenmaler, die in der Periode vor ihm den deutschen Markt beherrschten, die Stieler und Winterhalter im Süden, die Eduard Magnus und Gustav Richter in Norddeutschland, hatten sich mit der tatsächlichen Erscheinung allein begnügt, die Stieler und Winterhalter nur ganz leise nach den idealisierenden Schönheitsbegriffen des Klassizismus hin wandelten. Was dann nach Lenbach gekommen, ist meist seinen Spuren gefolgt. So Friedrich August von Kaulbach, der gleich Lenbach den Weg nach Altengland fand. Oder ein jüngeres Talent, wie der Ungar Philipp László, der sich in den Kreisen der österreichischen und deutschen Aristokratie bedeutenden Zuspruchs erfreut.

In England selbst ist die große Tradition des achtzehnten Jahrhunderts bis heute lebendig geblieben. Es ist in der britischen Knnst nicht anders als in jeder andern Lebensäußerung der Angelsachsen: eine festfundierte, machtvolle Kultur verhindert alles Sprunghafte, Gewagte, Experimentelle; freilich dabei auch die Frische und das explosive Leben, das im Wagnis steckt. Dadurch stürmen die englischen Maler nicht mit jener Wucht vorwärts, die den Führern der Entwicklung eigen ist, doch es bleibt ihnen dafür eine beneidenswerte Sicherheit, Ruhe und Vornehmheit der Arbeit, ein Einvernehmen mit der Gesellschaft gesichert, an deren Verfeinerung sie mitwirken und deren Wesen sie spiegeln. Hubert Herkomer, der mit großem Raffinement neuen Wein in alte Schläuche füllte — seine weltberühmt gewordene Miß Grant, die „Dame in Weiß", ist schließlich nur eine modernisierte Reynoldssche Priesterin, die dort den Grazien oder dem Hymen opfert —, Ouleß, der scharfe Charakteristiker, Sant, der Hofmaler der Königin Viktoria, der dies schwere Amt mit mehr Kunst ausübt, als gemeinhin geschieht, schließlich John Sargent, der anglisierte Amerikaner, der sie alle an Meisterschaft der Farbengeschmacks und Tiefe der Charakteristik weit hinter sich läßt — sie bilden die direkte Fortsetzung Sir Joshuas.

Frankreich, das am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts so viel von England lernte, hat auf unserem

Sondergebiet im Laufe der folgenden Jahrzehnte ebenso wie in allen anderen Kunstprovinzen die Entwicklung selbständig und auf eigne Faust geführt. Hier hat das Porträt überhaupt seine britische Ruhe verloren, und das Weib zumal spielt bei den heißblütigen Parisern eine ganz andere Rolle als bei den phlegmatischen Engländern. Zur Zeit Napoleons III. war es Alfred Stevens, der virtuose Techniker, der die Parisienne des zweiten Kaiserreichs als klassischer Porträtist interpretierte. Er wußte schon, ein Vorahner des Impressionismus, der doch noch an die ältere Tradition geknüpft war, mit den flüchtigsten Farbenflecken kostbare Wirkungen zu erreichen, und er schilderte die Königinnen der Salons mit so raffiniertem Geschmack, mit so feinem Gefühl für die Atmosphäre der französischen Gesellschaft und für die schwebende Sinnlichkeit ihrer Menschen, daß die Entrüstung gar nicht so dumm war, mit der die sonst nicht prüde Kaiserin Eugenie in der Öffentlichkeit der Ausstellung Stevens Bildern den Rücken drehte. Mit verschmitzterer Technik der Folgezeit hat dann der zum Boulevardier gewordene Italiener Giovanni Boldini das pariserische Werk von Stevens fortgesetzt. Er hat es lange Jahre hindurch verstanden, den Chic der großen Damen und kleinen Frauen, die parfümierte Schönheit ihrer Haut, die raschelnden Spitzen ihrer knisternden Seidenröcke, den feuchten Glanz ihrer flackernden Augen ebenso unvergleichlich zu malen, wie die kapriziöse Unruhe ihrer verzogenen Kinder, die auf eleganten Fauteuils gelangweilt und unartig herumsitzen. Und Helleu hält daneben, gleichfalls rein aus unbefangener Beobachtung, ohne Umstilisierung, den neuen Typus fest, den das american girl in die europäische Frauenwelt importiert hat: die schlanke, hüftenlose, sporttreibende junge Dame mit den sehnigen Handgelenken, von männlicher Sicherheit und Unerschrockenheit des Auftretens, die moderne Amazone, bei der fast nichts als das in vollen Wellen ums Haupt geschlungene Haar, in dessen Wiedergabe mit Pinsel und Radiernadel Helleu Meister ist, daran erinnert, daß hier doch auch ein Wesen vor uns steht, das zur Hingabe und zum Schmuck des Lebens geschaffen ist.

Der Impressionismus, in dessen Hochflut wir Heutigen stehen, ist den Frauenporträts auch in seinem Geburtslande Frankreich nicht sonderlich günstig gewesen. Freilich die großen Meister, die um 1870 Propheten und Priester der neuen Farbenanschauung waren, standen zu hoch, um sich ganz zu verlieren. Aber das Wesen des Impressionismus, das nun einmal aus Prinzip das Auflösen der Form in Farbe betreibt, ist von Hause aus für das Bildnis überhaupt eine Gefahr. Denn mit der Auflösung der Form hängt aufs innigste zusammen ein Verzicht auf das tiefere Schürfen im Charakteristisch-Menschlichen, das von den Form- und Umrißlinien wie mit einer Hieroglyphenschrift symbolisch angedeutet wird. Der deutsche Haupttheoretiker des Impressionismus, Julius Meier-Gräfe, hat offen darauf hingewiesen, daß die orthodoxe Malerei dieser modernen Prägung schließlich nur auf eins ausgehe und ausgehen könne: auf das Stilleben. Nicht auf das Stilleben im alten Katalog- und Rubrizierungssinn, sondern in der Weise, daß ihr eben alles zum „Stilleben" wird, zu einem geschmackvollen Arrangement von Farbenwerten, die zu harmonischen Einheiten geordnet werden. Also bleibt auch das menschliche Antlitz nach dieser doktrinären Theorie nichts als eine Gelegenheit oder ein Vorwand, das Walten des Lichts und der Lufteinflüsse an einem besonders interessanten Objekt zu studieren.

Selbst Edouard Manet ist durch solche Gedanken, so wenig er sie dogmatisch betont haben würde, nie dazu gelangt, eine gewisse Starrheit des Blickes, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Seelische zu überwinden. In einem entzückenden Buche, in dem der englische Schriftsteller und Kritiker George Moore kürzlich seine Erinnerungen an die klassische Frühzeit des Pariser Impressionismus festgehalten hat (es ist auch in deutscher Übersetzung erschienen), schwärmt er mit höchst reizvollen und originellen Sätzen namentlich von dem Porträt, das Manet von seiner begabten Schülerin Eva Gonzalès gemalt hat. Aber seine Schwärmerei muß immer wieder zu der allerdings unvergleichlichen, bezaubernden Malerei zurückkehren, mit der Manet den — entblößten Arm der Künstlerin wiedergab.

Es ist charakteristisch, daß sich die Begeisterung nicht mit gleicher Kraft auch auf das — Antlitz stürzen konnte!

Und deutlicher noch als beim Männerporträt sehen wir beim Frauenbilde die Sackgasse, in die der einseitige Impressionismus hineingeraten kann. Stärker fühlen wir hier, wo alles auf das Hervorzaubern der innersten Welt, der Seele des Menschen durch das sichtbare Gewand des Körpers ankommt, das Manko der modernen Ultras. Die Frau ist uns der Teil der Welt, der das Menschentum am festesten mit der Natur verbindet. Das große Mysterium des weiblichen Lebens ist uns ein dauerndes Wunder, dessen Betrachtung uns zu den tiefsten Gedanken und Empfindungen anregt. Hier genügt uns das „Stilleben" nicht. Und so wird das Frauenporträt, wie es einst nach jener freundlichen Sage die Malerei der Menschen entstehen ließ, wie es so oft den Überschwang des erdentrückten Idealismus auf die Erde zurückrief, auch heute wieder eine Warnungstafel, auf der mit großen Lettern zu lesen ist: Bis hierher und nicht weiter! Die großen Errungenschaften, die uns die Revolutionierung des malerischen Ausdrucks in den letzten Jahrzehnten gebracht hat, können und werden wir niemals missen. Aber das Streben der Kunst wird sich — und das Frauenbild verlangt das am klarsten und entschiedensten — darauf zu richten haben, mit diesen neuen Mitteln nun nicht allein den äußeren Schein der Menschen und Dinge künstlerisch zu spiegeln, sondern auch ihren inneren Sinn zu deuten. Einzelne große Künstler, wie Max Liebermann, sind auch bei uns schon aus Eigenem dazu gelangt; Graf Kalckreuth, Hans Olde und andere sekundieren ihm. In weiterem Umfang sind die nordischen Germanen zu dieser Einschmelzung der modernen Technik vorgedrungen. Sie wird das Ziel der Zukunft sein. Und das Bildnis der Frauen wird uns mit seinen unabänderlichen und unabweisbaren Forderungen dahin führen: von der menschlichen Stilleben-Malerei zu einem neuen Künstlertum, in dem das Auge das Kommando führt; aber nicht als Kommandant ohne Armee, sondern an der Spitze der Truppen, die unser tieferes Empfinden stellt.

Heimliches Licht.

Wie wir ſuchen, wo wir wandern
Den geheimnisvollen Gang,
Stets vom einen zu dem andern
Schwebt es leiſe den Weg entlang.

Zu dem Müden ſchwebt es und gleitet
Von dem Starken her und hin,
Bis ſein Haupt er hebt und ſchreitet
Wieder fort mit kühnem Sinn.

Will der Mutige verzagen,
Kommt vom andern ſchon das Licht,
Fern verſinken graue Klagen,
Silbern ſteigt die Zuverſicht ...

Lichtlein, das herüberzittert,
Flämmchen, das hinübereilt,
Brennſt zunichte, was verbittert,
Facheſt an, was ſtärkt und heilt.

Auf der Liebe Zaubergleiſen,
Spielt das Leben hin und her —
Flamme, bleib uns hold: wir reiſen
Heil hindurch zum ewigen Meer.

Karl Henckell.

Eliſabeth.

I.

Verblühte Malwen ſtehen
Den Gartenweg entlang,
Roſenblätter verwehen.
Aus einer fernen Laube
Tönt Laute und Geſang.

„Wir wollen nimmer reden,
Die Worte ſind ſo ſchwer.
Da nimm von den Reſeden
Noch einen Strauß zur Reiſe,
Bald gibt es keine mehr.“

Nun iſt ſie weggegangen
Mit ihrem leichten Schritt,
Und nimmt auf ihren Wangen
Mir alle meine Roſen
Und meinen Sommer mit.

II.

Die Jahre sind vergangen,
Und ob sie wohl gelangen,
Es waren Jahre ohne dich.
Ich fand die Lust der Stunde
An mancher Frauen Munde,
Wenn ich sie nicht mit dir verglich.

Der sel'ge Liebesgarten,
Den ich mit bittrem Warten
Mein Leben lang so heiß begehrt,
Liegt mit verschlossener Pforte.
Ach, jedem Liebesworte
Hast du mit strengem Blick gewehrt.

Nun wollen mir entgleiten
Die unbesorgten Zeiten,
Und dunkler wird mein stiller Pfad.
Doch mag es noch geschehen,
Daß mir wie Frühlingswehen
In deinem Bilde die Jugend naht.

Hermann Hesse.

Heimchen.

In dieſem blendenden Wirbel ſchmetternder Fanfaren,
Im ſchrillen Chaos dieſer toſenden Orcheſter
Steh' ich wie ein Fels;
Bin, halte, weiß, bewahre einen Ton nur,
Halte einen Ton,
Den nichts mir entriſſen —
Höre nur ihn.

Schon naht er mit obſiegender Gewalt.
O, nur die ſchlichte Zitterſtimme
Eines Heimchens an meinem Herd! —

Aber übertönt ſie nicht ſchon alles?
Beginnt nicht ſchon alles ihr zu lauſchen?
Iſt ſie nicht aller Orcheſter und Fanfaren Meiſterin?

Schon ragen hohe, dunkle, väterliche Bäume
Und rauſchen mit lauſchend tiefberuhigten Wipfeln
Hohe Hymnen von Kraft und Frieden.
Schon dehnt ſich ſtilles Fruchtgefild in ſilberwelligen Weiten.
Schon lächelt des glühenden Tages linde Schweſter,
Und drohend wilde, heulende Schwarzwolken
Werden ſtille, freundlich-friedliche Träumer.
Schon ſpiegeln tief und heiter und ſo ſüß erſtaunt
Mit lächelndem Lauſchen
Beruhigte Dunkeltiefen
Aller Himmel ſeligſte Höhen ...

Johannes Schlaf.

Die Stunde.

Tick-tack! Tick-tack!
Die Stunde geht in Zickzack.
Der Zeiger ſchreibt die Runde,
In Zickzack geht die Stunde.
Es nachtet und es tagt.
Es wintert und es frühet,
Die Zeit entfliehet
Und iſt doch immer da.
Der Zahn der Zeit
Nagt an der Zeit,
Er nagt umſonſt.
Die Zeit, die Stund' um Stunde reiht,
Iſt ewige, ewige Ewigkeit.

Tick-tack! Tick-tack!
Das Schickſal geht in Zickzack.
Ein Vorwärts und ein Rückfall,
In Zickzack geht das Schickſal.
Der Zahn der Zeit,
Man ſagt, er nagt
An meinem Sein.
Er nagt ſchon lang,
Mir iſt nicht bang.
Er nagt umſonſt,
Das Sein iſt mein.
Mein Sein war einſt, mein Sein iſt heut,
Iſt ewige, ewige Ewigkeit.

Johannes Schlaf.

Aus meinen römiſchen Erinnerungen.

Von Richard Voß.

Ein Winter großer Ereigniſſe war es. Im Vatikan ſtarb der heilige Gefangene, der göttliche Beſiegte; und im Quirinal hatte ſich gerade einen Monat vorher der glorreiche Triumphator, der erſte König eines geeinigten Italiens, auf das Sterbebett gelegt. Auf dem Spaniſchen Platze, vor dem Palaſte der Propaganda, war der unbefleckten Empfängnis der Mutter des Welterlöſers die Siegesſäule geſetzt worden, und Papſt Pio nono war aus den Irren und Wirren ſeines Lebens als der erſte unfehlbare Papſt hervorgegangen. Jetzt lag er als toter Mann in St. Peter aufgebahrt, und das Volk der Römer, das ihm zugejauchzt und geflucht hatte, drängte in unabſehbaren Scharen herbei, um ihn mit der Gier eines Zirkuspublikums aus Roma antica in das ſtarre geſchminkte Antlitz zu ſchauen und zugleich andachtsvoll den goldenen Pantoffel des heiligen Leichnams zu küſſen. Und vorher ſtarb Vittorio Emanuele ... Es war der letzte Akt eines hiſtoriſchen Trauerſpiels. Beide Helden wurden zu Grabe getragen. Die Gegenſpieler, von denen jeder ein Weltprinzip verkörperte, einigten ſich im allgemein Menſchlichen, und an der Himmelspforte konnten ſich Papſt und König die Hände reichen.

Die Tragödie war aus. Aber die Tragödie ſollte erſt anfangen.

Bereits damals lebte ich in Rom als der ſonderbare Schwärmer, der ich denn auch geblieben bin. Ich hatte zwei Wohnungen, von denen die eine auf Piazza Barbarini in dem höchſten Stockwerke eines hohen Hauſes lag. Sie beſaß eine Terraſſe, von der aus ich hier den Quirinal, dort den Vatikan, alſo den Ort beider Handlungen des großen Dramas bequem überblicken konnte. Aus ſchlanken,

gelblichen Bambusstäben zimmerte ich mir eine Pergola, die ich im Frühling mit blauen Winden umranken lassen wollte. Jetzt war meine Laube kahl. Das hinderte mich jedoch nicht, selbst an kältesten Wintertagen in meinem blattlosen Luftgarten zu sitzen, gedankenvoll auf Quirinal und Vatikan hinüber zu schauen, jämmerlich zu frieren und zähnklappernd meine Colazione einzunehmen. Jedes Gericht meiner Mahlzeit kostete einen harten Kampf mit meiner Wirtin; denn diese wackere Frau, eine „vera Romana di Roma", hatte sich in ihren selten gekämmten, schwarz umlockten Kopf gesetzt, mit dem Gelde ihres germanischen Mietsherrn ihre ganze, nicht wenig zahlreiche Familie zu speisen. Da ich mich meiner Haut wehrte, mußte sie mir den Preis eines jeden Gerichtes vorrechnen, was zu wahren Scharmützeln zwischen uns führte, bei denen die deutsche Tapferkeit gewöhnlich kläglich unterlag. Besiegt und geschlagen, entwich ich in ein Asyl, das ich mir in sicherer Entfernung von meiner beutegierigen Römerin eingerichtet hatte: in Nemi, im Hause des biederen Wirtes de'Santis, damals eine gar bescheidene Herberge, darin ich mir am offenen Herdfeuer meine Kost selbst bereitete.

Ich verließ Rom stets mit dem Abendzuge, langte mit Anbruch der Dunkelheit in Chechina an, zu jener Zeit eine Station, aus einem einzigen Bahnwärterhause bestehend, Sommers verseucht durch Malaria.

Nun begann meine nächtliche Wanderung auf einsamen Feldwegen. Es war die uralte Straße, die bereits im grauen Altertum, wo es noch kein Rom gab, aus der lateinischen Ebene aufwärts führte, empor zu dem großen Heiligtum der Diana von Ariccia, deren schauerreiche Haine an den Abhängen des Mons Albanus den lieblichsten aller Kraterseen, den „Spiegel Dianens" umdunkelten.

Gestalten römischer Legende und Geschichte waren auf diesem Wege meine Begleiter: Orestes, das auf Tauris geraubte Bild der Göttin in den Schatten ihres lateinischen Heiligtums bergend, um dort selbst von den ihn verfolgenden Erinnyen Befreiung zu finden; die holde, den toten Königsgatten beweinende Nymphe Egeria, die in jenen wunder-

ſamen Waldungen in noch heute daſelbſt rinnende Tränen ſich auflöſte; der allzu heiß geliebte Jüngling Hypolittos, den auf dieſer nämlichen Straße ſeine Roſſe zu Tode ſchleiften; Kaiſer Tiberius, eine Dämonengeſtalt, von Caprea herkommend, um in ſeiner tuskulaniſchen Villa auf Rom hinabzuſchauen... Es war ein Wandern durch bald dunkle, bald ſternenhelle Nächte, reich an innern Geſichten. Und gar, wenn Diana, wenn die Göttin ſelbſt auf dem Wege zum Nemiſee mir leuchtete! Ein Wandern war es durch Fluten himmliſchen Silberlichtes. Schien denn der Mond überall ſo glanzvoll? Die Rebenſtöcke trugen eitel Schimmer; die Felder blühender Asphodelen, dieſen Todesblumen, wandelten ſich in weiße elyſäiſche Fluren, die Ölwälder in Zauberhaine, in denen ſelige Geſtalten ſchweben mußten. Schaute ich vor mich, ſo ſtrahlte mir der Berg Cavo entgegen, als trüge ſein Gipfel noch immer den Tempel der älteſten und höchſten Gottheit des Landes; blieb ich ausruhend ſtehen und blickte zurück, ſo ſah ich hinab auf ein Meer von Glanz, aus dem ich zu lichten Höhen emporgetaucht war. Ein Meer war es auch: mare tyrrhenum! Es ſchien über ſeine Ufer zu treten und heranzuwogen; denn alles war Schimmer und Flimmer. Und aus den blitzenden blinkenden Wogen hob ſich ein verklärtes Felſeneiland: das Circekap. Aber eine Zauberin war dieſes ganze römiſche Land! Eine Sirene, eine Circe, die es namentlich auf harmloſe blonde Germanen abſah, den allernüchternſten Sohn Deutſchlands in einen Schwärmer, einen Phantaſten verwandelnd. Stehen bleibend und zurückblickend, ſah ich am nördlichen Horizont einen funkelnden flammenden Streifen gezeichnet, lang und ſchmal ſich hinziehend, ein glühendes geheimnisvolles Band, gleich einem myſtiſchen Symbol: die Lichter Roms! Tauchte nicht eine göttliche Hand herab in die Lohe und ſchrieb an dem glanzvollen Himmel ein warnendes mahnendes Menetekel über Sankt Peter und Vatikan? Den neunten Pius hatte ich zwar aufgebahrt geſehen; aber bereits ſaßen die Großen der Kirche eingemauert beiſammen und wählten den neuen Stellvertreter der Gottheit auf Erden, den neuen Unfehlbaren. Wer würde es ſein?

Erſt um Mitternacht erreiche ich Genzano und zugleich den Rand des Sees... Im Sommer des vergangenen Jahres hatte ich hier das berühmte Blumenfeſt mitgefeiert. Ich ſchritt über den allmählich anſteigenden Platz vor dem Dom, der damals in gewaltigen Blütenlettern auf einem Rieſen-Blütenteppich den Namen der göttlichen Jungfrau trug, und ſah die Völkerprozeſſion wallen und wallen. So, genau ſo, waren vor Jahrtauſenden die erſten Lateiner und Römer zu dem Nemus der keuſchen Göttin gepilgert, an deren Stelle die göttliche Jungfrau getreten war; und ſo, genau ſo, würden nach abertauſend Jahren an dieſem Platze Völkerſchaften zu einem Heiligtum ziehen. Welcher Gottheit wohl dann vor ihrem Heiligtum Blüten geſtreut werden?

Längs des Seerandes ſchritt ich dahin: ein Rieſenrund, ein Rieſenamphitheater! Welche Schauſpiele hatten dieſe Felſen geſehen! Geheimnisvolle, grauenvolle, blutige: an dem Geſtade dort unten wurden die Dianen-Myſterien gefeiert, ein Kultus, bei dem Menſchenopfer fielen; und auf jenen Fluten ſchwamm das Wunderſchiff Kaiſer Tibers, darauf der Cäſar die Adonien beging. Jetzt war alles Glanz und Schönheit, Frieden und Feierlichkeit! In Mondſcheinnächten ging ich die breite Landſtraße, die an den Gärten der Villa Sforza-Ceſarini vorüberführt. Durch die Alleen uralter Ulmen gelangte ich auf Pfade, die wenige Fremde kennen, auf die Wieſen des linken Seeufers. Sie bilden den Gipfel aller Schönheit in jener an Schönheit überreichen Gegend. Gleich einer blumigen Wandelbahn ziehen ſie ſich längs des nördlichen Randes von Genzano nach Nemi, hoch über all der Fruchtbarkeit, die das gewaltige Rund füllt, ſo daß der Nemiſee jetzt ein einziger Garten der Ceres iſt. Jede warme Jahreszeit überſchüttet die Wieſen mit Blüten. Sie leuchten purpurn von roten Orchideen, ſtrahlen goldig von gelben Ranunkeln. Ihr höchſtes Blumenwunder jedoch fällt in die Narziſſenzeit. Dann glänzen ſie wie überſchneit; und der Wanderer watet durch duftenden Blütenſchnee, darüber die Lerchen die Lenzhymnen jubeln. Einmal erlebte ich dort eine Szene von antiker Schönheit. Jünglinge von

Nemi, Genzano und Ariccia führten auf der Narziſſenwieſe Ringſpiele auf. Sie hatten die Kleider abgeworfen und tummelten ſich leuchtenden Leibes auf der weißen Flur, als wären Geſtalten des Parthenonfrieſes durch einen Zauber lebendig geworden.

⁂ ⁂ ⁂

So führte ich denn ein ſeltſames Doppeldaſein: bald in der einſamen, von wilder Romantik erfüllten Bergſtadt der Orſini; bald in der toſenden Kapitale des neuen Königreichs, die bereits damals ihre Metamorphoſe — ihre Moderniſierung — begann. Von dem toten König begab ich mich kurze Zeit darauf zu dem geſtorbenen Herrſcher der katholiſchen Chriſtenheit. Ich hörte in St. Peter die Leichenmeſſe für Pio IX. und wohnte in dem mit Schwarz und Silber ausgeſchlagenen Pantheon der Feier für Vittorio Emanuele bei. Mein Platz befand ſich am Grabe Raphaels, und mir war es, als würden die herrlichen Wölbungen von den rauſchenden Klängen aufgehoben und emporgetragen zum Himmel, der durch das offene Auge der Kuppel in die düſtere Grabeskirche hinabſtrahlte. Gerade als die tote Majeſtät Italiens die letzte Ruheſtätte erhielt, geſchah es, daß die Sonne in die Öffnung trat. Wunderbarer Glanz ergoß ſich. Die Rotunde Agrippas ſchien ſelbſt zur Sonne geworden. In der überirdiſchen Verklärung erblich das Kerzenmeer: der von der Kirche gebannte König hatte ſeine Gloriole empfangen ...

Auch ſonſt war jener römiſche Winter reich an Eindrücken. Nur von einigen derſelben kann ich hier ſprechen und das nur im Vorübergleiten. Eine Reihe ſchwankender Geſtalten ziehen, da ich zurückblicke, an meinem innern Auge vorüber. Ich ſehe mich ſelbſt in der Caſa Goethe auf dem Corſo, „gegenüber dem Palazzo Rondanini“. Nur einer iſt mit mir. Es iſt ein Mann, dem der Genius ſeinen Kuß der Unſterblichkeit auf die Stirn gedrückt hat, ein prachtvolles Menſchenantlitz! Ich erblicke es in jener Stunde gleichſam hinter Schleiern. Tiefe Trauer umſchattet es, Gram um einen geliebten Geſtorbenen, um einen

Mrs. Siddons. Gemälde von Joſhua Reynolds.

toten Sohn. Der Traurige ſpricht zu mir. Er lieſt. Es ſind Gedichte, die er an demſelben Tage gemacht hat; und ich bin der erſte, der ſie hört: „Der Mond ſtand überm Palatin.“ . .

Der Vater beſingt einen toten Sohn in Verſen, die den armen Knaben verklären, wie die Sonne tat, als ſie im Pantheon den Sarkophag Vittorio Emanueles beſchien. Paul Heyſe lieſt mir in der Caſa Goethe ſeine Gedichte vor, und einſam im Nebenzimmer weilt „die traurigſte der Mütter“, die zugleich eine der edelſten der Gattinnen, eine der herrlichſten der Frauen iſt.

Weiter gehe ich und komme zu Menſchen, die längſt geſtorben ſind. Aber nicht vergeſſen. Eine Frau mit weißen Locken und einem wie Goldbronze leuchtenden, bedeutenden Geſicht. Und bedeutend iſt der Geiſt, der aus dieſen faſt männlichen Zügen ſpricht. Die alte Dame hat Augen, darin das Feuer der Jugend glüht. Etwas flammendes liegt in ihrer Art zu reden. Fanny Lewald ſpricht von Frauenwürde, Frauenrechten; von der Selbſtbefreiung der Frau, wie ſie heute nicht nur gedacht wird, ſondern wie ſie vollbracht ward. Bei ihr iſt Hans Hopfen. Er iſt gleichfalls ein Trauernder. In Rom ſtarb ſeine junge ſchöne Frau. Er ſcheint ein gebrochener Mann, für den mit ſeinem geliebten Weibe das Leben ſelbſt ſtarb. Doch wird auch ihm das große Heilmittel des Lebens gereicht werden . . .

Weiter gehe ich! Durch den Corſo, über den Venezianiſchen Platz, am Forum, am Grabe Trajans vorüber, dem Coloſſeum zu. Ich ſteige aufwärts, bis zu den Vignen über Neros verſchüttetem goldenem Hauſe empor. Rings um mich iſt es ſtumm und einſam, als befände ich mich in der Wildnis weit draußen vor Roms Toren. Ich erreiche ein hohes häßliches Haus, in das ich trete und in dem ich eine dunkle Treppe hinaufſteige. Türen öffnen ſich. Ich befinde mich in einem großen hellen Zimmer von deutſcher Behaglichkeit und inmitten einer Verſammlung von lieben Landsleuten. Man erwartet mich. Ich ſoll an dieſem Abend ein Drama vorleſen, das vor kurzem erſchienen iſt und die Gemüter leidenſchaftlich erregt.

Aber zuerſt muß ich die Wirtin begrüßen. Man ſieht der kleinen Frauengeſtalt nicht an, daß ſie eine unſerer Erſten, Allererſten iſt, eine Frau, vor deren Seelenhoheit ich mich ehrfürchtig neige; eine Frau, deren „Erinnerungen“ gerade zu jener Zeit wie eine ſchöne Flamme die Herzen erwärmten. Ehre Deinem Andenken, Malvida von Meyſenbug, Du edle Idealiſtin, Du Reine und Starke, Du für alles Hohe und Herrliche, Gute und Große begeiſterte Verkünderin alles Leuchtenden im dunklen Erdenleben! In dem Salon Malvidas von Meyſenbug leſe ich an jenem Abend Ibſens „Nora“; und die „Idealiſtin“ gerät in Ekſtaſe, als die ſich ſelbſtbefreiende Heldin zum Schluſſe Gatten und Kinder verläßt. Aber der feine Levin Schücking ſchüttelt den geiſtreichen Kopf. Er muß es jedoch erleben, daß ſeine Tochter Theo, die lieben muß, wer ſie einmal ſah, gegen ihn iſt; denn ſeine Tochter Theo iſt die Jüngerin der Prophetin von Bayreuth. Unter den Zuhörern befinden ſich Ferdinand Gregorovius und Joſef Kopf, Lindemann-Frommel und Dr. Erhardt, Namen, die Männer nennen, die zu Rom gehören, wie Roms Steine; Männer, die durch ihre Liebe zu Rom, durch ihre Begeiſterung für Rom echtere Römer wurden, als die echteſten Romani di Roma es ſind.

Alle dieſe Wackeren ſind tot — alle! Malvida von Meyſenbug wurde in ihrem heißgeliebten Rom beſtattet. Aber immer iſt mir, als könnte Gregorovius' Aſche ſelbſt in ſeinem teueren Vaterlande keine Ruhe finden. Denn er, der wie kaum ein anderer, würdig war, in Rom zu leben, hätte vor allen anderen verdient, in Rom zu ſterben: in ſeinem Rom! Und dort begraben zu werden, wo die Zypreſſen bei der Ceſtius-Pyramide den in der ewigen Stadt zur ewigen Ruhe Eingegangenen die Totenklage rauſchen, darin die Lerchen der Campagna mit einſtimmen ... Ferdinand Gregorovius hätten ſie die ſchönſten ihrer Lieder geſungen.

⁂ ⁂ ⁂

Mehr und mehr Geſtalten drängen herbei. Es iſt eine Fülle von Geſichten, die allein jener eine römiſche Winter mir bietet. Sie ſind nur in Rom zu erleben.

Ein Bildhauer-Atelier in der Via Margutta! In der berühmten Atelierstraße unter dem Pincio, eine der armseligsten Künstlerwerkstätten, mit feuchten Mauern gegen Roms berühmten Gartenberg lehnend. Es liegt im unteren Geschoß und führt unmittelbar auf einen kleinen Hof hinaus, auf dem in einen antiken Sarkophag der Wasserstrahl eines Brunnens rauschend niederfällt. Auf dem Rande kauern weiße Tauben, die mit rauschendem Flügelschlag auffliegen, als die junge Römerin kommt, um ihren Kupferkrug zu füllen. Neben dem Brunnen steht ein alter Orangenbaum, über und über von Früchten und Blüten leuchtend. Also ist auch hier römische Sonne und römische Schönheit; fließt auch hier der römische Zaubertrank, der die Seele dessen, der ihn schlürft, auf Lebenszeit mit jener Liebe erfüllt, die von Rom nicht wieder lassen kann.

Die Türen des Ateliers stehen offen, und der Künstler ist an seiner Arbeit. Er knetet Ton. Von Marmor ist in der Werkstatt nichts zu sehen. Der Bildhauer ist ein junger Mann, dessen Gesicht man nicht wieder vergißt, hat man ihm einmal gegenüber gestanden. Er ist klein, hager, der ganze Mensch Sehne. Der ganze Mensch Wille! „Ich will ein großer Künstler werden!“ — sagen seine funkelnden Augen, sagen seine starksinnlichen Lippen; sagt jeder Zug in diesem eigentümlich häßlichen, eigentümlich bedeutenden Gesicht. Der ganze Mensch ist jedoch nicht nur Wille, sondern auch Kraft. Es ist mein bester Freund, und ich glaube an ihn! Ich glaube an seinen Willen, seine Kraft, sein Genie, seine Kunst, an sein Von-Gottes-Gnadentum. Und er selbst glaubt an sich. Sein Selbstglaube ist eine Gewalt, die ihn wie ein Hauch vom Himmel herab beseelt. Er kann nur in Ton modellieren — denn Marmor ist teuer; aber der häßliche Stoff wird sich durch seinen Willen in Erz und Marmor verwandeln; und das in eine lange Reihe unvergänglicher Gestalten. In seiner Phantasie leben sie schon jetzt. Wenn ich bei ihm in seinem armseligen Atelier bin, das zugleich seine Wohnung ist, so sehe auch ich sie vor mir stehen; denn er zeigt sie mir. Und er zeigt sie mir, wenn ich mit ihm durch die Campagna wandere, wo diese am einsamsten, am wildesten, am größten

iſt. Wir ſind beide junge Leute, vor denen das Leben liegt, ſo weit, ſo groß wie die römiſche Landſchaft, die das Größte iſt, was die Erde trägt. Von uns beiden hat jedoch nur einer den Glauben, der Wunder vollbringt: eben mein lieber großer Freund. Einſtweilen ſind wir beide arme Tröpfe. Manchen Tag geht es uns herzlich ſchlecht. Das tut uns jedoch nichts. Nein, das tat Dir gar nichts, Stefan Sinding! Weißt Du noch? Als es uns beiden damals recht herzlich ſchlecht ging und Du mir mit leuchtenden Augen ſagteſt: „Norwegens größter Bildhauer will ich werden!“ — damals lächelte ich nicht; denn ich wußte, Du würdeſt werden, was Du werden wollteſt. Und das hat Dein Glaube an Dich ſelbſt vollbracht.

Ich gehe weiter.

Ein anderes Atelier. Es liegt in einem Palaſt an Piazza del Popolo. Diesmal iſt es das Atelier einer Frau, einer Malerin: Jerichau-Baumann, Gattin des däniſchen Bildhauers Jerichau. Jeden Sonntag vormittag feiert ſie bei ſich Atelierfeſt. Es ſind wahre Orgien der Kunſt, wie ſie die Kunſtwelt von heute nicht mehr kennt. Es kommt, wer kommen will. Und es kommen Berühmte und Unberühmte, große Männer und armſelige Dilettanten; es kommen Botſchafter und Kardinäle; es kommt römiſcher Hochadel, darunter Frauen, die würdig wären, eine Krone zu tragen. Und wie dieſe fürſtlichen Römerinnen verſtehen würden, das leuchtende Diadem ſich aufzuſetzen!

In allen lebenden Sprachen wird geplaudert. Es wird nur von Rom geredet; denn in Rom ſpricht der Menſch von nichts anderem. Damals wenigſtens ſprach er nichts anderes. Getrunken und geſchmauſt wird, ſo viel es zu trinken und zu ſchmauſen gibt. Die kleine rundliche Meiſterin, die — eine zweite Angelika Kauffmann — „wie ein Mann“ malt, erklärt ſehr bald lachend: „Es iſt nichts mehr zum Schmauſen und Trinken vorhanden.“

Empörung bricht aus. Aber die Wirtin verſpricht: Nächſtens ſei in Grotta-Ferrata Schweinefeſt. Am darauffolgenden Sonntag ſolle es alsdann hoch bei ihr hergehen.

Und nach dem Cervara-Grottenfeſt ladet ſie die ganze Geſellſchaft zum Artiſchockeneſſen ein: „Carciofi alla Giudea, sapete!“

Und weiter gehe ich ...

Nicht weit von Piazza del Popolo, in einer engen Querſtraße der Ripetta, hat heute die ſchwediſche Schriftſtellerin Marie Colban Empfang. Es iſt noch heller Tag; aber in der Wohnung der alten Dame herrſcht künſtliche tiefe Dunkelheit. Den Salon betretend, kann ich zuerſt nichts erkennen. Einfach nichts! Allmählich ſehe ich einige rubinrote Punkte aufglühen. Es ſind winzig kleine Lampen unter dunkelroten Seidenſchirmen. Ein blaues Flämmlein zuckt auf: der brennende Spiritus unter der Teemaſchine. Weißgekleidete Frauengeſtalten bewegen ſich durch die myſtiſche Dämmerung. Unmöglich die Geſichter zu unterſcheiden: ob jung oder alt, ob ſchön oder häßlich? Die Wirtin muß mir ſagen: „Ich bin Marie Colban.“ Sie muß mich fragen: „Und wer ſind Sie?“ Unter den geſpenſtiſchen Damen befinden ſich einige dunkle Erſcheinungen: die männlichen Gäſte in dieſem ſonderbarſten aller römiſchen Salons.

Ich ſetze mich — irgendwohin, und mache Konverſation — mit irgendwem. Man ſpricht nicht, ſondern man flüſtert. Geiſterhafte Frauenhände reichen mir einen Trunk. Es iſt wirklich ein irdiſches Getränk, mit Kuchen von dem engliſchen Bäcker in Via Babuino. Gäſte kommen, Gäſte gehen. Alles geſchieht lautlos, ſchattenhaft, geheimnisvoll unter beſtändigem Flüſtern. Ich fühle es allmählich wie einen wüſten Traum, einen Alpdruck. Endlich ertrage ich es nicht länger und beginne meine Stimme zu erheben, darauf gefaßt, daß dieſe ganze Geſpenſterwelt bei dem erſten lauten Ton verſchwindet. Aber ſie bleibt beſtehen. Sie hört mir ſogar zu. Ich weiß nicht recht, was ich ſpreche — eben irgend etwas. Plötzlich erhebt ſich mir gegenüber eine der Frauengeſtalten und ruft, ebenfalls mit lauter Stimme, aus:

„Ihren Namen weiß ich nicht; aber Sie müſſen die ‚Scherben‘ geſchrieben haben!“

Dieſe unſeligen Bücher waren gerade damals anonym

bei Schabelitz in Zürich erschienen und hatten viel Aufsehen, viel Ärgernis gemacht. Ich mußte mich daher schuldig bekennen.

Die Frau aber, die in dem Salon von Marie Colban an meiner Art zu reden in mir den Verfasser jener Bücher erkannte, war eine der wundersamsten und zugleich mächtigsten Frauengestalten, die mir jemals begegnet sind: Magdalena Thorsen. Von großer Schönheit — damals sah sie aus wie eine Madonna von Dürer — hatte sie in ihrer Jugend Björnsen geliebt — ihn unglücklich geliebt. Sie war die Frau eines Geistlichen hoch, hoch dort oben im Norden geworden: eines Schären-Pastors. Ein Lebensalter hindurch hatte sie in der fürchterlichen Meereswildnis an der Seite eines ungeliebten Mannes gelebt und war in diesem Leben eine berühmte Schriftstellerin und — die Schwiegermutter Henrick Ibsens geworden. Nach dem seltsamen Erkennen bei Marie Colban wurde sie in Rom meine gute, meine prächtige Freundin, trotzdem ich der Verfasser der „Scherben" war.

Und ich gehe weiter!

Ich habe es ganz nahe — nur bis zur Via Babuino. Ein altes Haus, halb Palast, halb Mietskaserne. In diesem Hause steige ich bis in das dritte Stockwerk hinauf. Ich läute. Ein Kammerdiener in weißem Frack mit weißer Krawatte öffnet. Der alte Herr sieht aus wie ein Fürst, dessen Ahnen mit Romulus und Remus Rom erbauen halfen. Etwas herablassend meint er daher: „Ihre Durchlaucht wird für Sie sicher zu Hause sein! ..." Ich lege ab, nehme meinen Hut und trete ein.

Eine Reihe von Zimmern in der Farbenpracht einer echt römischen möblierten Herrschaftswohnung. Jedes Möbel, jeder Vorhang von einer anderen, möglichst grellen Farbe. Rot und Gelb geschwisterlich vereint, Blau und Violett, Grün und Orange. Tapeten und Plafonds förmlich schreiend. Aber ein Irgendetwas gibt dem Ganzen den Charakter einer ganz besonders stark ausgeprägten Individualität, einer großen Vornehmheit: wie die häßlichen Möbel aufgestellt sind; und inmitten des gewöhnlichen Mietskrams allerlei Gegenstände, die sich hierher

verirrt zu haben ſcheinen. Ich ſehe Kunſtwerke, Abgüſſe von Antiken; einen „Lenbach“, einen „Böcklin“. Und Büſten von Franz Liſzt. Zwei, drei Büſten jenes großen Meiſters, der ein großer Menſch geweſen iſt. Und überall Photographien von ihm. Aus allen Lebensaltern: vom Jüngling bis zum Greis, bis zum — Abbé.

Aber die Fürſtin Karoline Wittgenſtein erwartet mich. —

Ihre Durchlaucht liegt auf einem Diwan. Ihre Durchlaucht liegt beſtändig. Niemals treffe ich ſie ſitzend oder gar gehend. Nur ein einziges Mal ... Das will ich jedoch ſpäter erzählen.

In Decken gehüllt (nicht einmal im Kamin brennt ein Feuer, und es iſt grimmig kalt) empfängt ſie von Mittag bis Abend und von Abend bis Mitternacht. Sie empfängt immer nur einen Einzigen. Selbſt ein Ehepaar kommt getrennt zu ihr. Dabei iſt eine wahre Wallfahrt zu der merkwürdigen Frau. Alle Nationen kommen, alle Religionen, alle Stände: vom gekrönten Haupt bis herab zu dem Künſtler, dem Muſiker, dem Schriftſteller. Nicht doch! Bis hinauf zu dem Künſtler, dem Muſiker. Denn die Fürſtin Karoline Wittgenſtein iſt die Freundin, die Muſe, die Egeria Franz Liſzts.

Sie iſt eine kleine, ziemlich ſtarke Dame mit ſehr hellem Organ, ſehr großer Naſe, ſehr vornehmen Händen. Sie trägt beſtändig eine mächtige Haube, deren breite, bunte Seidenbänder ſpießbürgerlich unter dem Kinn zuſammengeknüpft ſind. Welche Augen, welches Mienenſpiel! Und — welcher Geiſt! Die Fürſtin Karoline Wittgenſtein iſt die geiſtreichſte, die bedeutendſte, die merkwürdigſte Frau in Rom. Sie hat ein einzigartiges impulſives Temperament, dazu Polenblut. Die Frau iſt ein Stück Zeitgeſchichte: von Weimar und der Altenburg bis nach Rom und in die Via Babuino! Ein weiter Weg und welche Stationen auf dieſem Wege. Man erzählt ſich: ſie ſei in Rom ein zweiter Papſt. Ein Papſt mit größerer Macht, als der „Gefangene vom Vatikan“. Übrigens lebt ſie ſelbſt wie eine Gefangene. Nur täglich eine kurze Wagenfahrt. Sie beſucht niemand. Selbſt der Prieſter kommt zu ihr. Zu

ihr kommt die ganze Welt: die Welt Roms mit ihrer Kultur, ihrer Kunſt, ihren Leidenſchaften, ihrem Klatſch, ihren Intrigen. Sie beherrſcht dieſe ganze kleine Welt in der großen. Im Winter und im Sommer lebt ſie in Rom, in dieſem nämlichen apartamento mobiliato. Aus einem überaus mäßigen Speiſehauſe bezieht ſie ihre Mahlzeiten, die ihr von ihrem perfekten Kammerdiener in königlicher Weiſe ſerviert werden. Sie ſoll beſtändig das Fieber haben. Trotz des Fiebers arbeitet ſie jeden Morgen an einem myſtiſchen Werke, davon ſie mir viel erzählt, und das erſt lange nach ihrem Tode publiziert werden ſoll. Dann wird es auf den Index kommen! Denn die Fürſtin Karoline Wittgenſtein will eine neue Religion gründen.

Und ſie ſchreibt jeden Vormittag einen Druckbogen. Sie hat ihre eigenen Setzer, die den Bogen jeden Tag drucken müſſen. Fieberkrank ſchreibt ſie jeden Tag: ſeit Jahren, ſommers und winters. Das Gedruckte wird in einem Keller aufbewahrt. Lachend erzählt ſie mir, daß ihr Manuſkript bereits nach Metern zu meſſen ſei. Sie hat mir Vieles und Bedeutſames erzählt, die alte wunderlich-wunderſame Sibylle. Gegen mich iſt ſie ſehr gnädig. Vielmehr ſehr gütig. Als ich ſie noch nicht kannte, ſchickte ich ihr eines Tages eines meiner Bücher. Es war ein Trauerſpiel und behandelte einen religiöſen Konflikt. Sie antwortete mir voller Zorn: „Was fällt Ihnen ein, mir eine Beleidigung über meine Religion zu ſenden? Aber — kommen Sie nur!“ Und ich kam. Oft kam ich zu ihr. Jenen einen Winter und ſpäter noch viele Male bis zu ihrem Tode.

Und alle dieſe vielen Male empfing ſie mich ſtets allein. Auch ſpäter, als ich verheiratet war: meine Frau um 4 Uhr, mich um 5 Uhr. Niemals traf ich einen anderen bei ihr — ausgenommen Franz Liſzt. Aber dieſer gehörte zu ihr, war wie ſie ſelbſt. Von ihm heute auf dieſen Seiten zu ſprechen, fehlt mir der Raum. Ich war mit ihm zuſammen in der traumhaften Villa d'Eſte, in dem ſpukhaften Schloß zu Eiſenach, weilte mit ihm auf der geliebten Wartburg; und... Aber ich wollte heute ſtumm über ihn bleiben. Die beiden Freunde zuſammen zu ſehen iſt etwas Unvergeßliches: die

Fürſtin ſprühend von Geiſt und Witz, eine wahre Bacchantin des Geiſtes und Witzes; er — nun er eben Franz Liſzt, oft vom feinſten, vom ſchärfſten Sarkasmus.

Ja — dieſe beiden Menſchen gehörten zuſammen, wie Richard Wagner und Coſima von Bülow. Franz Liſzt ſtarb, und bald darauf ſtarb die Fürſtin Karoline von Wittgenſtein. Das mußte ſo ſein. Dieſe Frau konnte den Freund, den Geliebten, nicht lange überleben. Sie konnte nicht!

Einmal alſo ſehe ich ſie nicht auf ihrem ewigen Divan liegen; einmal ſprang ſie plötzlich auf und tanzte mir eine Tarantella vor. Es war wahrhaftig eine Tarantella! Sie wollte mir zeigen, daß ſie auch — tanzen konnte, wenn ſie wollte.

Und richtig! Noch ein zweites Mal ſah ich die Fürſtin außerhalb ihres Diwanbettes. Eines Sommertages kam ich, um mich von ihr zu verabſchieden. Es war mein letzter Tag in Rom, und eine Stunde darauf ſollte mein Zug abgehen. Die Fürſtin ſprach mit mir über Religion. Sie wollte mich überzeugen, daß mein Proteſtantismus nicht die wahre, nicht die einzige Religion ſei. Darüber wurde ſie eifrig, erregt. Sie wurde leidenſchaftlich und konnte kein Ende finden. Aber mein Billett war gelöſt; ich mußte fort. Sie jedoch ſprach und ſprach, wurde immer beredter, immer geiſtreicher, immer leidenſchaftlicher. Ich mußte Abſchied nehmen, ſtand auf, ſagte Lebewohl, wollte gehen.

Es war in dieſem Moment, daß ſie aufſprang, mich feſthielt. Ich rief verzweiflungsvoll: „Durchlaucht, mein Zug geht ab!“ Mein abgehender Zug kümmerte ſie jedoch nicht im geringſten, da es ſich um mein ewiges Seelenheil handelte. Sie fuhr fort zu ſprechen, zu predigen, in mich zu dringen. Sie war in Ekſtaſe, in Verzückung. Niemals habe ich eine Frau ſo ſprechen hören. Was war die Folge davon? Mein Zug ging ohne mich ab; aber — bekehrt hat mich die Fürſtin Karoline Wittgenſtein doch nicht.

Himmelsleiter.

Auf der Himmelsleiter
Da ſtehen ich und Du,
Und klettern immer weiter
Dem Himmel zu.

Schauen wir mit Schweigen
Nur feſt einander an,
Um eine Sproſſe ſteigen
Wir höher dann.

Flüſtern unſre Stimmen
Im Tauſch ein zärtlich Wort,
Dann zwei der Sproſſen klimmen
Wir weiter fort.

Wenn wir uns umſchlingen,
So merk' nur auf, wie ſacht
Im Flug wir überſpringen
Der Sproſſen acht.

Schmiegſt Du eng geſchloſſen
Dich an mein pochend Herz,
Gleich rücken fünfzehn Sproſſen
Wir himmelwärts.

Laß uns drum erproben,
Was erſt ein Kuß vermag!
Da ſind wir plötzlich droben
Mit einem Schlag.

Ludwig Fulda.

Madame Dorette und die Natur.

Novelle von Rudolf Hans Bartsch.

Es bedurfte in der Geschichte der Kultur des Herrn Chevalier von Landry, um zu beweisen, daß man, vom Königshofe Frankreichs an die frische Vogesenluft versetzt, sterben müßte.

Nur das Vorbild seines Oheims, des Kardinals und Erzbischofs von Straßburg, Rohan, hatte ihm vorläufig das Leben gerettet, jedoch nur auf kurze Zeit.

Rohan und der Chevalier waren vom Hofe weg nach dem Elsaß, dem ihrer Meinung nach brutalsten Lande der Welt, verbannt worden, in dem man kaum erst das Französische zu erlernen begann, geschweige denn die Sprache von Versailles. Die berüchtigte Halsbandgeschichte war schuld gewesen. Der Kardinal und der Chevalier hatten beide die entzückend leichtfertige Königin sehr geliebt, und der Chevalier hatte gehofft, bald der Nachfolger des beschränkten Rohan in der Gunst Marie Antoinettes zu werden. Die reizende Geschichte war mit dem ärgerlichsten Skandalprozeß zu Ende gegangen, und weil der Kardinal in Bergzabern das Schloß seiner Väter aus größter Langeweile von neuem aufzubauen begann, folgte der Chevalier seinem Beispiel, den gewaltigen Versuch zu wagen, aus einem Stück Elsaß ein Stück Versailles zu machen.

Es war entsetzlich, zu Beginn der Verbannung!

Die Landry hatten ihren Stammsitz seit drei Generationen nicht gesehen. Großvater Landry, Vater Landry und Landry Sohn hatten, ähnlich den Seligen des Himmelreichs, im Angesicht des Königs Zeit und Ewigkeit vergessen. Louis quatorze, Louis quinze, Louis seize, vor jedem lächelte ein Landry, hinter jedem flüsterte ein Landry. Die Landry waren erbangesessen hinter dem Œil de Bœuf. Alles, was ihnen von ihrem Vogesenbesitz bewußt war, bildeten die hunderttausend Ecus jährlich: Hunderttausend

fröhliche, leichtfertige Taler, die dem Elſaß gänzlich unnötig waren und die darauf brannten, an Karoſſen, Puder, Pferde, Sängerinnen, Samt, Treſſen, Jagdpartien, Feſtſchmäuſe und Trinkgelder verwendet zu werden.

Und nun ſaß er, der erſte Landry ſeit faſt einem Jahrhundert, wieder auf dem Schloſſe. Von der Waſſerſcheide der Vogeſen bis weit ins ebene Land hinein gehörte ein Stück Erde ihm, ſchön, mild, reich und ſtill wie eine Inſel der Seligen. Er aber ſtarb beinahe daran.

Er taufte ſein Schloß um; er nannte es Schloß Patmos, weil Jean Evangeliſte de Landry hier verbannt ſaß. Er, der niemals einen Berg erſtiegen, ächzte dreimal die Woche zum Kamm der Vogeſen empor, ſchaute nach Weſten und wünſchte im Graben der einzigen Straße Frankreichs ſein Leben zu beſchließen, der Straße von Paris nach Verſailles.

Er ſah ſie: ein beſtändiger, leuchtender Krönungszug. Karoſſe an Karoſſe. Die hochfriſierten Damen mußten ſich oft weit vorbeugen, lachend oder vor Schreck aufſchreiend, weil zwei Pferdehäupter hinter ihnen über dem Fond des Wagens nickten. So voll, ſo rauſchend war der Verkehr. — Die ganze Straße war ein Trab, ein Geplauder, ein Lächeln, Winken, Nicken, ſie war Frankreichs Salon, Stelldichein und einziger Ausflug ins Freie zugleich.

Nach einiger Zeit lernte Herr von Landry infolge der vielen Seufzer die Bergluft atmen, und ſie machte ihn etwas ſtärker. Er ſagte mit einem Teil jenes Trotzes, der die Landry vor über hundert Jahren geziert hatte: Schön: Kann ich nicht nach Verſailles kommen, ſo ſoll Verſailles zu mir kommen. Hunderttauſend Taler Rente bedeuten hier mitten in der Naivität dieſer Gegend das Dreifache. Ich will mir meine eigene Hofhaltung ſchaffen.

Nach einem Jahr ſtand Schloß Patmos da, wie aus Zucker und Tragant gebildet. Herr von Landry lud ein, was jemals im Leben einen Strahl von Verſailles erhaſcht hatte, und ein unendlicher Jubel entſtand unter dem franzöſiſchen Pfründenadel zu Straßburg. Ach, wie atmeten dieſe Franzoſen auf! Mit den Elſäſſern war keine Anſpielung und kein Lächeln zu tauſchen. Sie verſtanden kein Parfüm, keinen Schnitt, keine Mode, kein Kompli-

ment und keine Bosheit. Eine reich bezahlte Stelle und ein sorgenloses Amt hatte viel entzückende Leute nach diesem Straßburg gelockt. Voll tanzender Hoffnung waren sie gekommen und sahen hier Menschen mit Rosetten an den Hosen, mit ungepudertem Haar, ja sogar Menschen in Stiefeln, Menschen, die den Hut dazu mißbrauchten, ihn auf den Kopf zu stülpen, statt ihn unter dem Arme zu tragen. Es waren hier Leute, die nicht einmal wußten, den Spazierstock graziös auf den Boden zu setzen, geschweige denn ihre Beine. Alles war aus!

Da eröffnete ihnen dieser schwermütige Halbgott Landry sein neu umgebautes, zuckernes, filigranes und brokatnes Patmos. Ein kleines Versailles, neuester Mode. Ach, die Welt war wieder wohnlich!

Es kamen in Scharen, die es mit Grazie verstanden, unnütz zu sein. Nicht ein Zimmer im Schlosse war unbesetzt, und was von den Bewohnern nicht dem Adel angehörte, war mindestens Blumenstaub aus der feinsten Blüte des geistigen Frankreich. — Dichter, Musiker, Philosophen und zwei Maler waren von Paris verschrieben worden. Das leichte Geistesvolk weilte gern in Patmos. In Paris war große Rivalität und allzuviel Angebot; hier schmückte es Schloß und Park wie Halbgötter auf ehrfurchtsvollen Postamenten.

Nun hatte man schon das zweite Jahr im ältern Versailler Stil Konversation gemacht, hatte musiziert, getanzt, Komödie gespielt, gejagt und geliebt, da fuhr der Schreck in Herrn von Landry, ob man in Paris und Versailles nicht inzwischen längst eine neue Mode hätte?

Es war ein großes Wagnis; er fuhr trotz des königlichen Verbots in einer sehr vollkommenen Verkleidung nach Paris; als ein deutscher Gelehrter, um dort von den Intimsten seines Briefwechsels zu erfahren, wie man inzwischen seine Kleider, seinen Geist, seine Perücke und seine Gefühle trug.

Da ward ihm eine große Überraschung. Schon seit Herr Benjamin Franklin dagewesen war, versuchte man sich ein wenig in Aufrichtigkeit; nun aber war Herr Jean Jacques Rousseau unwiderstehlich in Mode gekommen, und

man ſpielte geradezu Natur! Man verſuchte die Natur genau ſo zu ſehen wie Herr Rouſſeau und entdeckte hiedurch mehr als ein Dutzend ungeahnte, gänzlich neue Gefühle. Ganz Paris und Verſailles war entzückt. Der König ſchob eigenhändig einen Bauernkarren aus dem Dreck, die Königin buk eine Omelette, ja Madame de France ſpielte einmal den guten, aufrichtigen Bauern unter der Dorflinde auf der Geige zum Tanz auf. In allen Salons bewunderten ſie das Gefühlsleben der Kohlenbrenner und Wilddiebe, und der Herzog von Orléans brach in Freudentränen aus, als er in dem Dorfe Saint Léger ein bäuriſches Ehepaar ſtreiten fand und hierbei die erſte Ohrfeige ſah und hörte.

Mit einem köſtlichen Gefühl eilte Chevalier Landry nach dem Elſaß zurück und brachte der reizendſten aller Gaſtgeſellſchaften den unerhörten Vorſatz mit, ſie werde ſich von nun an der Natur gemäß zu verhalten und zu unterhalten haben.

Herren und Damen überboten ſich von da ab in Erfindungen und Entdeckungen, aber vollkommen wurde man erſt, als der Chevalier zur größten Ergötzung der erlauchten Geſellſchaft ein Naturkind eingeladen hatte, das die Feinheiten der übrigen vergangnen Moden noch gar nicht erſt kennen gelernt hatte.

Das war ein deutſcher Jüngling.

Hans Georg von Hirſchbach kam aus dem Thüringer Walde und hatte ſoeben in Straßburg die Philoſophie zu Ende ſtudiert. Er war ein Prachtjunge, aber nur für Deutſchland. Aufmerkſam und nachdenklich, von einer zuſammengehaltenen Reſolutheit, etwas ſchweigſam, etwas einſam, etwas holperig. Er hatte eine warme, tiefe, herzliche Stimme, lachte ſtets nur aus Freude und nie über Bosheiten, ſchlug und balgte ſich ein wenig gern, ſcheute ſehr die Damen, war hellbraun, krausköpfig, ſtämmig und hatte einen feſten Nacken, ſchiefgeneigten Kopf, ſtarke Stirne und ſtarke Kinnbacken. Sein Teint war kräftig wie Roggenbrot, ſein Gang etwas werfend und ſchleuderhaft, wenn er allein die Landſtraße maß, und höchſt befangen und ſtolperbedroht in Geſellſchaft.

Er hatte zu Hauſe nichts getrieben als Vogelfang und

Pirschjagd. In Straßburg war er ein bißchen im Fechten, Schießen und Reiten fortgefahren, hatte das Zechen, das Singen und Radaumachen erlernt, war dann über die Bücher geraten und hatte sich mit seiner ganzen Waldburschenseele dem Shakespeare verschrieben.

Und gerade Hans Georg von Hirschbach geriet in die diskrete, lächelnde, wespenboshafte und bis zum Überschwang liebenswürdige Gesellschaft im Schlosse des Chevaliers von Landry!

Er geriet mit Wissen und Willen seiner Mama hinein, die außerordentlich viel auf die feingeschliffene Kultur von Versailles gab. Hans Georgs Mama war zärtlich, geistvoll, belesen und sprach das delikateste Französisch, alles mitten im Thüringer Wald. Sie wünschte sehr, daß ihr Sohn diese Eigenschaften von ihr geerbt haben möchte, die er an einer bessern Stelle verwerten sollte. Ihr Bittgesuch hatte der alte Freund der Familie, ein Straßburger Gelehrter und Gast Landrys, dem Hausherrn von Schloß Patmos gebracht, und eine Einladung voll Honigseim erfloß nach Straßburg „an den Chevalier Jean de Hirsbac".

In der Fahrpost, in welcher der junge Thüringer nach dem Schlosse fuhr, saß nur noch eine Reisende, nebst unermeßlich vielen Koffern und Schachteln. Diese Dame war so jung, so graziös, so schön und in jeder Bewegung so sicher, daß Hans Georg vor Scheu fast die Beine unter sich auf den Sitz gezogen hätte. Denn es waren Beine, die in Stulpenstiefeln steckten, was ihn zum erstenmal sehr genierte. Wenn man zierlich sein wollte, dann trug man ohne Nachsicht Kniehosen und Seidenstrümpfe.

Er fürchtete sich vor ihrer Bekanntschaft. Er betrachtete sie lange Zeit nur ganz versteckt, gelegentlich aus dem Profil hinüberhuschend. Sie war königlich blaß, hatte eine kapitale Frisur, breiten Hut à la Schäferin, eine wunderbar reine Stirn, und der Mund wie das Profil waren fein und von gefaßtem Schwung. Die Augen hatte sie durch die stolz und nachlässig verschlossenen Lider verdeckt, aber man sah durch diese zarten Lider, daß sie tief und groß und braun waren.

‚Das wird eine respektvolle, traurige Reise werden,' dachte der junge Hirschbach, zog die Füße nach hinten,

legte die Hände gleichmäßig auf die Knie und ſchaute den wundervollen, bläulich violetten Lichtreflex auf dem ungepuderten ſchwarzen Haar der jungen Dame an, der direkt vom Himmel durch das Fenſter auf ſie kam, bei jeder Pappel am Weg aufhüpfte, bei jeder Sonnenbiegung mit Goldbraun tauſchte und langſam unter dem puderfeinen Straßenſtaub erſtickte.

In Molsheim fragte er den Poſtmeiſter, ob er über Schloß Patmos etwas wiſſe.

„Wir nennen es anders," ſagte der Poſtmeiſter mürriſch. Der Herr von Landry war bei Bürger und Bauer gleich unbeliebt. Alles Geld ging nach Paris, die Handhabung der Gerichte war von den ärgſten Mißbräuchen begleitet, und die Bauern wurden von den Pächtern auf das empörendſte ausgeſogen, denn Landry brauchte entſetzlich viel Geld und kümmerte ſich trotz ſeines weichen Herzens ganz und gar nicht darum, woher es kam. Er wußte gar nicht, daß Geld manchmal ſehr ſchwer wog, Lebenskraft und Blut bedeutete. Für ihn war der Louisdor eine Spielmarke.

Die Dame im Fond des Wagens blickte auf. „Ah, Sie wollen nach Patmos?"

„Ja, Madame," ſagte der gute Junge ängſtlich, da er ſoeben für den Poſtmeiſter eine Grobheit fertig hatte und nun nicht wußte, wohin damit.

„Als Gaſt?"

„Ja, Madame."

„Da ſind wir Kameraden."

„Sie auch, Madame?" Und Johann Georg Freiherr von Hirſchbach überſetzte ſich, ſeinen Namen und Titel ins Franzöſiſche und ſtellte ſich vor.

„Ei, Herr Baron. Und Ihr Alter?"

„Vierundzwanzig."

„Nur?" ſagte die ſchöne Dame bedauernd. „Ich bin ſchon zwanzig. Ich habe auch ſchon ſehr viel erlebt, denn ich bin Witwe."

„Ach, gnädigſte Frau," rief der gute Georg in vorwurfsvollem Bedauern.

Sie erzählte kurz und ruhig ein wenig von ihrem Mann,

Rudolf Hans Bartsch,

der sehr alt, sehr elegant und graziös gewesen war. Herr Vicomte de Maintignon. Sie selbst heiße Dorette. Der Vicomte wäre stets leise parfümiert, stets zärtlich, von immer gleich gelassener Heiterkeit gewesen, hätte es nie gezeigt, wenn er krank war, hätte die Fröhlichkeit geliebt und ihr einmal sehr unvermittelt gesagt: „Mein Kind, lebe lang und amüsiere dich!“ Dann hätte er sich nach hinten in seinen Stuhl geneigt und wäre lächelnd gestorben, die letzte Prise Schnupftabak noch in der herabsinkenden Hand, welche von den zierlichsten Manschetten umrahmt war, die man in jenem Jahre trug.

Der junge Hirschbach stieß einen leisen Ruf der Hochachtung vor solcher Kultur aus und meinte, daß er selbst sich wie ein Wilder vorkomme. Die Dame lächelte, und die weitere Fahrt ward sehr angenehm, da der junge Thüringer sehr schnell seine Scheu verlor. Es war das die Schuld ihrer Stimme; früher, beim Betrachten ihrer klar geschwungenen Linien hatte er eine metallkühle, klavierharte Altstimme von ihr erwartet. Aber nein. Ihr Organ war weich, verdeckt und zutraulich; nicht hoch, aber warm.

Als zwei gute Freunde kamen sie in Patmos an und brachten den Kammerdiener des leichtfertigen Grafen in siedend heiße Verlegenheit. Es stand nämlich nur mehr ein Mansardenzimmer frei.

Die beiden unten im Flur hörten die Stimme des sorglosen Landry auf dem Balkon über der Einfahrt, von dem er ihnen schon entgegengewinkt hatte: „Aber dieses Mansardenzimmer hat ohnehin zwei Betten!“

„Gewiß,“ zögerte der Kammerdiener, „jedoch Madame de Maintignon und dieser junge Deutsche . . .“

„Seht doch, sind sie nicht einen Tag lang in derselben Postkutsche gefahren?“ fragte der Graf.

„Allerdings, aber —“

„Vor dem Auge der Natur sind Tag und Nacht gleich. Wir dürfen hier in Patmos der Natur keine Schande machen.“

Von den beiden Leuten unten war eines tief dunkelrot geworden, und das hieß Johann Georg. Er sah nach Dorette hinüber und nach ihrem ruhigen Lächeln.

„Madame!“ flehte er.

Dorette zuckte die Achseln. „Man hat jetzt diese Sitte, natürlich zu sein,“ sagte sie. „Ich, ich fürchte viel zu sehr, mich lächerlich zu machen, und finde überdies nichts Arges an dem Gedanken des Herrn von Landry. Hören Sie doch nur, daß man Kammerdiener sein muß, um noch Einwendungen zu machen.“

In der Tat erklang nochmals die verschüchterte Stimme des Dieners: „Ob aber die Dame einverstanden sein möchte?“

„Daß ihr beschränkten Tölpel auch gleich immer an das Schlimmste denken müßt,“ rief Landry. „Geh hinunter und du wirst sehen, daß sie sich als Leute von Welt gar nicht zieren werden.“

Wirklich machten weder die Dame noch der junge Baron aus Deutschland eine Einwendung. Sie begrüßten bald danach den Grafen, der sich mit der Abendtoilette etwas verspätet hatte, im großen Salon und trafen ein Bürschlein von etwa zwölf Jahren bei ihm, sorgfältig frisiert, gepudert, Hut und Degen auf einem Tisch und ein aufgeschlagenes Buch vor sich. Es war ein außerehelicher Sohn des Kardinals Rohan, den Landry bei sich hatte.

Da Madame de Maintignon an ihrem Reifrock einen Schaden bemerkte, der beim Aussteigen durch Daraufstreten eines Hirschbachschen Stiefels entstanden war, stellte Landry seinen Cousin dem jungen Deutschen zuerst vor.

Das kleine Herrlein machte eine Verbeugung, schlank, biegsam, fein und weltmännisch zum Staunen. „Sie beehren mich zur besten Stunde, mein Herr,“ hub er an, „da ich gerade des Tacitus Germania las und Sie mir also Gelegenheit gewähren, Ihnen meine Bewunderung für Ihre Vorfahren auszusprechen, und Ihren Vorfahren meine größten und entzücktesten Komplimente über einen Erben ihrer Tugenden zu machen, wie Sie es sind, mein Herr!“

Der gute Johann Georg stand wie vor einem Mirakel. Wenn ein zwölfjähriger Knabe also mit ihm begann, wie würde er den Erwachsenen antworten müssen? Dorette war es, die ihn durch eine rasche Zwischenfrage des Stammelns und Suchens überhob.

Sie kam herbei und ſagte freundlich: „Wie glücklich ſind Sie, mein Herr, die Gedanken der alten Klaſſiker Ihr eigen nennen zu können. Darf ich fragen, welche von jenen bewundernswerten Dichtern ſich ſchon Ihr Herz zu gewinnen verſtanden?“

„Seit Sie vor mir ſtehen, Madame,“ ſagte der Knabe mit einer reizend geſpielten Verlegenheit und einem zärtlich ſchüchternen Blick, „weiß ich mich an keinen mehr zu entſinnen; es — es müßte denn Anakreon ſein.“

Johann Georg machte, daß er davon kam. Er hatte eine Heidenangſt vor den Überirdiſchen dieſes Schloſſes bekommen, die er noch kennen lernen würde.

Aber nein; es wurde reizend.

Johann Georg ward noch am ſelben Abend von den Damen umdrängt wie ein reifes Obſtbäumlein, und ſie hätten ihm ſehr heiß gemacht, wenn nicht die großen Reifröcke gebieteriſch einen weiten Kreis bedingten, ſo oft nur vier oder fünf der reizenden Geſchöpfe ſich um ihn gruppieren wollten.

Herr von Landry hatte ihn als Meiſter in der Natur vorgeſtellt, und Johann Georg war überglücklich, den entzückten Schönen von den Köhlern des Thüringer Waldes, vom Hörſelberg und vom Vogelfang mit Sprenkel und Dohne erzählen zu können. Alles war vor ſolchen Neuigkeiten außer ſich: Johann Georg kam aus einer gänzlich andern Welt.

An dieſem Abend ſtanden herrlich getürmte Wolken fern über den Auen des Rheins, und die verliebte Abſchiedsglut des Untergangshimmels jenſeits vom Wasgau warf ihnen Roſen über Roſen hinüber. Formvoll und maſſig ſtanden ſie, ein Gekröſe von Blaßblau, Veilchenhauch, Pfirſichblüte und zartem Fraiſe.

„Dort oben iſt Traumburg und Schloß Glück. Dort wohnen die Seelen aller Gefangenen, und um die Taubenſchläge dieſer Luftſchlöſſer fliegen als Vögel die Seufzer der Liebe, des Heimwehs und der Freiheit.“ Hans Georg hatte es leiſe zu Demoiſelle Eliante geſagt und dabei ſehnſuchtsvoll nach Madame Maintignon geblickt, die heute nacht mit ihm das Zimmer teilen würde. Aber die leb-

hafte Eliante ſchlug einen ſilbernen Jubel auf, rief das ganze Schloß herbei und erzählte ihnen Wort für Wort die wunderbaren Sätze des wilden, ſchwermütigen Waldjungen, der ſich für einſame Stunden ſolchen Stil als eine Miſchung von Shakeſpeare und Oſſian angewöhnt hatte.

Die ſchöne Heloiſe brach in Tränen aus, die ſtolze Amante mit der ſtählernen Stimme rief „herrlich“, die zärtliche Céleſte warf ihm einen ſüßen, ſchmachtenden Blick zu, und Glycère, die leiſe Zweideutige, flüſterte: „Ich geſtatte Ihnen, Herr Baron, für dieſes entzückende Gedicht noch kühnere Träume, als dort oben in den Wolken möglich ſind.“

Frau Dorette neigte ganz reizend den hochfriſierten Kopf, der jetzt blühweiß vor Puder wallte, und ſah ihn links an und ſah ihn rechts an. Dem armen Jungen ſchwoll das Herz im Leib zu unerträglicher Größe an.

Nach Mitternacht dann führte er ſeine Dame mit zitternden Knien und würgender Kehle in ihr Gemach.

Dort ſah es inzwiſchen ſeltſam aus. Mitten durch das Zimmer war eine ſtarke Kordel über Mannshöhe geſpannt und daran hingen Reifröcke: fünf Reifröcke, einer hart an der andern. Sie bildeten eine Mauer von ſechs Fuß Dicke und waren undurchdringlich für jeden Blick. Madame Dorette ſchlüpfte dahinter und ſagte dann: „Adieu, mein Freund. Erzählen Sie mir, bis ich eingeſchlafen bin, hübſche Geſchichten, und ſodann gute Nacht.“

Der arme Georg ſetzte ſich auf ſein Bett, zog die Strümpfe herab und begann von Tannhäuſer zu berichten, der im Venusberge mehr ſchöne Dinge erlebte, als ihm angenehm war. Er hörte hinter der Krinolinenwand ein leiſes Schlürfen, ein Kniſtern von Seide, ein Raſcheln von Wäſche und das Knicken eines Bettes. Als er eben Beziehungen zwiſchen dem glücklichen Sänger und ſeiner eignen, unfruchtbaren Lage beginnen wollte, hörte er den leiſen, ſchnellen Atem der ſchönen Dorette. Sie war eingeſchlafen.

Er zerwarf und zerwühlte noch lange Zeit ſein Lager. Endlich ſtrafte er ſeinen bangen Durſt, verehrte Dorettens Reinheit, verhielt ſich ſtill, dachte, ‚ſie iſt ein Engel; ich will ihrer würdig ſein‘, und ſchlief ein.

Am anderen Tage verzog er sich leise und schnell aus dem Zimmer, um Dorette bei den heiligen, langen Stunden der Toilette nicht zu stören. Im Garten weilte noch keine Seele, denn sie standen im Schlosse vor elf Uhr nicht auf. Da setzte er sich auf die wölbige Rasenbank vor dem Bassin bei der arkadischen Tempelruine und horchte dem Rieseln des Wasserfädchens zu, das aus der moosgrünen Urne eines verliebten Götterpaares lief. Da seine Nachtruhe kurz gewesen war, schlief er wieder ein und wurde erst von dem verwunderten Gelächter eines ganzen Taubenflugs junger Damen und Herren geweckt, die eine halbe Stunde vor Mittag den schattigen Weg daherkamen.

„Reizend," sagte Landry. „Er hat recht, auch wir halten von heute ab nach dem Frühstück eine Siesta im Grünen."

Georg war sehr froh, daß sie ihn überrascht hatten. Wie, wenn er etwa gar mit Dorette am Arm vor die Gesellschaft hätte hintreten müssen? Nun hielten sie doch alle Dorette für seine Geliebte!

Aber kein Mensch schien sich viel um das kleine Ereignis zu kümmern; kaum daß ihn die zweideutige Glycère mit einem leisen Blitzlein unter den Augen prüfte. Der Deutsche erkannte bald, daß es überhaupt nur Pärchen gab auf Schloß Patmos. Diese behandelten sich zart und fein wie höfliche Fremde und nannten sich mit solch milder Ruhe „Sie" und „Freund" und „Freundin", daß nur eine starke Neugierde vermocht hätte, hier mehr als bloße Kameradschaft zu erkennen. Aber es schien niemand neugierig; vielleicht, weil man genau wußte: ‚alles ist, wie ich bin'.

Nur dieser Deutsche ahnte nicht, was die Mode über Menschen vermag. Das Kind Shakespeares glaubte wahrlich selbst hier noch an originale Charaktere und an Individualitäten!

Der heitere Landry nahm ihn ein wenig beiseite und ließ Glycère, seine Freundin, mit der schönen Dorette in den Park ausschwärmen. „Heute nachmittag ist ländliches Fest," sagte er zu seinem Gast. „Besitzen Sie irgendein bukolisches Kostüm? Bauer, Schäfer oder ähnliches?"

„Ich habe meine deutſche Jägertracht," geſtand der junge Baron zögernd.

Landry lachte. „Wo denken Sie hin, mein Freund? Roter Galarock, das geht doch nicht!"

„Ach, da iſt nichts vom Frack und Parforcepeitſche dran," erklärte ihm Georg. „Sehen Sie, teurer Chevalier, die franzöſiſche Jagd, das iſt die Jagd der Geſelligkeit. Die deutſche Pirſch, das iſt die Jagd des einſamen Träumers. Wir ſind gekleidet wie das ſchattenleiſe, graue Wild, wie der tauſendjährige Baumgreis, wie der uralte Fels. Wir fühlen uns am geſelligſten, wenn wir allein ſind; denn dann ſind wir den ſtillen Geſchwiſtern nahe; dem Buſch und dem Stein, dem kleinen Waldestümpel, dieſem dunklen Auge der träumenden Berghöhe, um das die ſcheuen, nächtigen Wildfährten geſchrieben ſind, die wir leſen als die Schrift der Natur. Wir wiſſen alles, von der leiſen, huſchenden Dämmerungsvogelliebe in den Nächten Oculi und Lätare, bis zu den verſchwiegenen Winternächten des Fuchſes, von der Erregung des Rehs bis zu dem wilden Aufſchrei des eiferſüchtigen Hirſches. Wir hegen und pflegen dieſe Liebe und töten nur zögernd, als Vollmächtige des großen Zeugers und Zerſtörers allen Lebens. Bis in die Seele des Wildes ſchleichen wir, in ſein geheimſtes Weben. So ſind wir einſam und dennoch reich geſellt."

„Ach," rief der eifrige Landry, „das iſt köſtlich, das müſſen Sie uns lehren. Bitte, zeigen Sie mir doch jenes waldfarbene Koſtüm!"

Der junge Hirſchbach nahm ſeinen Wirt mit ſich, und während Landry ſchwermütig in den Anblick des Walles von aufgehängten Reifröcken verſank, hinter dem ſein junger Freund ſo glücklich ſein mußte, packte der junge Deutſche ſein graugrünes Jägerkleid aus.

„Wenn Sie geſtatteten, daß ich mich darin ſähe?" bat Landry.

Lachend half ihm Georg beim Anlegen jener Stücke.

Landry war ein ſchöner Kerl, und das ſchlichte Grau und Grün mit dem Federgeſteck ſaß ihm keck und fein zugleich. Es ließ ihn friſcher und dennoch nachdenklicher erſcheinen, und mit unverhohlener Liebe beſah ſich der

Chevalier in seiner Verkleidung vor dem Spiegel. Dann ging er in den Park, um von seinen Gästen lauten Jubel zu ernten. Er verkündete die entzückende Neuheit der deutschen Jagd. „Denken Sie sich, meine Freundinnen, es gibt da eine Methode, die heißt ‚der Anstand'. Diese werden wir üben in den Vogesen. Jeder von den Messieurs nimmt sich die Dame, der es gefällig sein wird, und übt mit ihr in den stillen Hainen den Anstand. Sie sehen," wandte er sich zu dem entsetzten Hirschbach, „welche Reize wir Ihren Jagdmethoden abzugewinnen verstehen."

„Aber so wird die Methode ganz erfolglos sein, ohne jede Beute," rief Georg.

„Meinen Sie," lächelte Landry.

Der arme Junge errötete. „Ich meinte, vom Wilde werden wir nichts sehen, noch hören," verbesserte er sich.

„Ach, das ist doch Sache der gemeinen Jägerei," tröstete der Schloßherr.

⁂ ⁂ ⁂

So wurde entzückend viel Natur getrieben in den Waldhöhen über Schloß Patmos. Landry selbst war unerschöpflich in neuen Entdeckungen und sorgte eifrig, daß man dem lieblichen, schuldlosen Urzustande, wie er sagte, möglichst nahe kam.

„Die Urnatur ist weder lieblich, noch schuldlos," seufzte Georg bei solch einem Geplauder ernst; aber da kam er schön an. Herren und Damen bewiesen ihm an der Hand Rousseaus, daß die Kinderjahre der Menschheit in rührendster Eintracht und Reinheit hingeflossen seien. „Sehen Sie doch unsere guten, demütigen, redlichen und einfachen Bauern an," riefen sie ihm zu. „Wie sind sie glücklich, wie naiv, zufrieden, fromm und dankbar!"

„Und wer wagt es, Ihnen das zu sagen?" staunte der Deutsche, der einzige von der ganzen Versammlung, der die Bauern heimgesucht, beobachtet und ehrlich mit ihnen gesprochen hatte.

„Aber mein Gott, sie selber," hieß es.

Zum erstenmal fühlte sich der Deutsche nicht mehr klein und bedeutungslos vor dieser leuchtenden Gesellschaft. Er schwieg und dachte sich sein Teil.

Den Nachmittag verbrachte er mit Madame Dorette allein im Walde. Sie verzagte vor jeder Wurzel und fürchtete jedes Bächlein. Er mußte sie heben, stützen, tragen, und nur sehr langsam erlernten die kleinen Füßlein auf ihren hohen Absätzen im weichen Grunde das Gehen.

Sie hatte Angst; sie schalt, daß diese Natur ungefällig, unverständlich, rauh, verschlossen und dornig sei wie ein Deutscher. Nur wenn er sagte: „Aber Madame, sie ist jetzt modern," dann seufzte sie, nahm sich glatt zusammen und sagte wieder aufgerichtet: „Es ist wahr, Sie haben recht, lieber Baron."

Als sie müde war, nahm er behutsam ihr Köpflein in seinen Schoß und ließ sie da schlummern. Ach, er liebte sie schon ein wenig. Aber seine scheue Art wagte keine Kühnheit.

Beim Schlafengehen war es wie gestern. Er berichtete von den Tieren des Waldes und brachte sie mit der köstlichen Fabel von Reineke Fuchs dreimal, viermal zum Lachen. Aber als er erzählte, wie Reineke die Wölfin im Eise festfrieren ließ und an der Wehrlosen seine Liebe austobte, da tat sie empört, obwohl sie hinter ihren Reifröcken vor Lachen fast erstickte.

„So etwas konnte auch nur ein Deutscher erfinden," rief die drollig zornige Stimme aus ihrem Versteck.

„Dorette," bat Georg.

„Ach, gehen Sie mir."

„Dorette!" flehte Georg.

Sie schwieg.

„Schönste Dorette!"

„Gut Nacht," sagte sie kurz. Bald darauf schlief sie, und der aufgewühlte Junge atmete sich vor Verlangen nahezu die Brust in Stücke.

Allen bekam die neue Mode der Natur in den nächsten Tagen sehr gut, nur der Deutsche wurde blaß und übernächtig.

Landry glaubte ihn warnen zu müssen, sich mit Maß an der Güte der Natur zu freuen, und Georg hätte beinahe vor Schmerz aufgeschrien. Jedoch schwieg er und überlegte: Was hat nur diese Dorette? Sie wußte, daß alle Welt sie für seine Geliebte hielt — und wurde es nicht.

Er machte sie darauf aufmerksam, was man von ihnen beiden dächte.

„Ach, ja," lächelte sie, „aber man findet es äußerst nett, und ich hatte nie etwas dagegen, für nett gehalten zu werden."

„Man, man, man!" rief er verzweifelt. „Das ist ein Wort, das ich nur in Frankreich hörte und das mich tötet! Ich habe noch nie von einen so unheimlichen Tyrannen und Dämon aller Welt gehört, wie Ihr Begriff ‚man' es ist."

„Man schreit eine Dame auch nicht so an," sagte Dorette ruhig. „Sie sind gar nicht mehr nett, mein Freund. Man erträgt alles mit heiterer Gelassenheit; auch die Liebe. Man verbirgt es, wenn man erregt ist und schließlich tröstet man sich anderswo."

„Der erste gute Gedanke, den dieses ‚man' hat," fuhr Georg wild heraus.

Und er begann der schwärmerischen, kleinen Heloise den Hof zu machen. Aber wie ein Schatten glitt deren bisheriger Freund, der kleine Vicomte Bareilles, zu der schönen Dorette hinüber. Er dachte, Georg wolle tauschen und war hierüber sehr zufrieden.

Nun hatte der arme Junge es obendrein mit der Eifersucht zu tun.

Inzwischen lief die ganze Gesellschaft fröhlich weiter auf den Fährten der Natur. Landry vergötterte seinen naiven Gast, dessen seltsames Wesen er für feinste Berechnung und künstliche Mode hielt.

„Ich bin so glücklich," gestand er ihm. „Sie reißen mich bis zu den originellsten Entdeckungen und Erfindungen hin. Wir schmausen und tafeln im Grünen, wir tanzen im Mondschein wie die Elfen ihres maître Chèquespire, wir leben gesellig wie die wilden Kaninchen. Weiter kann man doch die Natur nicht treiben?"

Zum ersten Male seit langen Tagen lachte Georg aus vollem Herzen über die Bemühungen seines Wirtes, der Natur näher zu kommen.

Und Landry lachte eitel, silbern und glücklich mit ihm.

Dann aber kamen trotz des Juli lange Regentage über Schloß Patmos, und mit der Natur war es aus für alle,

außer für den einsamen Deutschen. Der stieg hinauf in die eintönig rauschenden Bergwälder und schaute nach versiegtem Regen mit einer Seele voll Brudergrüßen über die stille Landschaft, über Waldberge hinter Waldbergen, aus deren Falten sich der geisterstille Wolkenrauch erhob und langsam über die Fichtenhöhen hinstreifend rückkehrte zu den ziehenden, grauen und weißen Geschwistern der Luft.

Da fragte er auch wohl bei den Bauern umher und fand nichts vom „bon villageois", von dem die lächelnden Damen schwärmten. Finsterer Groll, abwartende Tücke, verhaltene Drohung, das war die Stimmung gegen die Gesellschaft im Schloß Patmos. Dieselbe schlichte, fast bürgerliche Kleidung, die dort unten Madame Dorette über ihn die reizenden Achseln zucken machte, führte ihn hier näher an das Geheimnis der Volksseele.

Furchtbares brütete da.

Er warnte oft seinen Gastherrn, warnte Dorette und die andern, aber man schalt ihn: „Sie Geisterseher, Sie Mondbewohner, wollen Sie nicht schweigen und mit aller Welt vergnügt sein, wie es sich schickt?"

Da schwieg er, aber er ließ sich Zeitungen kommen. In dieser ganzen Gegend von Straßburg bis Metz, bis Toul, Verdun und Nancy umher gab es kein Dutzend Zeitungen. Wozu auch?

Wie hätte es Zeitungen geben sollen, wenn keine Ereignisse da waren, sie zu füllen! Man amüsierte sich allerorten auf gleiche Weise; das wußte jedermann ohnedas. Zwar war die Nationalversammlung schon einberufen, und der Volkszorn begann dumpf aufzugrollen. Aber solange die Revolution nur theoretisch blieb, wurden die Journale sehr langweilig gefunden. Man wußte ohnehin besser über Menschenrechte zu plaudern als darüber geschrieben werden konnte.

Erst die abgeschlagenen Köpfe machten Zeitungen notwendig.

Und während der junge Hirschbach in tiefer Bewegung von der Erstürmung der Bastille las, zupften die Damen in der Langeweile der grauen Regentage Goldscharpie. Es war das ein beliebter Zeitvertreib und zugleich eine an-

genehme Gelegenheit für junge Mädchen, sich ein kleines Nadelgeld zu schaffen. Jeder Herr hatte die Pflicht, alle Goldtressen von veralteten Garderobestücken letzter und vorletzter Mode an die Freundin abzuliefern, und den ganzen Tag über zerrten die kleinen Händchen an den feinen Golddrähten und häuften ganze Hügel von der edlen, graulich gekräuselten Metallwolle, aus der die hellgebliebenen Fädchen blitzten, wie feine Kinderhaare.

Georgs Erzählung von der Erstürmung der Bastille erregte nur lebhafte Genugtuung.

„Ach Gott," sagte Dorette, „nun endlich können diese Ärmsten auch etwas modern werden und den Wald und das Land genießen."

Die schöne Heloise schluchzte vor Rührung, und die Herren applaudierten vor Freude über die vielen erlösten Opfer der Tyrannei.

Als ihnen dann Georg von den Aufständen der Bauern, von erstürmten Schlössern, von Adelsmorden und rauchenden Feudaltrümmern erzählte, meinten sie allesamt: „Gott, müssen die es arg getrieben haben, daß sie den gutmütigen Landmann so schwer zu reizen vermochten!"

„Und Sie, Chevalier," fragte Georg den guten Landry, „fürchten Sie denn nichts?"

„Mein Gott, ich tat doch niemandem etwas," lächelte der glänzende Seigneur beruhigt, „und überdies muß man mit den Tugenden der Menschen rechnen."

Als zu Paris die Menschenrechte verkündigt waren, gab man den Bauern der Gegend ein prachtvolles Fest mit Feuerwerk und warf nach dem Gelage Konfekt, Obst und Geld zum Fenster hinaus unter das Volk.

Georg war nicht beim Bankett. Er beobachtete das Bauernzeug, das sich um den Abfall der übermütigen Tafel balgte.

„So gut haben die's da oben," murrte der eine.

Und ein andrer summte: „Wir werden das alles bald besitzen. Das Schloß ist nicht so fest wie die Bastille."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Diese ganzen drei Wochen mußte der ärmste junge Baron in einem Zimmer mit der blassen Dorette schlafen.

Seine Hoffnung und seine Verzweiflung stiegen und fielen in regelmäßigen Gezeiten; nur seine Liebe wuchs beständig.

Dorette hatte gar wohl bemerkt, daß die zärtliche Heloise in süß schmachtender Neigung zu dem hübschen Deutschen entglommen sei, und bangte ein wenig um ihren braven Schlafkameraden, so hoch sie auch sonst auf ihn herabsah, als auf das Kind einer minderwertigen Rasse. Nur Georg merkte nichts. An einem milden, dampfenden Abende stand er mit Dorette und Heloise an einem Fenster und hörte, wie auf den Dächern der Ställe ein Kater inbrünstig um Liebe sang.

Das Mädchen, der Georg sehr gut gefiel, brach in Tränen aus.

„Was ist Ihnen nur, liebste Heloise?“ fragte der arme Hirschbach bestürzt.

„Ach die Natur, diese Natur! Sie ist zu erschütternd,“ schluzte Heloise.

„Ja, die Natur,“ seufzte der junge Deutsche und sah mit dem sanftesten Vorwurf die feine, kühle Dorette an. Der Kater sang weiter, und Dorette lächelte.

Am Abend dann, als sie wieder hinter ihrer Festung von Reifröcken zu Bette gegangen war, bat er innigst, sie in allen Ehren besuchen zu dürfen.

„Da Sie mir das Wort eines Edelmanns verpfänden, nun denn, kommen Sie, mein Freund.“

Dorette in ihren Kissen, den Arm auf dem Herzen, im milden Rot der Ampel war schöner als je, und schluchzend fiel der arme Junge vor ihrem Lager auf die Knie.

„Ach, Madame, ich liebe Sie derart, daß es mich verbrennt und auffrißt; und Sie, Sie machen sich gar nichts aus mir. Sie sehen mich wie einen Knaben an und darum, ja nur darum lassen Sie mich auch hier sein. Was ist es, das Sie so kühl gegen mich sein läßt!?“

„Sie sind so unmodern, wenn Sie erlauben, daß ich eine so schwere Sache ausspreche,“ seufzte Dorette und sah die Amoretten und Schäfer auf dem Plafond an, die sich geradezu frei benahmen.

„Aber Landry ruft mich doch als neueste Mode aus.“

„Ja, das ist im Wald und auf der Flur. Aber im

Salon, mein Lieber! Dieſe drei Wochen Regen taten Ihnen ſehr viel Schaden. Ich hätte Sie faſt ein wenig lieb gewonnen, weil es wirklich ſchien, als ſeien Sie der Neueſte des neuen Tages. Aber, mein Freund, Sie tragen eine Kleidung wie ein tüchtiger Kaufmannsſohn, — die Locken ſind nur loſe gewickelt, das Haar zu ſchwach gepudert, und Sie erfinden eine Sprache, als ob die Académie française ſich ſeit 1750 umſonſt bemüht hätte; — eine Sprache voll altertümlicher Kraftworte, wie ein Musketier Ludwigs des Dreizehnten. Mein Freund, das tut man nicht. Sie kompromittieren geradezu mich."

„Soll ich Sie denn wirklich jenem Vicomte Bareilles überlaſſen und mein Glück bei Heloiſe verſuchen?" verzweifelte Hirſchbach.

Dorette ſtützte ſich plötzlich auf den ſchönen Arm und ſah ihn tief und reizvoll an. „Wenn Sie es vermögen?" ſagte ſie mit dunklem, warmen Ton.

Nun warf der Ärmſte alle Faſſung von ſich, drückte den heißen Kopf, der voll tobender Gedanken war, gegen die Decke ſeiner Freundin und begann haltlos und erbärmlich zu weinen.

Sein Schluchzen und ſein Zucken durchrieſelten Madame als ein ungeheures Kompliment. Sie hatte einen Hauch, eine Ahnung von Zärtlichkeit für dieſen Jungen, und ſein Schmerz tat ihr unendlich wohl.

„Ah," ſagte ſie. „Hier dürfen Sie weinen. Hier dürfen Sie es, da niemand Ihnen eine Faſſungsloſigkeit zu verzeihen hat."

Und die feinnervige Frau fing mit allen Poren den ſüßen Schmerz ihres jungen Freundes auf und trank ihn, endlos geöffnet, in dürſtender Schweigſamkeit. Sie zitterte leiſe vor rieſelndem Wohlſein, und es war ein narkotiſcher Zauber, köſtlich wie kein zweiter. Nie hatte ihr Liebe ſo gut getan, und ſie ließ den Glühenden und Fiebernden über ſich weinen, bis leiſe Lähmung über beide kam.

Halb in Zorn, halb in Hoffnung richtete ſich Georg auf, als ſie ganz ſtill blieb. Schlief ſie oder verſtellte ſie ſich? O, wenn ſie ſich verſtellte, dann war es ein Glück ohnegleichen. Angſtvoll betrachtete er ihre durchſcheinen-

den Lider und die wundervollen Wimpern. Zuckte sie nur einmal, so war sie wach.

Aber nein; Madame Dorette schlief. Süß und vertrauensvoll.

Da bettete er sich zu ihren Füßen wie ein Hund.

Am nächsten Morgen erlaubte sie ihm einen leisen, flüchtigen Kuß, und das war alles. Auch durfte er nie mehr zu ihr kommen. Er hatte sie das Gruseln gelehrt.

Nach dieser Lektion bemühte er sich, einen vollendeten Kavalier aus sich zu machen. Als nach einigen Tagen die liebe Sonne wieder so innig aus blauem Himmel lachte, als wäre sie froh, nun endlich wieder das wunderliche grüne Erdensternlein zu küssen, da erschien der Herr Baron Johann Georg von Hirschbach in gänzlich neuer Verfassung auf dem Blumenparterre vor dem Schlosse. Er war angetan wie des Königs feinster Hofmann und strahlte vor Seide schöner als ein Nußhäher im Brautkleid. Gottes allerblaueste Seidenstrümpfe, die himmelfarbigsten Culots und die gelbbrokatenste Weste der ganzen Schöpfung umschlossen ihn; er war frisiert wie ein Dauphin, und sein Frack warf nach allen Seiten die stolzen Lichter verschwendungsjubelreicher Goldtressen.

Alle Damen brachen in ein entzücktes „Ah!“ aus, und Dorette blieb lächelnd stehen und sah ihn an wie eine neue, allergnädigst begrüßte Bekanntschaft.

Die kleine Heloise wäre beinahe abermals in Tränen ausgebrochen. Zur Unzeit aber geriet Eliante, es war die mit dem perlenden Lachen, auf eine reizende Idee. Kein Mensch wußte, woher sie so schnell ihren Arbeitsbeutel hatte, aber sie wischte eilig mit ihrer Schere hervor und trennte dem Herrn Baron die schönste Tresse vom Rocksaum.

„Goldscharpie, Goldscharpie! Wie reizend!“ riefen alle jungen Damen durcheinander und stürzten sich auf Hans Georg. Ihre Reifröcke bogen sich aneinander und knickten, aber jede wollte die erste sein. Wie ein Gnadentum ward er am Kragen, an den Schultern, Schößen und Taschenklappen erfaßt und begeistert hin- und hergezerrt. Die kleinen Scheren knippten behende, und in einem Hui war der Herr von Hirschbach tressenlos. Wie ein Flug Vöglein

um einen Bussard waren sie herangezwitschert gekommen und wieder verflattert, — und kahl und gerupft stand der gute Deutsche da.

Dorette hatte die Arme sinken lassen, als die reizenden Freundinnen sich ihres Kameraden bemächtigten und hatte untätig und lächelnd zugesehen. Nun bekam sie den ersten, verlegenen Blick des Beraubten, der über die Gnade der jungen Damen sehr glücklich schien. Lang schaute sie zu ihm hinüber mit willenlos gesenkten Armen.

Dann sagte sie nach tiefem und langsamem Atemzug: „Es ist Ihr Schicksal, mein Herr Baron, schlicht zu bleiben, in alle Ewigkeit."

Und wahrlich, der Baron von Hirschbach blieb fortan schlicht und gut. Er verehrte die klare Dorette, die vor aller Augen als seine Geliebte galt, fortab so keusch und gefaßt und demütig, wie es kaum ein deutscher Herr in den blumenreinen Tagen des Herrn Walter Vogelweide vermocht hätte. Er bewachte ihren leichten, leisen Atemzug, wenn sie schlief, und war in entlegenster Waldeinsamkeit wie ein goldenes, zutrauliches Kind mit ihr.

Keine Bitte sagte er mehr und träumte auch keine. Sie war ihm durch ihre verständigen Worte tief heilig geworden: „Es ist Ihr Schicksal, schlicht zu bleiben."

Die ganze Gesellschaft amüsierte sich also köstlich an ihrem Naturburschen. Er aber, nachdem es ihm mißglückt war, einem hochbegnadeten Adel die Augen für den trotzigen Blick der Bauern und die Ohren für das unterirdische Volksgrollen zu öffnen, versuchte ihnen die Schönheit der ewig jungen Wiese und des ernsten, greisen Waldes, des seelenvoll bewegten Wassers und der ambrosischen Wolken zu erschließen.

Aber es verstanden ihn von allen fast nur Heloise und Dorette. Heloise brach zumeist in Tränen aus, und Dorette schwieg lächelnd, aber ihre kleine Seele wuchs und wurde sehr ernst und sehr nachdenklich.

⁂ ⁂ ⁂

Dann, an einem Herbsttage bekam der Chevalier Landry einen sehr unerwarteten Brief.

Dieser Brief war von seiner Gattin in Paris ver-

faßt, die dort, zum eignen Amüſement und dem ihrer Freunde, zurückgeblieben war. Herr von Landry hatte dieſe, ſeiner würdige Gattin ſeit der Halsbandgeſchichte der Königin, ſeit über drei Jahren alſo, nicht geſehen!

Madame Landry ſchrieb, ſie fürchte ſehr, ihrem Herrn Gemahl ein Geſtändnis zuflüſtern zu müſſen. Was Herr von Landry darüber denke?

Herr von Landry ſagte ſich: ‚Ei, wenn das Geſtändnis nur flüſtert und noch nicht ſelber ſchreit, dann iſt alles gut‘, ſchmunzelte über die Unvorſichtigkeit ſeiner Frau Gemahlin, ſetzte ſich mit graziöſer Unbefangenheit an den Tiſch und ſchrieb, ein Paladin der Galanterie bis in die Fingerſpitzen, folgenden Brief:

„Meine Teure! Ich freue mich unendlich, von Ihnen zu vernehmen, daß die gütige Vorſehung endlich unſern Bund geſegnet hat! Ich werde mir die Ehre nehmen, Ihnen, Madame, noch in dieſen Tagen meine Aufwartung zu machen in der Überzeugung, daß Sie die Güte gehabt haben werden, mich zu ſolch richtiger Zeit von der mir widerfahrenen Freude zu benachrichtigen, daß der künftige Erbe des Namens Landry das Wappen dieſer Familie an ſeinem Coupé wird führen dürfen, ohne ein Lächeln zu erregen.

Beten wir zur Mutter Natur, Madame, daß es ein Sohn ſei.

Tauſend entzückte Grüße meinerſeits. Bis dahin Ihr

ergebenſter Diener

Jean Ch. de Landry.“

Und der Chevalier rüſtete ſich von neuem zur Abreiſe nach Paris, indem er ſich bei ſeinen Gäſten entſchuldigte, die neue Mode der Menſchenrechte dort zu ſtudieren. Er verſprach, ſie mitzubringen. Er bat ſeine Gäſte, ſich bis dahin gut zu unterhalten, und empfahl Glycère inzwiſchen der Zärtlichkeit ſeines jungen Freundes „’ans iouergue“, wie ſämtliche Damen den Thüringer nannten, da ſie den Namen Hirſchbach nicht ausſprechen konnten.

⁂ ⁂ ⁂

Herr von Landry kam nicht mehr zurück. Man hatte ihn in Paris erkannt, als einen der Mitwiſſer der Hals-

Kirke. Skulptur von Ernst Herter.

Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz-Berlin.

bandgeschichte in der Wohnung seiner Frau eingefangen, und köpfte ihn der König nicht, so köpften ihn die Jakobiner.

Er aber lächelte.

Es hieß, die Liebe zu seiner Gattin hätte ihn nach Paris getrieben, und der Name Landry war der Zukunft gerettet.

In Patmos wartete man vergebens auf den Bringer origineller Neuheiten. Statt seiner kamen unversehens die Bauern. Die brachten noch ganz andere Überraschungen mit sich, als der delikate Chevalier.

Es geschah solches mitten in einem Schäferspiel, das die verwaisten Gäste arrangiert hatten, am Abend eines schönen Septembertages, nachdem soeben für dreihundert Taler bengalisches Licht verbrannt war.

Das Stück spielte im Freien, im Blumenparterre vor dem Schlosse, und von der Terrasse sah die übrige Gesellschaft zu.

Dorette gab sehr überzeugend eine Prinzessin, die Perlenstaat und Seidenrobe ablegt, um ihrem Schäfer in die Blumengefilde der schuldlosen Natur zu folgen, wie es in den hübschen Versen hieß.

Der Herr von Bareilles gab den Schäfer wie aus Zucker und Biskuit.

Hans Georg aber spielte den bösen Jägersmann, der des Schäfers Hündlein erschossen hatte und die süßen Tauben des Myrtenhaines bedrohte.

Heloise hinwiderum hatte diesen Jägersmann zärtlich zu zähmen.

In der dichtverhangenen Laube, wo sich Dorette zum zweiten Akt als Bauernmädchen umkleiden sollte, ertappte sie den Hans Georg, der eben zwei Pistolen aus dem Dickicht hervorzog und zu sich steckte.

„Haben Sie denn mit Ihrer Flinte noch nicht genug?"

„Leider nein," sagte ihr Freund wortkarg und ernst. „Wir werden bald ein etwas wahrheitsgetreueres Spiel durchzumachen haben."

Vom Schlosse her drang unbestimmter Lärm. Es war, als trampelten zahlreiche Menschen durch die Korridore.

„Sie wollen ſich doch nicht ſchießen!?“ ſchrie Dorette.

„Still,“ herrſchte der Thüringer.

Im Schloſſe wurden erregte Stimmen laut, dann Hilferufe.

Die Darſteller des Schäferſpieles, die der Terraſſe näher ſtanden, ſcharten ſich zu einem Klumpen und ſchrien ihren Zuſchauern Warnungen hinauf. Aber als ob ſich die wunderlich verſchnittenen Bux- und Taxusgetüme plötzlich in lebende Weſen verwandelt hätten, ſprangen aus dem Dunkel des Parks plötzlich Hunderte von brüllenden Bauern auf die kleine Gruppe los. Dorette ſah, wie der Vicomte von Bareilles nach einem Degen lief, jedoch nur, um ihn mit elegantem Achſelzucken einen Lümmel zu überreichen, der dies Zeichen ritterlicher Ergebung mit einer immenſen Maulſchelle beantwortete.

Zwei ältere Herren und jener geiſtvolle Junge, der Tacitus und Anakreon kannte, waren die einzigen, die ſich in elegante Fechterſtellung warfen; aber im Nu waren ihre Degen zerknickt, und Prügelei und Roheit wären bis zum Totſchlag angewachſen, wenn nicht über einen dieſer Bauern, die im Parterre die Schauſpieltruppe mißhandelten, ſtarke Angſt gekommen wäre, daß ihre tapferen Freunde, die das Schloß erſtürmt hatten, ihnen alle ſchönen Dinge wegplünderten.

Er ſchrie: „Halt, halt! Die andern ſind ſchon drin und ſtehlen uns alles vor dem Maul weg!“ Seine Kumpane brüllten laut auf vor Zorn und Angſt, und nur einige verzweifelte Schlaumeier trieben die ganze Adelsgeſellſchaft: Damen, Herren mit ritterlicher Verteidigung und Herren mit ritterlicher Übergabe, wie eine Herde Schafe hinweg, um ein erfreuliches Löſegeld von ihnen zu erpreſſen. Sie wußten, dieſe Leute hatten mehr Geld bei ihren Bankiers als in den Strümpfen verwahrt.

Inzwiſchen half Georg der faſſungsloſen Dorette ſehr tatkräftig beim Umkleiden.

„Schnell in die Bauernkleider,“ rief er; und weil der Reifrock nicht ſofort von den Hüften ſeiner Dame glitt, half er mit dem Hiſchfänger nach. Sein ganzer Haß gegen das Gezücht der Reifröcke, deren ſechs ihm ſo lange Zeit

das Glück versperrt hatten, erwachte. Knack und ach, krachte das Fischbein, und umsonst schrie die weinende Dorette in Zorn und Weh über ihr Prachtstück. Sie mußte in ein Elsässerinnenkostüm hinein, und Hans Georg riß sie eilig mit sich.

Sie hastete und stolperte. Da verwies er ihr mit derben Worten ihre lächerlichen Stöckelschuhe. Mitten in der Halbnacht des Parks knirschte sein Hirschfänger durch die hohen Absätze, hob ein paar Lederschichten ab, und als die grobe Schusterarbeit geschehen war, konnte Dorette laufen wie eine vernünftige Frau, die sich sehr fürchtet.

Sie wollte den Weg nach Straßburg einschlagen, aber Herr Georg zog sie etwas gewaltsam nach dem einsamen Bergwald.

„Die Bauern sind nicht so dumm wie Sie," rief er zornig. „Die bewachen alle Wege nach den nächsten Garnisonen, damit sie hier ungestört stehlen und sengen können."

Ein seltsames, rötliches Licht überzog den Himmel über den Bäumen des Waldes, und da diese bräunliche Dämmerung Dorette zu sehen gestattete, gewann sie ihre Fassung wieder. Sie fiel aus ihrem Schreck in großen, ehrlichen Zorn.

„Herr, mein Herr," rief sie ihren eiligen Begleiter an. „Laufen Sie nicht so. Sie sind davongelaufen, Sie allein, während die andern als Edelleute fochten oder sich als Edelleute ergaben."

„— aber nicht als solche behandelt wurden," lachte er.

„Sie sind davongelaufen, Sie waren grob gegen eine Dame, ja Sie haben sich an meiner Krinoline und meinen Stöckelschuhen vergriffen. Wie, mein Herr, vermögen Sie diese Handlungsweise zu rechtfertigen?"

„Ei, das war Natur," lachte Georg, der sich oben im Walde sicher wußte.

„Natur, Natur, Sie Ungezogener," rief Dorette. „Beleidigen Sie nicht diesen erhabenen Namen."

„Madame, noch ein paar Schritte bis zu jener Lichtung," bat Georg, „und nun, da wir auf der Höhe sind, bitte: sehen Sie dort unten die Bescherung an!"

Dorette erstarrte. Über den Nachthimmel krochen die

roten Brandwolken eilig dahin, und als Dorette den Aussichtspunkt erreichte, sah sie das Schloß unter gierigen, grellen Flammen stehen. Düster ragten noch die Dachbalken in die blendende, bewegliche Zackenkrone über dem Gemäuer hinein, und aus zahlreichen Fenstern brachen die wahnsinnig emporstrebenden Feuerfahnen.

Bis zu ihnen aber drangen das Jubelgebrüll und Gekreisch von Tausenden entfesselter Bauern und Weiber. Sie füllten das ganze Blumenparterre so dicht, in so zusammengedrängter Menge, daß Dorette zuerst glaubte, der ungeheure Raum vor dem Schlosse sei mit rosa Mohnblumen bepflanzt, bis sie erkannte, daß die zahllosen leuchtenden Halbkugeln Menschengesichter waren, die alle in die Glut starrten, wie in ein Weltenschauspiel.

So oft ein Dachsparren fiel, ging das ferne Gebrüll unten los, als würde ein Schotterkarren ausgeleert.

Georg lachte grimmig: „Da haben Sie die Natur, die plötzlich erwacht und auf ihre beiden Füße gesprungen ist. Da unten!

„Sie haben gewußt, daß diese Natur den Krieg, die Krankheit, den Haß und das Feuer, daß sie den Molch, die Otter, den Tiger und den Mörder schuf. Sie haben gewußt, daß die Menschen Schnaps brennen und im Schmutz leben. Sie sind im Wagen gesessen und fuhren an Häusern vorbei, deren Elend zum Himmel stank, und an den Betrunkenen des Straßengrabens, und Sie haben mit den Tugenden gerechnet? Sie?

„Da unten, da! In Brand und Rauch, in Schnapsdunst und Mordlust, da ist die enthüllte Natur!“

Der junge Deutsche war fast begeistert; er war mehr erhoben und von trunkener Erkenntnisfreude erfüllt als zornig.

Der armen Dorette aber graute es entsetzlich. Sie hatte stets nur Schäferspiele gelesen und Shakespeare verachtet, und nun bat sie fassungslos: „Mein Lieber, schweigen Sie! Retten Sie mich, mein Teurer!“

Da mußte die arme Dorette auf weitem Umweg gegen Bergzabern durch die Waldnacht hasten, und dennoch stießen sie am nächsten Fahrweg auf entgegendrohendes Geschrei,

auf Fackeln, auf einen Posten der Bauern; denn in der Nähe brannte schon wieder ein Schloß.

„Halt! Ein Förster? Ein Herrenhund? Erschlagt ihn!“

Knüttel, Spieße und Sensen fegten auf sie los, aber da blieb der junge Deutsche stehen, legte die Büchse an, und vor dem herausknallenden Feuerstrahl schlug der schwerste von den rohen Burschen gewaltig auf den Rücken hin, mit hoch empor schnellenden Beinen. Aufbrüllend flohen die Bauern, denn tödliche Gegenwehr waren sie von den verweichlichten Herrschaften nicht gewohnt, und Dorette stand gelähmt in der Finsternis. Aber vor ihren geblendeten Augen war noch immer Strahl, Knall und Fall, und das Überschlagen eines hinschmetternden Menschenleibes unter strampelnden Beinen. In der Nähe lag jetzt ein Toter.

„Nun haben Sie auch noch gemordet,“ sagte sie müd.

„Alles zu rechter Zeit,“ atmete er auf. „Was wollen Sie, Madame: der Tod im Kampf? — Natur!“

„Ach, das ist eine abscheuliche Pointe, Ihre Natur. Wir werden sie nun selbst mitmachen; wir werden sterben hier im Walde“.

„Was fällt Ihnen ein, ich mag nicht,“ rief er und zog sie mit sich.

Gegen Morgen war sie so müde, daß er sie im Dickicht schlafen ließ, indes er sich entfernte. Schon mit dem grauenden Tage kam er zurück, weckte sie und bot ihr Milch, Brot und Eier. Freilich mußte sie die letzteren roh austrinken. „Natur!“ sagte er lachend.

„Woher haben Sie das?“ fragte sie, als sie satt war.

„Gestohlen.“

„Gott behüte mich!“ Sie saß voll Abscheu auf der Erde.

„Natur!“ sagte er und zuckte die Achseln.

Den ganzen Tag mußte sie mausestill sein, sich ängstigen und langweilen. Ein Glück, daß er sie zum Schlafen nötigte. Ohne Umstände zu machen, streckte er sich neben sie aus und schlief ihr ein Stück vor, wie ein Bauer. Da legte auch sie sich weinend ins Gras, schlief ein, und er erhob sich und wachte.

In der zweiten Nacht durchquerten ſie die Ebene bei Hagenau und erreichten den Rhein gegenüber von Raſtatt. Diesmal hatte er gewagt, in Seſenheim ein wenig warme Koſt für ſich und die arme Flüchtige zu beſtellen; den Tag über verbrachten ſie in den Auen des Rheins, wo Dorette bis zur Verzweiflung von den Stechmücken litt.

In der Nacht verübte dann Johann Georg ſeinen letzten Diebſtahl. Er band einen Fiſchernachen los, zwang Dorette in das am Boden mit Waſſer gefüllte Fahrzeug, ſtieß ab und biß ſich zäh und langſam durch die ziehenden, ſchluchzenden, eilig drängenden Wellen hindurch.

Dorette ſchwindelte vor Schwäche, Angſt und Kälte. Sie war beleidigt, mißhandelt und gequält worden. Das ſollte eine romantiſche Rettung ſein? Nichts als widrige Kleinigkeiten: Hunger, Staub, Schweiß, ſchlechte Nahrung, Müdigkeit, Grobheiten, Stechmücken, naſſe Schuhe, ſchmutzige Hände! Das einzige Artige war, daß er ihr am zweiten Tag im Felde ſcherzend das Haar in Zöpfe geflochten hatte; ſolche hatte ſie noch nie getragen, und ſo hatte ſie ein bißchen gelacht, aber nur ein Augenblicklein lang. Dann hatte ſie über die Sonne geſcholten, die ihr den Teint verbrannte.

Und bei jeder Unritterlichkeit, bei Müdigkeit, Hunger, harten Eiern und ſchimmlichem Räucherfleiſch, bei den Stechmücken, dem Schweiß, den naſſen Schuhen und dem Schmutz an Händen und Haar hatte er geſagt: „Natur!“

Sogar als er den Kahn ſtahl: „Natur!“

„Das iſt die abſcheulichſte Pointe, die ich im Leben hörte,“ rief ſie zehnmal und zwanzigmal, aber ebenſo oft ſchwieg ſie und ſeufzte. Dann lachte er und ſagte: „Ich gebrauche mein Lieblingswort dennoch nicht ſo oft, als Sie das Ihre.“

„Das meine?“

„‚Man‘. Hätten Sie das vergeſſen?“

Da weinte ſie bitterlich. Ach, dieſe ſelige, befreite, göttliche Geſellſchaft, welche „man“ ſagte. Wohin war ſie zerſtoben?

Das Boot ritt wie ein Pferd gegen die Wellen an. Die Nacht war ſternlos, der Rhein tintenſchwarz und voll tückiſcher Wirbel.

„Und das ist Ihr besungener Rhein!“

„Natur.“

Endlich, endlich stieß das Boot ans Ufer. Georg trug die arme Dorette ans Land, und nun durften sie sich wieder am hellen Tage zeigen. Sie waren auf deutschem Boden, und in Rastatt wurde der Herr von Hirschbach, nach dem ersten drohenden Anruf des mißtrauischen Postens und nachdem er sich ausgewiesen, wahrhaftig aufgenommen wie ein deutscher Baron in der guten alten Zeit, und Dorette wie eine vornehme Emigrantin.

Der junge Hirschbach sorgte nun, daß sein armer Schützling alles bekam, was dessen Herz ersehnte. Ein herrliches Bett in einem gelbtapetnen Zimmer, das hell war wie eine Ringelblume im Sonnenschein; Wasser, Seife, Parfüm, Toiletten, Schuhe, alles so gut und so schlecht man es eben in Deutschland hatte. Und lachend sah Dorette diese Nachahmungen an.

Sie war schon wieder getröstet.

Über den Rhein wollte sie nicht mehr zurück. In Frankreich drüben ging es wüst zu. Die Menschenrechte wurden sehr unangenehm ausgelegt, und der junge Hirschbach wagte viel, als er mit Briefen zum Straßburger Bankier reiste, um das Vermögen seiner Dame in Sicherheit zu bringen.

Da blieb denn die graziöse Gesellschaftsdame zum erstenmal in ihrem Leben allein und las die Zeitungen, die Georg ihr schicken ließ. Sie las von dem Kampf ums Dasein, von der Sünde des Reichtums und dem Elend der Welt. Sie las Krieg, Irrtum und Haß; sie las vom großen Aufstand des Volkes, von brüllenden, trunkenen Sturmrotten, von der Not einer Königsfamilie und dem blutberauschten Jubel der Sanskülotten, und ihr armes, schwaches Herz lag ohnmächtig da, wie ein kleiner Nestvogel bei Schloßensturm.

Ach, wie so plötzlich hatte sich die Welt um sie verändert!

Ach, und wie war sie so plötzlich allein in solcher Welt!

Und sie dachte an den verachteten Bauernjunker aus dem Thüringer-Wald, der für sie um sein Leben gelaufen,

ſie gezerrt und bedroht hatte, der für ſie mordete, ſtahl, ſich im Kot der Straße beſchmutzte und ihr, ſelber todmüde, die treuen Knie zum Kopfkiſſen bot.

Was war, wenn er nicht wiederkehrte?

Aus den Tagen wurde eine Woche. Sie bebte nach ihm, ſie weinte um ihn, ſie rief aus der ganzen Macht eines angſtvoll liebenden Herzens ſeinen Namen. Er blieb fern.

Aus der Woche wurden zwei, aus den vierzehn Tagen ein Monat. Sie bequemte ſich, das Deutſche zu erlernen, ihm eine Freude zu machen.

Endlich kam er und berichtete, wie er alle Behörden, zuletzt aber Drohung und Gewalt hätte aufbieten müſſen, um den treuloſen Bankier zur Herausgabe des Vermögens der Witwe Maintignon zu zwingen. In der Verwirrung dieſer Zeitläufe hatte der Mann einen hübſchen Gewinn zu machen gedacht. „Es iſt in der Wildnis gerade ſo. Den kranken Haſen packt der Fuchs zuerſt. Natur,“ ſchloß er wehmütig lächelnd, als er der glücklichen Dorette das Ihre einhändigte.

Dann, dann küßte er ihr die Hände, empfahl ſich und ging fort; mit zuckendem Herzen und ſchweren, widerwilligen Knien.

Dorette lauerte, bis er die Türklinke erfaßte, und das dauerte eine ganze Zeit, obwohl er ſich nicht mehr nach ihr umſah.

Dann aber lief ſie ihm nach und warf ſich ihm an den Hals.

Die Sonne ging unter und wieder auf. — — — —

In der goldgelb tapezierten Stube trennte kein Wall von Reifröcke mehr zwei Glückliche.

In der ſeligen Ruhe, die über beide kam, als ſie ſich endlich Geliebter und Geliebte nennen durften, lachte dann Dorette in ſeinen Armen ſehr leiſe.

„O du Schönſte, du!“ rief er und küßte ſie. „Beginnſt du ſchon wieder mich zu verſpotten?“

„Ei freilich,“ lächelte ſie. „Denn diesmal 'aſt Du vergeß' zu wieder'olen Dein' Pointe.“

Dornröschen.

Prinzeſſin ſchläft im Märchenſchloß
Mit Maus und Roß,
Mit Vater, Mutter, Knecht und Troß.

Da küßt der Knab' den roten Mund
Und ſpricht: Jetzund
Weckt Dich die Liebe, wild und bunt!

Prinzeßchen fliegt mit ihm hinaus,
Aus Hof und Haus.
Der Sturm löſcht viele Lichter aus.

Bald weint Prinzeß: Ich wollt', ich ſchlief,
Wie einſt ſo tief,
Eh' mich noch Lieb' ins Leben rief!

Doch keine Roſenfee umſpinnt
Den Schlaf ihr lind,
Aus Märchen, die vergangen ſind.

Franz Karl Ginzkey.

Leben.

Zu viel, zu viel in dieſe vollen Hände,
O Leben, ſtrömt Dein überfließend Horn.
Sie preiſen Blatt und Blüte, Frucht und Dorn,
Des Edelſteins kriſtallumſchloßne Brände,

Umklammern blutend unverhoffte Spende,
Doch kindlich offen ſtets dem heil'gen Born,
Indeſſen ſacht manch ſchimmernd Demantkorn
Zur Erde gleitet durch die ſchwachen Hände.

Zur Erde quillt des Herbſtes Honigſaft;
Verdrängt von neuen, die ich nicht erlas,
Entrinnen mir die Freuden und die Schmerzen.

Was ich ſo bang gehegt in Liebeskraft,
Entweicht auf immer, eh ich's ganz ermaß,
Ach, kaum beweint von dem zerrißnen Herzen.

Ricarda Huch.

König Tod.

Nun prunkt der Tod durch farbenleuchtend Land,
In gelben Gärten hallt ſein Fußtritt wider,
Und alle Wälder ſtehn in rotem Brand
Und regnen Gold auf ſeine Wege nieder.

Die Erde ſchauert nicht. Ihr ward genug
Von Sonnenglanz und Glut und Gottes Wettern, —
Sie lächelt nur, da ihre Stunde ſchlug,
Und neigt ſich ſtolz in flammendem Entblättern.

Mir aber brennt die Seele: König Tod,
Du kommſt ſo ſchön! Willſt du vorüberſchreiten?
Mir ward genug von Sturm und Glanz und Not, —
Und jauchzend möcht' ich dir die Arme breiten!

L. v. Strauß und Torney.

Der Tanz.

Von Will Vesper.

Der Abend kam, der Tag verging,
An alle hohen Häuser hing
Die Sonne ihren roten Kranz.
Da schmückte sich mein Kind zum Tanz.

Im letzten Zwielichtschein, geschwind
Noch einmal schwing dich, eh' verrinnt
Das letzte Licht, und ungewiß
Du blaß bist wie ein Schattenriß.

O deine Glieder sind so fein
Wie Elfenbein, wie Edelstein.
Der Melodie, der Harmonie,
Verzückte Inbrunst formte sie.

Ich sitz' bei dir und seh' dich an
Und lache, daß ich dich gewann.
Du bist die Welt! Du bist das Ziel
In diesem großen Orgelspiel.

Ich halte dich, und mir im Arm
Wird Gottes ganze Erde warm.
Der Sterne und der Sonne Schein
Ging aus und floß in dich hinein.

Nun bist du Feuer, Wasser, Luft,
Des Winters Sturm, des Frühlings Duft,
Des Sommers Glut, des Herbstes Tod,
Mein Morgen- und mein Abendrot.

Die Frau im modernen Drama.

Von Dr. Ernſt Heilborn.

„Du haſt das Liebesleben in mir getötet,“ ſagt Ella Rentheim zu John Gabriel Borkman in Ibſens Altersdrama. Und die das ſagt, iſt eine der liebevollſten Geſtalten, die über die moderne Bühne geſchritten ſind; ein altes Mädchen mit ſtarken Mutterinſtinkten für den Sohn des Mannes, der ſie preisgab; ein Weſen voll Demut für das Glück der andern, eine Schweſterſeele voll ſchonender Sehnſucht. Was alſo will das beſagen, daß das Liebesleben in ihr getötet ſei? Man wird das Wort bei Ibſen nicht in dem äußerlich brutalen Sinn der Eheloſigkeit nehmen; man wird zögern, ehe man ihn eines Bruches der Charakteriſtik zeiht.

Ich ſehe einen ſchweſterlichen Zug vor mir. Ich frage nicht, ob dieſe Frauengeſtalten nur aus künſtleriſcher Phantaſie geboren wurden, oder ob die Wirklichkeit ihren Anteil an ihnen hatte, oder ob ſie es ſind, die ſeither Macht über das Leben des Alltags gewonnen haben. Aber ich gewahre, daß ihre Gewandungen ſich in nichts von denen der Straße unterſcheiden, und es hat den Anſchein, als trügen viele von ihnen die Male von Wunden . . . Schweſterliche Reigen gingen dieſem letzten Zuge voran. Jene aber hatten Kränze im Haar, Kränze aus dunklen Roſen, Kränze aus welken Vergißmeinnicht, ſeien es zertretene und entweihte Kränze; dieſe letzten, die ſich nahen, kommen kränzelos.

Das iſt vielleicht das Weſentliche in der Frauengeſtaltung der modernen Dramatik: die Frau iſt nicht mehr in bezug auf den Mann geſehen. Sie mag geliebt und angebetet oder gemißbraucht werden wie zu allen Zeiten, aber ihr Weſen beruht auf ſich ſelbſt. Vielleicht darf Ibſen

darum jene Ella Rentheim, deren Liebesleben durch John Gabriel Borkman „ertötet“ worden, als so reich an Liebe schildern: im letzten Grunde hat der Mann keine Gewalt über die Frau. Sie ist, die sie ist. In ihrer eigenen Seele ist ihr Schicksal beschlossen.

Ein Blinder geht über die Straße. Gestern noch hatte er den Führer bei sich, der ihm den Weg tagtäglich wies, nun blieb der aus. Heut tastet er sich allein vorwärts. Und indem er sich so hinaus wagt, fühlt er ungeahnte Kräfte in sich erwachen. Zugleich aber ist das Straßengeräusch in seinen Ohren gefährlicher geworden, das Rollen der Wagen klingt drohender als sonst, jede Berührung irgendeines Passanten wird zu Schreck und wird zu Schmerz. Führerlos, fühlt er sich stärker und abhängiger zugleich.

Es ist mit den Frauen im modernen Drama nicht anders. Begann man sie losgelöst vom Manne zu sehen, so mußte ein aufmerksames Auge umso schärfer die anderen und nicht geringer einzuschätzenden Daseinsbedingungen gewahren. Darum erscheint die vom Mann emanzipierte moderne Frau von jenen dunklen Mächten, die über die Seelen Gewalt gewinnen, abhängiger als ihre Schwester aus vergangenen Tagen.

Im Wesen des Kindes deutet sich das Sein der Frau.

Aus dem Armenhausfenster eines schlesischen Dorfes fällt ein trübes Licht. Hannele Mattern liegt auf ihrem Sterbelager. Ihr schmächtiger Körper ist mit Striemen und Beulen bedeckt, und die Befreiungsstunde hat ihr geschlagen. Sie ist ein fleißiges und gehorsames Kind, ein wenig eitel und ein wenig träumerisch, in sich gekehrt und erfüllt von ihrem Himmelsglauben; ein erstes Liebesahnen, eine schämige Schwärmerei für den guten Lehrer ist in ihrer Seele. Aus diesen armen Eigentümlichkeiten weben sich die Bilder ihrer Sterbevisionen: der Lehrer wird zum Herrn Jesus, sie selbst, die Frommgläubige, zur Heiligen, die Mißhandelte zu einem Prinzeßchen in gläsernem Sarge. Es ist Ahnungskraft in ihr, und darum darf dies fremde Leuchten um sie sein.

Die Ahnungskraft ist wundersam zu seelischer Hellhörigkeit gesteigert, das fremde Leuchten wird zu starkem inneren Lichte: die kleine Hedwig in Ibsens „Wildente“ bringt sich selbst als unverstandenes Opfer für unverstandene Forderungen dar. Auch sie ist leidend; das grelle Licht abzuhalten, ist ein Schirm über ihren kranken Augen befestigt. Sie ist noch ganz Kind und wartet darauf, daß ihr der Vater eine Näscherei aus der Gesellschaft heimbringe. Sie steht zugleich in jenen Entwicklungsjahren, in denen das seelische Leben überreizt erscheint, in denen alle Vorstellungen greller wirken, in denen sich ein hysterischer Opferdrang der Gedanken bemächtigt. Die Ahnung überkommt sie, daß sie kein Anrecht auf die Liebe ihres Vaters habe, und ihr Kindermund stammelt zugleich als Erklärung, daß ihre Mutter sie ja „gefunden haben könne“. Sie wägt mit unsicheren Händen das Opfer der armen gefangenen Wildente und das ihres eigenen Lebens auf gleichen Schalen, und in einem dunklen Drange tötet sie sich selbst. Alle seelischen Vorgänge in ihr sind körperlich bedingt; aber sie sind zugleich derart gesteigert, daß sie in sich Leuchtkraft gewinnen. Man denkt an diese kleine Hedwig, und etwas von jenem Troste, den Herzensreinheit immer mit sich bringt, wird einem zuteil.

Die Gestalt kehrt in anderer Beleuchtung wieder. Die Grundzüge des Wesens sind geblieben, aber der dunkle Opferdrang ist zu bewußtem Märtyrertum geworden, Askese, Selbstkasteiung treten hinzu, das Ahnungsvermögen ist zu visionären Halluzinationen hinaufgeschraubt, mittelalterlich christliche Mystik spielt in die Charakteristik hinein: das ist die Ottegebe in Gerhart Hauptmanns „Armen Heinrich“. Sehr viel stärker aufgetragene Farben, und doch ein schwächer wirkendes Bild.

Immerhin, auch Ottegebe horcht in ihrer Weise den Stimmen, die ihr aus ihrem Innern tönen. Eine mehr theatralische Dramatik sucht die Einflüsse, denen bereits das halberwachsene Kind unterliegt, vorwiegend in der äußeren Umgebung.

Das dreiste Lachen der Frühverderbten kündigt sie an, die Alma aus Sudermanns „Ehre“. „Ich bin drollig,

nicht wahr?“ und sie macht ihren koketten Knicks. Noch hat ihr Gesicht den Ausdruck von Kindheitsunschuld nicht verloren, aber Putzsucht und Hang zum Vergnügen haben bereits in ihr ertötet, was zu ertöten war. Sie scheint furchtsam und frech zugleich; ein gefährliches Wissen um die Dinge ist in ihr, und der Geldwert entscheidet.

Kitty aus „Sodoms Ende“ wirkt wie eine Art Gegenbild; die scheinbar früh Verderbte, die sich doch ein ursprüngliches Liebesempfinden, ein innerliches Sauberkeitsgefühl wahrte. Eine vor der Zeit geöffnete Knospe. Eine, die sich selbst alle Illusionen abspricht und doch ganz darin befangen ist. Noch ohne Unterscheidungsvermögen, aber voll Mut zur Hingabe und voll Mut zur Tat.

Das gilt bereits von diesen Halbkindern: sie sind insgesamt im Grunde ihres Wesens auf sich selbst gestellt.

Man sieht sie am Strande des Meeres vor sich, und ein kühler Wind scheint die Wellen zu kräuseln.

Nie ist in der modernen Dramatik die Abhängigkeit der weiblichen Natur von der Landschaft tiefer begriffen worden als von Ibsen in der Gestalt seiner Ellida, der Frau vom Meere. In ihren Gedanken und Empfindungen ist etwas von Ebbe und Flut. Sie ist wie die leicht bewegte Welle und wieder wie die tiefen Wasser, die kein Sturm aufzurühren vermag. Das Meer hat über ihr Seelenleben Gewalt gewonnen, es ist für sie das Grauenvolle geworden, das gleichzeitig abstößt, gleichzeitig lockt. In der Gestalt jenes Mannes, der sich ihr auf so seltsame Weise anverlobte, hat es in ihr Lebensschicksal eingegriffen.

Der Psychologe Ibsen versucht es, diese dunklen Zusammenhänge einer mitten in die Alltäglichkeit gestellten Individualität mit den ozeanischen Kräften zu ergründen. Nun erfährt man, daß Ellida erblich belastet ist, sie erscheint als eine sehr suggestible Natur. Ihr Ahnungsvermögen ist weit über das gewöhnliche Maß hinaus gesteigert. Sie ist beständig in Gefahr, ihr Selbst an irgendwelche fremden Mächte zu verlieren. Die Ferne lockt und gleißt, wie das bewegte Meer, auf das die Sonne niederstrahlt. Und es

iſt ein wunderſamer Zug, wenn Ellida ihr eigenes Selbſt und damit die Sicherung ihres häuslichen Friedens wiederfindet, indem ſie vor die freie Wahl zwiſchen den beiden Männern, die um ſie werben, geſtellt wird. Bedeutet die Natur in ihren Kräften Zwang und Notwendigkeit, ſo erſcheint die Freiheit als das eigentlich menſchliche Prinzip. Ellida iſt in ihren unbegriffenen Zuſammenhängen mit der Landſchaft eine Doppelnatur, ſie hat ſich auf ihre menſchlichen Fähigkeiten zu beſinnen und ſich kraft ihrer zu behaupten.

Wie das Meer auf Ellida, ſo gewann die nordiſche Berglandſchaft auf Hilde Wangel beſtimmenden Einfluß. Darum muß ſie ihren Baumeiſter Solneß höher und höher ſteigen ſehen. Darum iſt in ihrer Seele dies wilde und unbarmherzige Verlangen nach dem „Spannenden", darum dieſe Auflehnung gegen die ebenmäßige Pflicht, darum dies Aufflackern von Wikingerinſtinkten. Das Unmögliche iſt für ſie das Lockende, ſie hört nicht auf, Luftſchlöſſer zu bauen, und aus ihren liebenden Inſtinkten heraus fordert ſie — das Wunder.

Hilde Wangel verlangt das Wunder von dem Mann, dem ſie ſich zu eigen geben will, — wie auch Nora von ihrem guten Helmer das Wunder heiſcht. Als ſie ein Kind war, küßte Solneß ſie auf die Stirn, verſprach er der kleinen Prinzeſſin Hilde das Königreich Apfelſinien. Das einzuholen, iſt ſie nun gekommen. Und das Wunder tötet den, der es zu vollbringen ſich erkühnt.

Dieſe Frauen, auf welche die Landſchaft Macht gewonnen, gehen wie Fremdlinge durch die menſchliche Geſellſchaft. Es iſt eine Auflehnung gegen den Alltag und ſeine Geſetze, gegen die Sitte und ihre Gebote in ihnen. Ein ſtarkes Freiheitsverlangen beſeelt ſie. Und es iſt für Ibſens Denkart charakteriſtiſch, daß er dieſen ſehr Freien die Freiheit zur Richterin ſetzt. Wie Ellida durch die Möglichkeit freien Wählens ihr beſſeres Selbſt wiedergewinnt, ſo geht Hilde Wangel an Mißbrauch der Freiheit innerlich zugrunde.

Auf der Hochzeitsreise.
Gemälde von G. Latouche.

Wir sprechen von verirrten Naturinstinkten und wissen, daß es die nicht gibt. Was Natur schafft, wird mit Notwendigkeit. Und doch haben wir ein Recht von verirrten Instinkten zu reden! Was immer den Gesetzen der menschlichen Gesellschaft widerstrebt, verfällt dem Bann.

„So etwas tut man doch nicht!“ sagt der Gerichtsrat Brack, als Hedda Gabler die Waffe gegen sich selbst erhoben hat. Der Philister hat das Gefühl, sie stellte sich damit außerhalb der guten Gesellschaft. Da stand sie freilich schon zuvor. In ihr war immer dieser Trieb nach ungewöhnlichen Erlebnissen. Darum ihr beständiges Spiel mit Waffen, darum diese Verzweiflungsheirat, nachdem sich ihre ursprünglichen Absichten nicht verwirklicht hatten. Sie besitzt eine Macht über die Menschen, ist sich dessen bewußt und mißbraucht sie. Je grausamer das Spiel, desto größer die Befriedigung dieser krankhaften Sucht, die eben auch ihre physiologische Begründung hat. Dabei ist etwas Stolzes und bei aller Verstocktheit Aufrechtes in ihr: sobald sie ihre Freiheit verloren weiß, begreift sie, daß es nun zu Ende ist. Und sie macht ein Ende.

Die perversen Naturtriebe sind es, welche die moderne Dramatik mit Vorliebe gekennzeichnet hat, und zum Teil ist das im Wesen des Dramas selbst begründet. Hier liegen die Konflikte, die zu allen Zeiten und bei jedweder Auffassung des Sittengesetzes zu tragischer Lösung führen müssen.

Auch in Rebekka West ist der Raubtierinstinkt. Es ist ein häßliches Dunkel um ihre Geburt, und einem schmachvollen Verbrechen ist sie in jungen Jahren zum Opfer gefallen. Sie kennt keine Rücksicht und keine fromme Scheu, wo es sich durchzusetzen gilt. Sie kam zu den Rosmers nach Rosmersholm und verübte den heimtückischsten der Meuchelmorde an einer wehrlosen Frau. An einer, die ihr nichts zuleide getan hatte und die ihr nur eben im Wege stand. Sie empfand keine Reue darüber, vielmehr mag sie eine perverse Befriedigung bei ihrem Tun verspürt haben. Dann erst erwacht das Gewissen leise und langsam. Nun fangen die Blumen an, so „angenehm betäubend“ zu duften. Nun reift sie, durch Güte und Rein-

heit bezwungen, dem Geständnis ihrer Tat entgegen. Die Wahrheit läutert sie, und der Tod entsühnt.

Die lange Reihe Strindbergscher Frauengestalten schließt sich ihr an. In ihnen allen ist, so oder so, der Trieb, das Böse zu wirken, den Mann, an den sie sich angeklammert, vampirgleich auszusaugen. Sie stehlen ihm seine Gedanken, sie rauben ihm Arbeitskraft und Frieden. Dabei sind sie feige wie die Katzen und immer zum Sprunge geduckt. Sie muten wie Ausgeburten einer kranken Phantasie an und sind zugleich kennzeichnend für die Furcht, die einen Mann vor den starken Naturinstinkten der Frau befallen mochte.

Man lasse diese Instinkte verkümmern oder man unterdrücke sie gewaltsam, und sie scheinen gefährlicher zu werden. Das ist Hofmannsthals Elektra: eine Schlange, die an ihrem eigenen Gift zugrunde geht. Rachsucht hat ihre Seele zerfressen. Ihren natürlichen Trieben ward keine Befriedigung, und so entstand ein dämmerndes Phantasiedasein in ihr, das in grausamen und widernatürlichen Vorstellungen schwelgte. Sie gleicht einem gefesselten Dämon, der sich Arme und Füße an seinen Ketten wundgerieben hat und nun mit Eiter und Beulen bedeckt ist.

Du aber, Salome, tanze! Es ist in dieser Wildeschen Salome dieselbe Perversität des Empfindens; aber der künstlich gesteigerte Glanz fremdartiger und berückender Schönheit, den ihr Dichter um sie breitete, läßt sie verführerisch erscheinen. Sinnliche Glut setzt sich bei ihr in Haß um, oder nicht einmal in Haß: in Mordlust. Sie ist ohne Scham und ohne Reue. Zugleich aber ist etwas Unbewußtes in ihr, sie scheint das menschliche Sittengesetz, das sie mißachtet, nicht zu kennen. Dadurch gewinnt sie das Ansehen eines Raubtiers, einer jungen und geschmeidigen Tigerkatze. Sie macht nicht wie jene Elektra und die Strindbergschen Frauengestalten den Eindruck verkümmerter, sondern den feindlicher, aber starker Natur. Man wird sich ihr gegenüber bewußt, daß wir von verirrten Naturinstinkten sprechen müssen und daß auch die naturgewollt sein mögen.

Führen die bösen Instinkte in das gemeine Verbrechen

hinüber, gegen das ein beliebiger Paragraph des Strafgesetzbuches in Anwendung kommt, so wandelt sich die Gestalt von neuem. Die sich bewußt außerhalb der menschlichen Rechtsbegriffe stellen und damit selber rechtlos werden, sind allein auf ihre Kraft oder auf ihre Schlauheit oder auf die Sicherheit ihrer Instinkte angewiesen. Eine Mrs. Warren, wie Shaw sie zeichnet, eine Wassilissa des Gorkischen „Nachtasyls“, eine Vergasche „Wölfin“ wirken schon durch das Ungebändigte des Naturtriebes in ihnen groß. Wie etwa der wildernde Hund sich kräftiger entwickelt als der Hüter der häuslichen Schwelle. In diesen Gestalten lebt etwas von jener Menschheit auf, in der der Krieg aller gegen alle bestand und die nur den Selbstschutz kannte. Ein Zustand, der sich auch Gesitteten in Augenblicken übermächtiger Leidenschaft oder in den Träumen des Schlafes vergegenwärtigt.

Auch sucht sich der Feind hinter scheinheiliger Maske zu verstecken. Die Frau Wolff aus Hauptmanns „Biberpelz“ ist vor den Amtsvorsteher gerufen. Sie hat eine geläufige Zunge und weiß sich den Schein der Biederkeit zu geben. Dank ihrer Schlauheit übersieht und beherrscht sie die Menschen, mit denen sie zu tun hat; dank ihrer Geistesgegenwart und ihres Wagemutes zieht sie den Kopf in dem Augenblick am sichersten aus der Schlinge, da sich die Maschen am festesten um sie gesponnen zu haben scheinen. Etwas vom Wesen des alten Lügenvaters, des Odysseus, hat Frauengestalt angenommen, steht vor dem Waschfaß und heißt nun Frau Wolff. Und Mutter Wolff — an sich durchaus keine moderne Erscheinung, aber von Augen entdeckt, die in soziale Niederungen zu sehen gewöhnt waren — setzt sich durch, trotz aller Männer.

Wie der Wanderer mitten im Straßengewirr auf eine hohe Mauer trifft, die er nicht zu überblicken vermag — er legt seine Hand selbstvergessen auf den Drücker der Pforte, die Tür gibt nach und öffnet sich ihm, und er sieht sich inmitten eines Blumengartens; fremde und festlich gekleidete Frauen treten ihm entgegen, sie grüßen ihn

freundlich und als Wohlbekannten, er faßt, überraſcht und ſeltſam angezogen, ihre Erſcheinung näher ins Auge und meint nun freilich, ſie ſeit urdenklichen Zeiten gekannt zu haben, — nicht anders iſt einem zumute, vergegenwärtigen ſich einem unter den Heldinnen moderner Dramatik Maeterlincks Frauengeſtalten.

Dieſe Maeterlinckſchen Frauen tragen nun freilich doch den Kranz im Haar, ſie ſind nur für den Mann und durch ihn denkbar. Etwas Pflanzenhaftes iſt in ihrer Art, etwas von der herben Heiligkeit vorraffaeliſcher Madonnengeſtalten iſt um ſie. Sie ſchweigen und leiden. Sie ſind ſehr rein. Jede Berührung tut ihnen weh, jedes häßliche Wort beſchmutzt ſie. Sie ſuchen die Einſamkeit, und die Einſamkeit ſucht ſie, um ſie dann wieder zu ſchrecken. Wie jene ſehr hingebungsvolle Frau Elvſted in Ibſens „Hedda Gabler“ ſehr langes und ſehr dichtes Haar trägt, ſo fluten die langen Haarwellen an dieſen Maeterlinckſchen Frauengeſtalten nieder, ihre Hinfälligkeit hinfälliger erſcheinen zu laſſen. Und Meliſandes Haar gleitet über die Altanbrüſtung hinüber und drängt dem jungen Peleas in goldiger Fülle entgegen, und ſeine Hände greifen danach.

Kein moderner Dichter hat verzückter als Maeterlinck zu dem Frauenideal einer vergangenen Epoche aufgeblickt, und doch wurden auch in ihm die fordernden Stimmen der Gegenwart laut. So ſchuf er ſeine Monna Vanna.

Auch ihr Gewand iſt rein und fleckenlos. Auch ſie iſt gleichſam Mädchen in der Ehe geblieben. Auch ſie ſcheint ſchlafbefangen, und die Lider mit den langen Wimpern beſchatten die Augen. Aber ſie erwacht bei dem Ruf der Pflicht. In ihr iſt bereits das moderne Empfinden, daß die Seele des Weibes nicht mit ihrem Körper geknechtet werden kann. Sie weiß, daß ſie ihr inneres Sein nicht preisgibt, auch wenn derbe Fäuſte an ihrem Mantel zerren. Und ſie erwacht vollends, ſie fühlt ungeahnte Kräfte in ſich erſtehen, ſchlägt der Ruf der wahren Liebe an ihr Ohr. Nun durchſchaut ſie, den ſie zu lieben wähnte, und mit einer Handbewegung weiſt ſie ihn zurück. Sie übt nun ohne weiteres die Kunſt der Verſtellung, die ihrem Weſen ſo fremd war. Sie gehorcht der Stimme

ihres Herzens und setzt sich über jeden äußeren Pflichtbegriff hinweg. Die Ehesatzung ist ihr in liebender Seele und nur da beschlossen. Sie heiligt die Ehe, indem sie deren äußere Form zerbricht.

Das ist der Weg, den Maeterlinck als Frauengestalter beschritten: die Märchenprinzessin wandelte sich ihm in die moderne Heldin.

Wir suchten Freiheit, und wir fanden Notwendigkeit. Blickt man auf die eigentlich Emanzipierten der modernen Dramatik, so wird man das gewahr.

Die meisten dieser Gestalten lassen merklich kühl. Einer Novella d'Andrea von Fulda blickt man flüchtig unter das Barett und geht vorüber. Man nehme einer Rita Revera von Hartleben („Sittliche Forderung") das Frou-Frou ihrer seidenen Jupons, man denke sie sich zehn Jahre älter als sie nun eben ist, und ihr keckes, gepudertes Gesichtchen wird grau und fahl erscheinen. Nicht alle Blüten setzen Früchte. Selbst die Magda in Sudermanns „Heimat" von den Brettern und aus dem Rampenlicht in irgendwelche Wirklichkeit hinüberzuführen, fiele schwer. Diese große Künstlerin benimmt sich so herausfordernd töricht, nachdem sie einmal in ihr väterliches Haus zurückgekehrt ist, daß man es nicht begreift, daß ihr das Leben in wahrlich harter Schule nicht mehr Anpassungsfähigkeit zu geben vermochte. Und wieder hört man die Stimme des Gerichtsrats Brack, nur diesmal mit anderem, ironischem Tonfall, bei allem, was sie vornimmt: „So etwas tut man doch nicht."

Eine aber zwingt zu sich und heischt Verweilen: die Anna Mahr aus Hauptmanns „Einsamen Menschen". Sie hat sich frei gemacht. Sie steht allein in der Welt. Kraft dessen, was sie auf Schulen und Universitäten gelernt hat, vermag sie es, dem Manne, dem sie sich zuneigt, in ganz anderer Weise Gefährtin zu sein, als die nur gut bürgerlich erzogene Frau. Als Kameradin des Mannes tritt sie als dritte in den Zweibund der Ehe, und — wie es zu allen Zeiten und bei beschränktesten Anschauungen

gewesen ist, so und nicht anders geschieht es hier bei innerer und äußerer Freiheit: aus Freundschaft wird Liebe. Stärker aber als die aufkeimende Neigung erweist sich in der Frau (nicht in dem Manne, den sie liebt!) das Gebot der Pflicht, oder die Anerkennung fremder Rechte, oder die Schonung der Schwächeren, wie immer man es nennen mag: Anna Mahr scheidet aus dem Hause, in das sie den Unfrieden und — das Glück getragen. Und wenn der Mann darüber zugrunde geht, — sie wird sich mit dem Leben abzufinden wissen.

Die eigentlichen Emanzipationskämpfe der Frau aber werden in der modernen Dramatik nicht unter den Selbständigen und Freien, sondern innerhalb der Ehe ausgefochten.

Arme, kleine, zärtliche Nora! Noch gestern ein Singvögelchen mit heller Kehle, ein Naschkätzchen mit einem Lügenmäulchen, verträumt, versonnen und unerfahren, eine Mutter, die halb Kind geblieben, eine Frau, mehr Geliebte als Gattin, ein Wesen voll bewußter Koketterie und unbewußten Unabhängigkeitsdranges, der Stimme ihres Herzens vertrauend, doch ohne Mut zur Wahrheit, — heute hat sie den schweren Weg zu gehen, der aus Haus und Kinderstube hinaus in die Selbständigkeit und ihre harten Kämpfe führt. Wo nimmt sie doch die Kraft dazu her? Man entsinnt sich, wie gerade in den Frauengestalten, in denen Ibsen die dunklen Zusammenhänge mit dem Naturganzen spürte, in Ellida, der Frau vom Meere, und Hilde Wangel, dieser Tochter der Berge, ein Verlangen nach dem Wunderbaren war. Das kehrt in Nora wieder. Auch sie wartet und wartet auf das Wunder in ihrer Ehe. Und damit gewinnt es den Anschein, als habe Ibsen sie nicht nur als Einzelwesen gedacht, als hätte er Zusammenhänge besonderer, freilich ungreifbarer Art zwischen ihrem Sein und der Weibnatur als solcher ahnen lassen wollen. Woher nimmt Nora die Kraft, sich über das gewöhnliche Frauenschicksal zu erheben? In Ibsens Sinne: aus diesen wachen und in ihr stärker entwickelten Fraueninstinkten heraus.

Man versteht Nora vielleicht erst dann vollends, wenn

man sich klar macht, daß das scheinbare Streben nach Freiheit in ihr ein Notwendigkeitszug innerer Entwicklung ist. Auch mag ihr Shaws Candida zur Seite treten, um in der Eigenart ihres Empfindens Noras Tun zu rechtfertigen.

Candida ist in ihrer Ehe mit dem berühmten Kanzelredner die schlechtweg Überlegene. Ohne emanzipiert zu sein, hat sie sich emanzipiert. Beruft sich ihr Mann auf ihre Güte und Reinheit, um sich ihrer ehelichen Treue zu vergewissern, so weist sie das mit einem Achselzucken von sich. Sie wünscht es durchaus nicht, daß ihre Treue weiter reiche als ihre Liebe. Ganz wie Nora fordert sie, auch Monna Vanna darin verwandt, mit dem Ende der Liebe den Bruch der Treue. Welcher Art aber ist ihre Liebe? Die denkbar mütterlichste. Candida wendet sich dem zu, der ihrer am meisten bedarf. Sie durchschaut ihren Mann bis auf den Grund seiner Seele und liebt ihn — um seiner Schwächen willen. Sie ist emanzipiert, kraft ihres rein weiblichen Empfindens.

Und wieder tritt eine weitere Gestalt aus dem schwesterlichen Reigen und mahnt an die Grenzen, die jedweder Emanzipation in eben diesem weiblichen Empfinden gesetzt sind: das ist die Cäcilie in Schnitzlers „Zwischenspiel".

Sie ist Künstlerin, und ihre Anschauungen sind sehr viel freier als die der kleinen Nora und der selbstsicheren Candida, und nur auf dem einen Grund der Wahrhaftigkeit wollte sie ihre Ehe, bei aller Freiheit, gegründet wissen. Wirklich schlägt die Stunde der Auseinandersetzung, und als gute Kameraden trennen sie sich, sie und ihr Mann, um Freunde zu bleiben. Der Mann wirft sich an die Erstebeste weg, sie begeht nur eben die Gedankensünde des Treubruchs. Und dann führt ein Leidenschaftsrausch die Gatten zusammen. Daß sie sich fremd geworden sind, das eben ist es, was sie nun anlockt. Von Stund an aber sieht Cäcilie klar. In jener sinnlichen Hingabe, die nach äußerlicher Satzung gewiß nichts Unerlaubtes war, hat sie ihrer Frauenwürde vor sich selbst und ihrem Gatten vergessen. Und so bleibt nur eins zur Sühne: das Auseinandergehn.

Man sieht, wie diese Emanzipation aus weiblichem Empfinden heraus die Grundfesten der Ehe niederreißt, um sie zugleich neu und höher wieder aufzurichten.

Dies sind die letzten im Zuge, und es ist, als schritten sie müde hinterdrein, als hätten sie schwer an ihrer Last zu tragen: die Frauen, an denen die Männer sich versündigten.

Die eine oder andere von ihnen gleicht noch den Schwestern vergangener Jahrzehnte, die an Liebe erblühten und an Treubruch welkten. So die Christine aus Schnitzlers „Liebelei", in der sich etwas von dem Gretchenbild erneut, so die arme Frau Vockerat der „Einsamen Menschen", die auch körperlich abstirbt, sobald neue Gefühlsmöglichkeiten, deren Berechtigung sie wohl empfindet, die sie aber nicht mitzuleben vermag, ihr Seele und Heim entfrieden.

Aber bereits Hirschfelds Agnes Jordan findet in der Liebe zu ihren Kindern die Kraft, das Joch einer unwürdigen Ehe weiterzutragen und ihre Persönlichkeit trotzdem durchzusetzen. Äußerlich bleibt sie die Gefährtin des Mannes, dessen einzige Lebenskunst darin zu bestehen scheint, ihre Empfindungen zu beschmutzen; innerlich macht sie sich frei.

Und Ibsen zieht die letzte Folgerung. Ist die Frau ein selbständiges Wesen, ruhen in ihrer Natur eigene und ursprüngliche Kräfte, so kann sie nur an sich, nicht an dem Manne zugrunde gehen.

Der Bildhauer Rubek („Wenn wir Toten erwachen") hat sich an Irene versündigt, wie man sich nur versündigen kann. Er hat die Scham in ihr getötet und ihre Liebe nichts geachtet. Seither ist ihr Lieben schamlos geworden. Aber mögen Verbrechen und Wahnsinn an der Straße stehen, die sie beschreitet, es ist doch ihr eigener Weg, den sie einschlägt, und schließlich ist sie es, die bei dem Wiederbegegnen mit Rubek die Führerrolle übernimmt. Und es ist mit Rita Allmers in „Klein Eyolf" nicht gar anders. An ihrer Leidenschaftlichkeit und daran, daß der Gatte ihr

temperamentlos und liebesarm zur Seite stand, ist ihr Eheglück gescheitert, — ein Glück, das sie nicht in Lebensgemeinschaft, sondern in heimlichen und schwülen Festen suchte. Und doch ist sie es, die nachher aus ihrer weiblichen Liebeskraft heraus die Möglichkeit, das Leben in einem entsagenden Miteinander fortzuführen, findet. Den Armen und Notleidenden wendet sich nun ihre Liebe zu. Das ist das Gesetz der Umwandlung: wie jede Kraft sich fortpflanzt, so besteht auch die Kraft der Liebe. Aber die vordem zerstörte, wird nun dem großen Menschheitswerke dienstbar gemacht.

Und nun zurück zu dir, Ella Rentheim! Du sagst es selbst, das Liebesleben ward in dir ertötet, als der Mann, dem du dich innerlich gegeben, deine Liebe nichts achtete. Und bist doch die allzeit Fürsorgende, die Verständnisvolle und Erbarmende geblieben! Nie war eine Mutter mütterlicher als dieses alte Mädchen.

— Wo sind die großen Leidenschaften, die frühere Epochen in einem Frauendasein suchten? Die Zeiten der Herzensromantik, des Minnedienstes, auch die der Emanzipation der Leidenschaft scheinen vorüber zu sein. Die Frau hat aufgehört, nur eben eine Blume im Garten des Mannes darzustellen.

Man begriff sie, als ein Wesen an sich. Stärker und bestimmender traten die Einflüsse der Landschaft, des Milieus, der körperlichen Konstitution zutage. Den Wünschen der Frau waren keine wesentlich anderen Grenzen mehr gesetzt als denen des Mannes. Ein letztes Wort über ihr Schicksal wurde nicht mehr vor dem Traualtar gesprochen.

Liebefähigkeit blieb trotzdem der Grundzug ihres Wesens. Diese Liebefähigkeit aber, die man bislang als Schwäche gewertet hatte, erkannte man nun als Kraft. Sie wird „ertötet", und wirkt doch fort; sie führt in Abhängigkeit, und macht doch frei.

Lederhoſen-Sage.

Burleske Ballade.

Es war ein alter ſchwarzbrauner Hirſch,
Großvater ſchoß ihn auf der Birſch,
Und weil ſeine Decke ſo derb und dick,
Stiftete er ein Familienſtück.
Nachdem er lange nachgedacht,
Ward eine Hoſe daraus gemacht,
Denn: Geſchlechter kommen, Geſchlechter vergehen,
Hirſchlederne Reithoſen bleiben beſtehen!

Er trug ſie dreiundzwanzig Jahr, —
Eine wundervolle Hoſe es war!
Und als mein Vater ſie kriegte zu Lehen,
Da hatte die Hoſe gelernt zu ſtehen,
Steif und mit durchgebeulten Knien
Stand ſie abends vor dem Kamin.
Schweiß, Regen, Schnee — ja, mein Beſter,
Eine lederne Hoſe wird immer feſter!

Und als mein Vater an die ſechzig kam,
Einen Umbau der Hoſe er vor ſich nahm.
Das Leder freilich war unerſchöpft,
Doch die Steinnußknöpfe waren dünngeknöpft
Wie alte Groſchen, wie Scheibchen nur, —
Er erwarb eine neue Garnitur.

Und dann allmählich machte das Reiten
Ihm nicht mehr den Spaß wie in früheren Zeiten,
Beſonders der Trab in den hohen Kadenzen
Iſt kein Vergnügen für Exzellenzen.
So fiel die Hoſe durch Dotation
An mich in der dritten Generation.

Ein Reiterleben in Niederſachſen, —
Die Gaben der Hoſe war'n wieder gewachſen.

Sie saß jetzt zu Pferde wie aus Guß
Und hatte wunderbaren Schluß,
Und abends stand sie mit krummen Knien
Wie immer zum Trocknen am Kamin.

Aus Großvaters Tagen herüberklingt
Eine ferne Sage, die sagt und singt:
Die Hose hätte in jungen Tagen
Eine prachtvolle grüne Farbe getragen.
Mein Vater dagegen, weiß ich genau,
Nannte die Hose immer grau.
Seit Neunzehnhundert ist sie zu schaun
Etwa wie guter Tabak: braun!

So entwickelt sie, fern jedem engen Geize,
Immer neue, ästhetische Reize,
Und wenn mein Ältester einst sie trägt, —
Wer weiß, ob sie nicht ins Blaue schlägt!

Geschlechter kommen, Geschlechter gehen,
Hirschlederne Reithosen bleiben bestehen,
Und fern, im Nebel der Zukunft schon,
Seh' ich die Hose an meinem Sohn.
Er wohnt in ihr, wie wir drin gewohnt,
(Wenn er sie nur gehörig schont!)
Ihr Leder natürlich ist nicht erschöpft,
Die Knöpfe nur sind wieder durchgeknöpft,
Und er stiftet, folgend der Väter Spur,
Eine neue Steinnußgarnitur.

Wenn aber die Hose sich weiter entwickelt,
Wenn plötzlich ein neuer Ehrgeiz sie prickelt,
Wenn sie, wie sie stehen und reiten kann,
Auch mit dem Dichten mal finge an, —

Junge, ich hab' mir's schon überlegt:
Ob sie das auf die Dauer verträgt?!

Börries, Frhr. von Münchhausen.

Landgrafen-Ballade.

Von

Börries, Freiherrn von Münchhausen.

Traumverſchneit das Thüringerland. —
Vom Hörſelberg zum Kyffhäuſer
Decken die Flocken mit ſanfter Hand
Hecken, Hänge und Häuſer.
Hundert Täler im Thüringerwald,
Die keine Wege mehr wiſſen.
Tauſend Tannen im Thüringerwald
Träumen in weichen Kiſſen.

Von Ruhla über den Rennſtieg her
Reiten drei haſtige Reiter,
Landgraf Friedrich in Waffen und Wehr,
Sag', wer iſt Dein Begleiter?
Sag', wen trägſt Du im Arme gelind,
Was meideſt Du offene Felder? —
Der Landgraf bringt ſein ſchlafendes Kind
Zur Wartburg hinauf durch die Wälder.

Über den Tannen in Dunſt und Schnee
Dämmert fern ſeine Feſte, —
Da, ein Häherſchrei, ſchrill und jäh,
Flügelſchlag durch die Äſte! —
„Schenkel ran, und die Zügel frei!“
Der Warner ſpürt was im Winde, —
„Gottverdammt, da jagt es herbei:
Reiſ'ge von Orlamünde!“

Und wie die jagen das Tal entlang,
Weckt der Galopp den Kleinen,
Durch den Wald hin, hungrig und bang,
Klingt ſein klägliches Weinen.
„Iſt denn zu weit die rettende Burg,
So löſt das Schwert von der Linken, —
Koſtet es Wartburg und Leuchtenburg:
Mein Junge ſoll trinken!“

Das Köhlerweib vor die Schwelle tritt,
— Ihr Jüngſtes wiegt drinnen am Herde, —
Da ſtiebt es her in raſendem Ritt,
Und der Landgraf ſpringt vom Pferde:
„Mein Junge hat Durſt, und die Mutter iſt weit,
Helft Ihr ihm zu ſeinem Rechte,
Wir drei verſcheuchen während der Zeit
Die orlamündiſchen Knechte!“

Die Köhlerin nickte in guter Ruh
Und neſtelt die Bruſt aus dem Latze,
Mit beiden Händen der Kleine griff zu
Von ſeinem lieblichen Platze.
Der Graf vertrieb, dieweilen er trank,
Die gaffenden Orlamünder,
Sie lachten zu ſehr wohl über den Schwank,
— Auch ſie waren Thüringer Kinder.

Da ſagte das Weib, als, vom Sattel gebeugt,
Der Graf ihr gedankt nach dem Mahle:
„Es iſt kein Weib, das Kinder ſäugt,
Zwiſchen Werra, Unſtrut und Saale,
Die nicht ihr eignes beiſeite gelegt
Und Eueres koſte und küßte,
Und gern ihres Grafen Kind gepflegt
Mit der Muttermilch ihrer Brüſte!“

Das Musikzimmer.

Von Prof. Dr.-Ing. Hermann Muthesius.

In einem Lande, in dem soviel Musik getrieben wird wie in Deutschland, ja in dem die Musik gleichsam die Nationalkunst ist, hat sicherlich das Musikzimmer eine besondere Bedeutung im Hause. Es gibt in den deutschen Mittel- und oberen Ständen wohl kaum eine Familie, die nicht musiziert, und kaum ein Haus, in dem nicht ein Zimmer zur Ausübung dieser Kunst vorhanden wäre. Zwar bildet das Klavier oder der Flügel auch in anderen Ländern einen fast nie fehlenden Bestandteil der Möblierung des Hauses und fehlt besonders in den angelsächsischen Ländern fast nie. Allein im Auslande steht selbst in den Fällen, in denen viel musiziert wird, die Musik nicht im entferntesten auf der Höhe der musikalischen Leistungen des deutschen Hauses. Das Niveau des musikalischen Verständnisses der Angelsachsen ist vom deutschen Standpunkte aus kläglich, und der Durchschnittsdeutsche spielt, wenn er sich im englischen Hause musikalisch produziert, dieselbe Heldenrolle, wie der Durchschnittsengländer, wenn er in deutschen Zirkeln Lawntennis spielt.

Jedenfalls ist Deutschland das Land der Musik, und man sollte infolgedessen annehmen, daß bei uns auch das Musikzimmer diese musikalische Sonderheit widerspiegelte, daß es in seiner Einrichtung und Ausstattung als Muster gelten könnte. Eine Beobachtung der alltäglichen Wohnungsverhältnisse und selbst der Wohnungsverhältnisse des Eigenhauses lehrt indessen, daß dies nicht der Fall ist. Allerdings ist stets ein Musikzimmer vorhanden, es zeichnet sich aber

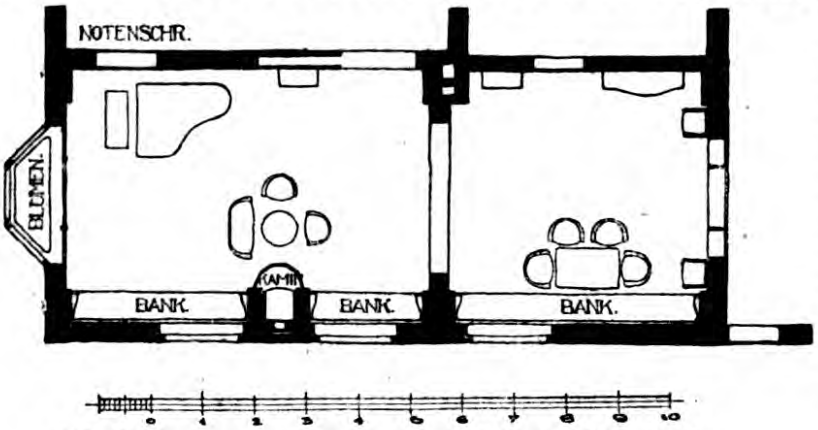
selten durch eine durchdachte Anordnung aus, es ist meistens weiter nichts als ein gewöhnliches, vielleicht ein besonders großes Zimmer, in das irgend wohin der Flügel gestellt ist. Das Musikzimmer teilt in dieser Beziehung das Schicksal der meisten anderen Räume unseres Hauses, die mehr oder weniger Zufallsräume sind und deren besonderer Zweck erst durch die Möblierung, so gut oder schlecht es geht, gekennzeichnet wird. Und doch, wenn man nur einmal die Bedingungen eines guten Musikzimmers genau untersucht, wenn man sich klar macht, was es zu leisten hat, und wie es infolgedessen angelegt sein müßte, so ergibt sich sofort ein umfassendes Programm, das seiner besonderen Anlage und Ausstattung zu Grunde zu legen ist.

Das Musikzimmer muß zwei Bedingungen erfüllen: Man muß darin musizieren können, und man muß die Musik möglichst gut hören können. Aus beiden Bedingungen setzen sich die Anforderungen an seine Gestalt, seine Ausstattung und Möblierung zusammen.

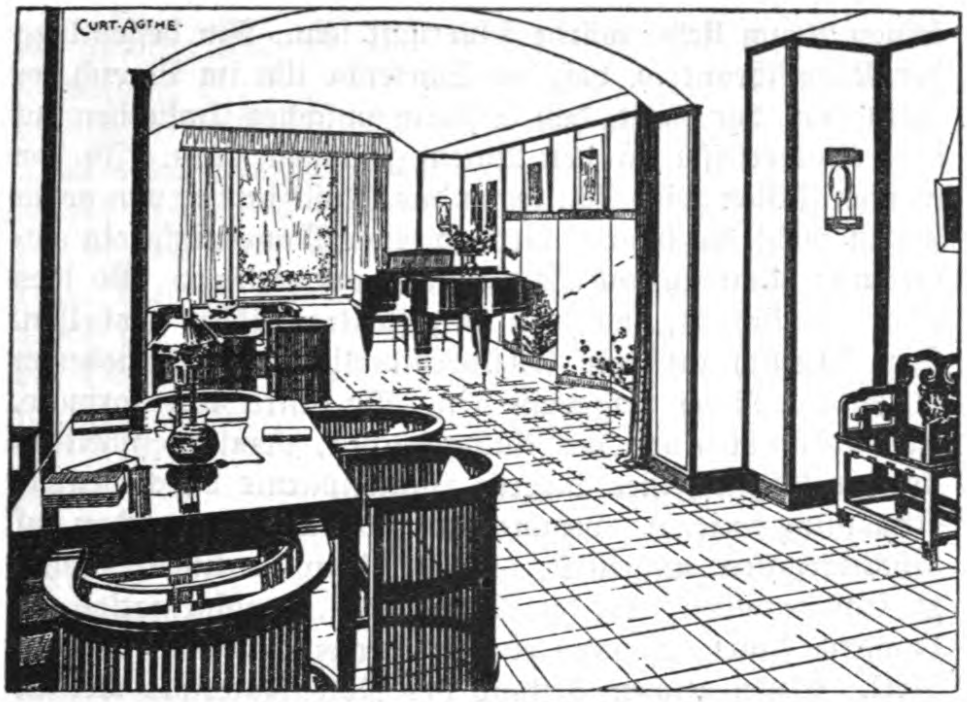
An musikalischen Hauskünsten kommen in erster Linie Klavierspiel und Gesang in Frage, das Spielen anderer Instrumente, wie Violine und Cello, erfordert nicht die besonderen, in die Möblierung eingreifenden Vorkehrungen. Außerdem werden diese Instrumente im Hause doch meist in Verbindung mit dem Klavier gespielt. In englischen, noch mehr aber in amerikanischen Häusern ist die Orgel ein allseitig beliebtes Instrument. Kein reiches Haus ist dort denkbar ohne einen Raum mit einer Orgel. In Deutschland ist das Instrument aller Instrumente bei weitem nicht in dem Maße im Hause heimisch geworden, wie es die Orgel ihrer Natur nach verdiente. Ja, es gehört geradezu zu den Seltenheiten, daß ein großes Haus eine Orgel aufweist. Es soll daher in dem folgenden Aufsatze auch von dem Musikraum mit Orgel abgesehen werden. Als Klavier soll hauptsächlich der Flügel in Betracht gezogen werden. Nicht nur, weil er das eigentliche Klavier ist und durch das später erfundene aufrechtstehende sogenannte Pianino niemals ersetzt werden kann, sondern auch, weil er mit steigendem Wohlstande der Bevölkerung an Boden gewinnt und das Pianino allmählich wieder verdrängt.

Die erste Frage, die bei der Gestaltung des Musikzimmers aufgeworfen werden muß, ist die Stellung des Flügels. Der Flügel hat eine gerade und eine geschwungene Seite, der Deckel öffnet sich in einem Scharnier an der geraden Seite. Der Flügel kann daher, wenn er nicht vollständig frei im Zimmer steht (hierzu würde schon ein sehr großes Zimmer gehören) nur so stehen, daß seine gerade Seite parallel der Wand gerichtet ist. Nur dann wird die unbenutzbare, für das Auge unerträgliche Ecke vermieden, die entstehen würde, wenn man die geschwungene Seite der Wand zukehren wollte, nur dann öffnet sich beim Aufklappen des Deckels das Klavier nach dem Zimmer hin. Neben diesem Umstand ist der wichtigste Gesichtspunkt für die Stellung des Flügels, daß der Spielende sozusagen ins Zimmer hinein spielt, und was noch wichtiger ist, daß der Sänger, der neben dem Flügel steht, ins Zimmer hinein singt. Mit andern Worten, das Instrument soll so gestellt sein, daß der Spielende oder Singende den ganzen Raum vor sich hat. Dies wird erreicht durch eine Stellung des Instruments an der einen Schmalseite eines langgestreckten Raumes oder in der einen Ecke eines mehr quadratischen Raumes.

Hiermit sind aber die Bedingungen für die Stellung des Flügels noch nicht erschöpft. Der Spieler muß Licht haben, das heißt das Notenpult muß wohlbeleuchtet sein.



Musikzimmer im Hause Muthesius in Nikolassee.
Architekt: Hermann Muthesius.



Musikzimmer im Hause Mutheſius.

Für die Abendbeleuchtung läßt ſich dies leicht durch eine künſtliche Beleuchtungsquelle erreichen, für die Tageszeit iſt es aber unbedingtes Erfordernis, daß der Flügel ſo zum Fenſter ſteht, daß deſſen volles Licht auf die Noten fällt. Ferner muß der Flügel zugfrei ſtehen, denn bekanntlich leidet jedes Inſtrument dadurch, daß es dem Zuge ausgeſetzt iſt, beſonders wenn es ungeſchloſſen bleibt und keine Schutzdecke hat. Die Schutzdecke iſt an und für ſich keine wünſchenswerte Zutat; wenn der Flügel überhaupt nicht bedeckt wird, iſt es jedenfalls für die Klangwirkung viel beſſer. Um ſo mehr muß dann aber auf den zugfreien Standort Rückſicht genommen werden. Zug entwickelt ſich im Zimmer meiſtens von den Fenſtern aus nach gegenüber liegenden Türen und Feuerſtellen, und wo ſolche fehlen, ſelbſt nach Heizkörpern hin. Es kommt nun darauf an, den Flügel ſo zu ſtellen, daß eine gerade Linie von der Zugurſprungsſtelle nach einer dieſer Zugaufnahmeſtellen den Flügel nicht berührt.

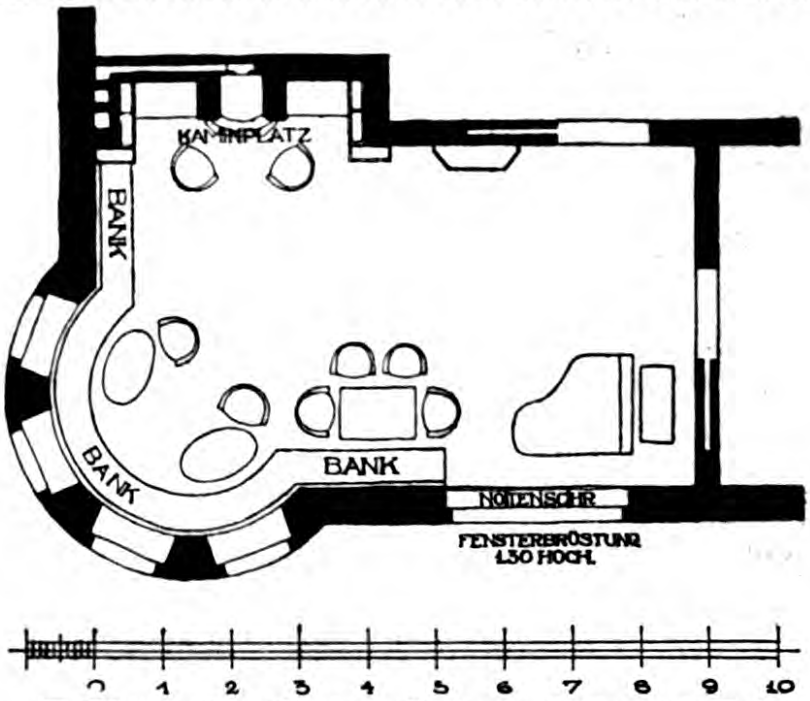
Soviel über die Stellung des Flügels ſelbſt. Zur nächſten Umgebung des Flügels gehört in erſter Linie ein geräumiger und wohl eingerichteter Notenſchrank. Eine Aufſtellung des Flügels, die einem ſolchen Notenſchrank

keinen Raum ließe, würde fehlerhaft sein. Am besten liegt der Notenschrank so, daß der Spielende ihn im Bereich der Hand hat, das heißt, daß er durch einfaches Umdrehen auf dem Klaviersessel zu den Noten gelangen kann. In den meisten Fällen wird sich, wenn das Musikzimmer von vornherein wohl durchdacht wird, in einer Mauernische ein eingebauter Wandschrank als Notenschrank ergeben. Wo dies nicht möglich ist, muß ein aufgestelltes Möbel aushelfen. Der Notenschrank muß selbstverständlich den verschiedenen Arten von Noten angepaßt sein. Da unsre Notenformate, zum Unterschied von den Buchformaten, ziemlich einheitlich sind, so läßt sich hier äußerste Platzersparnis durch genaue Anpassung erzielen. Gebundene Klavierauszüge werden auf Bücherregalen aufgestellt, die nur einen Zentimeter höher zu sein brauchen, als die Notenbände, großformatige gebundene Noten erhalten ein entsprechend höheres Bücherbrett. Einen großen Bestand des Notenmaterials werden in den Fällen, wo gesungen oder Kammermusik gespielt wird, die losen Noten ausmachen. Sie sind am besten in englischen Auszügen unterzubringen, deren Grundfläche ebenfalls wieder, um jede Platzverschwendung zu vermeiden, genau dem Notenformat entspricht. Je nach der Art der vorhandenen Noten wird man den Auszügen einen größeren oder kleineren Teil des Gesamtnotenschrankes einräumen. Die Auszüge sind entweder vorn offen und erhalten im Vorderrahmen ein kleines Schild zur Aufschrift für den Inhalt jedes Auszuges, oder, was vorzuziehen ist, sie haben eine herunterklappbare Vorderseite mit Schild und Aufschrift.

Über den Flügel selbst wäre viel zu sagen, hier sollen nur über seine äußere Form einige Bemerkungen gemacht werden. Weniger als dies bei den aufrechtstehenden Klavieren, den Pianinos, der Fall gewesen ist, hat sich die architektonische Stilseuche der letzten dreißig Jahre auf den Flügel erstreckt. Hier haben sich notorische Scheußlichkeiten nur an den Beinen, an dem Pedalgestell und an dem Notenpult eingenistet, während der eigentliche Körper des Flügels glatt und sachlich geblieben ist, wie er zuerst geformt wurde (denn er ist sozusagen nur eine Umschließung

des inneren Mechanismus). Erst die neuere kunstgewerbliche Bewegung hat sich auch des Flügels vielfach angenommen und hat versucht, ihn in eine „künstlerische“ Form zu bringen. Trotz aller Mühe und Erfindungsgabe, die darauf verwandt worden ist, kann man aber heute ruhig sagen, daß die meisten dieser Kunstflügel unangenehm berühren, und zwar deshalb, weil meist ein Zuviel an ihnen getan ist. Man hat versucht, die Form des Körpers zu verändern, die Oberfläche zu verzieren, vor allem aber eine grundsätzliche Änderung in der Unterstützung des Körpers, das heißt eben den Beinen, herbeizuführen. Mächtige Holzblöcke oder ganze Kolonien von Beinen sind unter den Körper gesetzt worden, weil offenbar die Meinung vorherrschte, daß man einen so schweren Gegenstand für das Auge viel kräftiger stützen müsse, als das die üblichen drei Beine des industriellen Flügels tun. Aber gerade in diesem aufdringlichen Aufwand von Architektur liegt das Abweisende aller dieser Versuche. Es ist hier wie mit so vielen andern Dingen im sogenannten Kunstgewerbe: die Forderungen des einfachen Sinnes sind vielfach überschritten und dadurch ist der einfache Gebrauchszweck verdunkelt worden. Gerade bei einem Musikinstrument sträubt sich das Gefühl dagegen, es zum Vorwande von Architekturübungen gemacht zu sehen. Welch schrecklicher Gedanke, etwa eine Violine oder ein Waldhorn kunstgewerblich zu behandeln? Ähnlich liegt es aber auch beim Flügel: es ist am besten, den Körper glatt zu lassen, so wie es die einfache Zweckerfüllung mit sich bringt, und für die Zusatzglieder, wie Beine, Pedalgestell und Notenpult, die allereinfachsten und anspruchslosesten Formen zu wählen. Allerdings sollte auf gutes Holz für das Gehäuse Gewicht gelegt werden. Hier ist die englische Sitte, durchweg Polisandergehäuse zu verwenden, der deutschen vorzuziehen, bei der das Gehäuse meistens aus schwarzpoliertem unechten Holze hergestellt wird.

Wird in einem Hause Kammermusik getrieben, so ist es nötig, in der Nähe des Klaviers noch Schränke für Violine, Bratsche und Cello, sowie die erforderlichen Notenpulte vorzusehen. Auch hier leistet der in einer Mauernische sitzende



Musikzimmer im Hause v. Velsen in Zehlendorf-West.
Architekt: Hermann Muthesius.

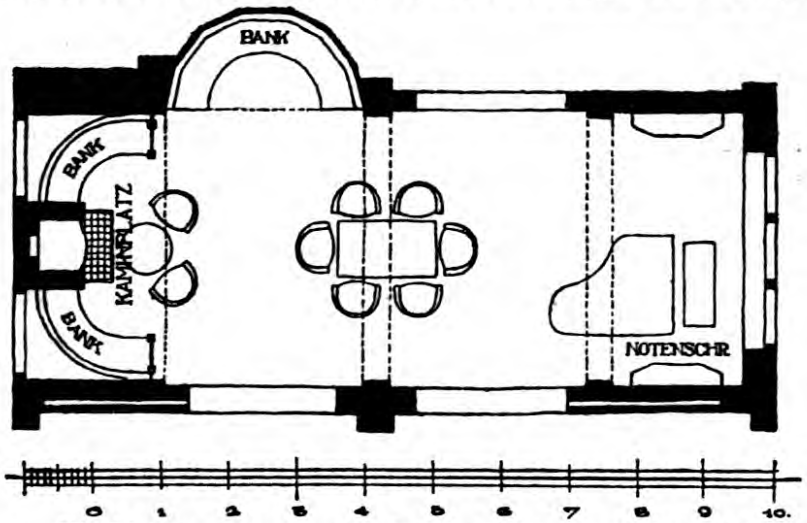
Wandschrank die besten Dienste. Und auch hier ist es ratsam, die Aufbewahrungsschränke der Größe und dem Format der Instrumente aufs genaueste anzupassen.

Ein nicht zu entbehrendes Möbel ist sodann der Klaviersessel. Die Industrie hat verschiedene Sessel mit Patentvorrichtungen zum Höher- und Niedrigerstellen auf den Markt gebracht, die sich aber meistens durch häßliche Formen auszeichnen. Will man die Vorteile dieser Stellvorrichtungen nicht entbehren, so bleibt nichts übrig, als einen neuen Stuhl in einfacher und natürlicher Form um den Patentmechanismus zu bauen. Es ist dann das Richtige, für diesen Stuhl das Holz des Flügels zu wählen. Sehr ansprechend in der Erscheinung sind Spielbänke in der Breite der ganzen Klaviatur, wie sie sonst nur, fest mit dem Instrument verbunden, bei Orgeln üblich sind. Diese Bänke bieten auch den Vorteil, daß man sie zur Aufnahme von Noten unter dem Klappsitz einrichten kann, haben aber meist den Nachteil, daß sich ihre Höhe nicht verstellen läßt.

Das Harmonium findet man, gleichsam als Ersatz für

die Orgel, häufiger in Musikzimmern vor. Seine zweckentsprechende Aufstellung ist erschwert dadurch, daß es meistens, ähnlich dem Pianino, darauf berechnet ist, mit dem Rücken an die Wand gestellt zu werden, was aber weder für den Spieler noch für die Tonentfaltung erwünscht ist. Bei fast allen auf dem Markte befindlichen Harmoniums ist das Gehäuse von besonderer Häßlichkeit. Hier hat man meistens mit gotischen Requisiten in derselben äußerlichen und sinnlosen Weise gewirtschaftet, wie bei dem Pianino mit Renaissance-, Empire- oder Muschelgarnitur-Requisiten. Eine einfache sachliche Form findet sich nur äußerst selten und müßte erst geschaffen werden. Es ist erwünscht, das Harmonium in der Nähe des Flügels aufzustellen, damit die Möglichkeit für ein Zusammenspiel gegeben ist. Dasselbe gilt auch, wenn zwei Flügel vorhanden sind, was übrigens für die sachgemäße Aufstellung nicht unbedeutende Schwierigkeiten verursacht, wenn der Raum, um den es sich handelt, nicht so groß ist, daß man zu einer Stellung der Instrumente frei im Raum schreiten kann. Bei kleineren Räumen kommt man noch am besten weg, wenn man die Flügel so gegeneinander stellt, daß die geschwungenen Seiten ineinander greifen.

Ein neues Element im Musikzimmer sind die mecha-



Musikzimmer im Hause Freudenberg in Nikolassee.
Architekt: Hermann Muthesius.

niſchen Spielvorrichtungen, wie ſie unter den Namen Pianola, Phonola uſw. eingeführt worden ſind. Zu der Sache ſelbſt Stellung zu nehmen, iſt hier nicht meine Aufgabe; für die Einrichtung des Muſikzimmers aber bringen ſie einige Veränderungen inſofern mit ſich, als für die mechaniſche Spielvorrichtung ein Seitenplatz geſchaffen, und daß ein beſonderer Schrank für die Muſikrollen oder Muſikplatten eingerichtet werden muß.

War bisher lediglich von den Einrichtungen für das Muſizieren, oder, um es auf die Perſon anzuwenden, für den Muſizierenden die Rede, ſo iſt ein nicht minder wichtiger Geſichtspunkt die Einrichtung für die Zuhörenden. Denn es liegt in der Zweckbeſtimmung des Muſikzimmers, daß es Zuhörern Aufnahme gewährt, für die dann die Forderung zu ſtellen iſt, daß ſie die Muſik in der denkbar beſten Weiſe hören und genießen können. Hier iſt das erſte Erfordernis, daß der Raum gut akuſtiſch ſei. Über die Akuſtik herrſcht bekanntlich Unſicherheit. Es gibt genug Leute, welche behaupten, daß eine gute Akuſtik ein Zufallsergebnis ſei. Tatſache iſt, daß die Bedingungen der guten Klangwirkung eines Raumes noch nicht genügend und bis in alle Einzelheiten erforſcht und dargeſtellt worden ſind. Dies trifft beſonders zu für große Räume, wie Konzerthallen, Kirchen uſw. Für Räume von der Größe der Zimmer im bürgerlichen Hauſe liegt immerhin eine genügende Reihe von Erfahrungsgrundſätzen vor, um von vornherein eine Garantie übernehmen zu können, daß der Raum gut akuſtiſch ausfalle. Die erſte Bedingung iſt das Vermeiden von ſchweren Stoffentfaltungen, Teppichen und Polſterungen. Sodann wird man die Wände und die Decke in einer Weiſe geſtalten können, die der Akuſtik förderlich iſt. Und ſchließlich kommt es darauf an, dafür zu ſorgen, daß die Zuhörer an der Stelle des Zimmers untergebracht werden, an der ſie am beſten hören.

Um Stoffe und Teppiche zu vermeiden, genügt es nicht, daß man ſie einfach wegläßt; die Raumgeſtaltung, die Behandlung der Fenſter, der Türen und des Fußbodens muß vielmehr von Anfang an ſo getroffen ſein, daß keine Veranlaſſung vorliegt, dieſe Dinge anzubringen. Am wich-

tigsten ist die Vermeidung des Teppichs. Gibt man dem Musikzimmer keinen anderen als den üblichen Stabfußboden oder Parkettfußboden aus Hartholz, so wird man dem Wunsche der künftigen Bewohner, die Zimmerausstattung behaglicher zu machen (worunter noch immer die Entfaltung von Stoffen verstanden wird), kaum Einhalt tun und kaum verhindern können, daß auch das Musikzimmer mit Teppichen belegt wird, sei es auch nur mit kleineren Persern. Es ist nötig, einen Boden einzubauen, der an sich so edel ist, daß ein aufgelegter Teppich stören würde. Dies läßt sich erreichen durch einen sorgfältig in der Farbe ausgewählten, gemusterten Boden, am besten in dunklen Hölzern, wie Wassereiche, Polisander, Mahagoni usw. Auch wenn man dabei auf einen Preis kommt, der sich auf das Doppelte des gewöhnlichen Hartholzfußbodens beläuft, ist meistens noch eine Ersparnis gegen einen Belag mit einem geknüpften Teppich vorhanden, da ja ein solcher kaum unter 25 bis 30 Mark für das Quadratmeter zu haben ist. Um Stoffentfaltungen an den Fenstern zu vermeiden, kann man den Fenstern eine Form geben, die von der üblichen Fensterform soweit abweicht, daß Vergleiche nicht mehr gezogen werden. Denn unser sogenanntes ästhetisches Empfinden ist ja zum allergrößten Teile nur Sache der Gewohnheit; Fenster ohne Gardinenbehang sehen hauptsächlich deshalb „kahl und nüchtern“ aus, weil wir sie stets mit Gardinen zu sehen gewöhnt sind. Bei breiten, in einer Reihe zusammengedrängten Fenstern wird man das Bedürfnis nach diesen schweren Stoffentfaltungen gar nicht mehr empfinden, sie weisen von selbst auf Vorhänge von leichten Stoffen hin. Schwieriger ist das Vermeiden von schweren Polsterungen auf den Sitzgelegenheiten des Musikzimmers, da ja selbstverständlich für die Bequemlichkeit der Zuhörenden gesorgt werden muß. Aber auch hier kann man wenigstens jene mammutartigen Polsteruntiere vermeiden, die sich im heutigen Gesellschaftszimmer eingefunden haben, man kann dem zierlicheren und graziöseren Holzstuhl den Vorzug geben, der Polsterung nur an den Stellen hat, wo sie unerläßlich ist.

Wie auf dem Fußboden und an den Fenstern, sollte

Stoff auch nach Möglichkeit an der Wand vermieden werden. Es ist daher nicht vorteilhaft, ein Musikzimmer mit Wandbespannung zu versehen. Selbst Tapeten erweisen sich noch als ungünstig für die Klangentfaltung. Es braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß die beste Wandbekleidung eines Musikzimmers das Holzpaneel ist. Man sitzt in einem paneelierten Raume gewissermaßen wie in einem Klanggehäuse, das den Ton in einem außerordentlichen Maße verstärkt. Freilich ist die Holzverkleidung der Wände kostspielig. Wo sie aus wirtschaftlichen Gründen ausgeschlossen ist, dient ein einfacher Wandanstrich dem Zwecke besser als jede andere Wandbehandlung. Es ist durchaus nicht nötig, daß derartige Wandanstriche nüchtern und unbehaglich wirken, sie sind jeder künstlerischen Steigerung fähig, und es ist möglich, auch einen Raum mit einer gestrichenen Wand einer hohen künstlerischen Wirkung entgegenzuführen, besonders wenn man zu gemalten Friesen, Kanteneinfassungen usw. greift oder durch Holzstreifen eine architektonische Einteilung schafft.

Von derselben Wichtigkeit wie die Behandlung der Wand ist die Behandlung der Decke. Hier empfiehlt sich vor allem eine leicht gewölbte Form, die abgesehen davon, daß sie akustisch von außerordentlicher Wirkung ist, bei einem langgestreckten Raum auch dazu beiträgt, die Raumwirkung in ihrer Charakteristik der Längsausdehnung zu steigern. Bei der heutigen Technik der Rabitzkonstruktion ist mit Leichtigkeit jede Art von Wölbung herzustellen. Das akustische Ergebnis ist bei der Raumgröße und Höhe, wie sie im bürgerlichen Hause auftritt, fast immer überraschend gut. Die gewölbte Form der Decke gibt auch Gelegenheit zur reizvollen Anordnung der Abendbeleuchtung. Wo sich eine Wölbung des Raumes verbietet, wirkt eine Holzdecke, sei es in Form einer Balkendecke oder einer Kassettendecke meistens günstig für die Tonentfaltung.

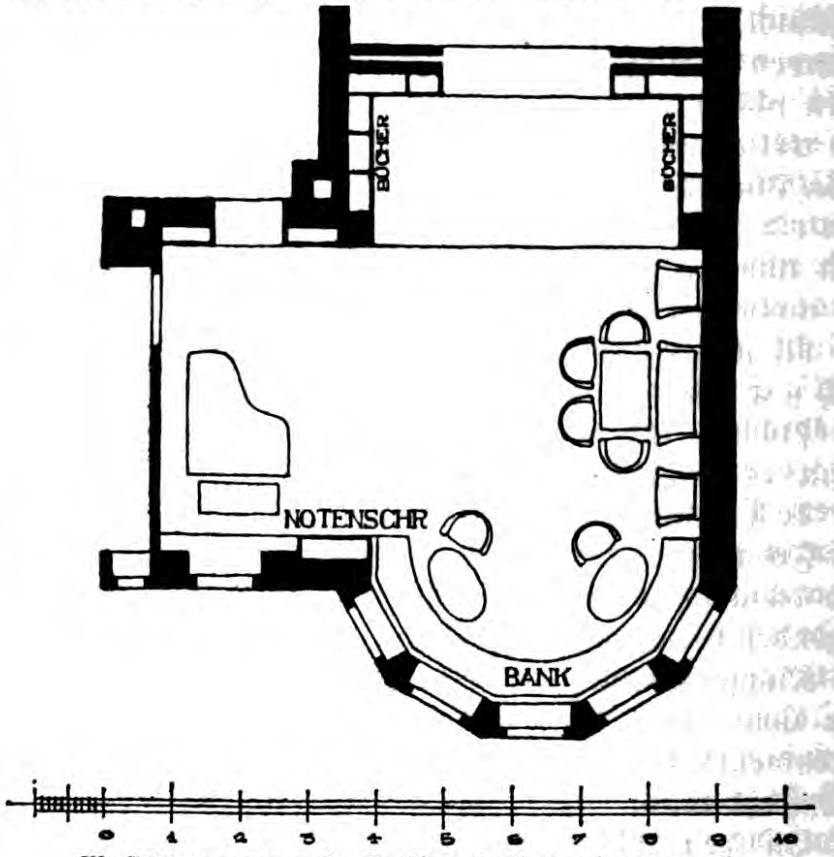
Die Anweisung der richtigen Plätze für die Zuhörer ist einer der allerwichtigsten Gesichtspunkte für das Musikzimmer. Es kommt hinzu, daß das Musikzimmer meistens das Gesellschaftszimmer sein wird, für das dann auch überhaupt die Notwendigkeit vorliegt, eine genügende An-

zahl von Sitzplätzen und diese in einer solchen Anordnung zu schaffen, daß sich kleine Gruppen zusammenscharen können. Es ist nun für das Musikzimmer von Wichtigkeit, die Sitzgelegenheiten in der richtigen Entfernung von der Ursprungsstelle der Musik und so anzulegen, daß der Ton ohne Umwege dahin entsandt wird. Die beste Sitzgelegenheit für das Anhören der Musik ist die dem Klavierplatz gegenüberliegende Ecke des Zimmers. Wenn in langgestreckten Räumen die eine Schmalseite vom Klavierplatz eingenommen wird, so ergibt sich die Gegend der andern Schmalseite als die passendste Sitzgelegenheit für die Zuhörer. Es ist gut, die Plätze der Zuhörer zu fixieren, um möglichst viele Personen unterbringen zu können. Hierzu bietet sich die beste Gelegenheit durch Anbringung fester Wandsitze. Ist ein Kamin im Zimmer, so wird dieser am besten ebenfalls an der Wand gegenüber dem Klavier angebracht. Selbstverständlich ist hier nur von einem wirklichen Kamin zum Brennen von Holz oder Kohle die Rede, nicht aber von jenen abscheulichen Attrappen, die einen Kamin heucheln und weiter nichts sind als Heizkörperverkleidungen, oder von jenen Imitationen von Kaminen, bei denen ein Gasflämmchen einen mit Glimmer bedeckten künstlichen Holzstoß aus Ton kümmerlich beleuchtet: wohl die schlimmste Verirrung der modernen Geschmacksverbildung.

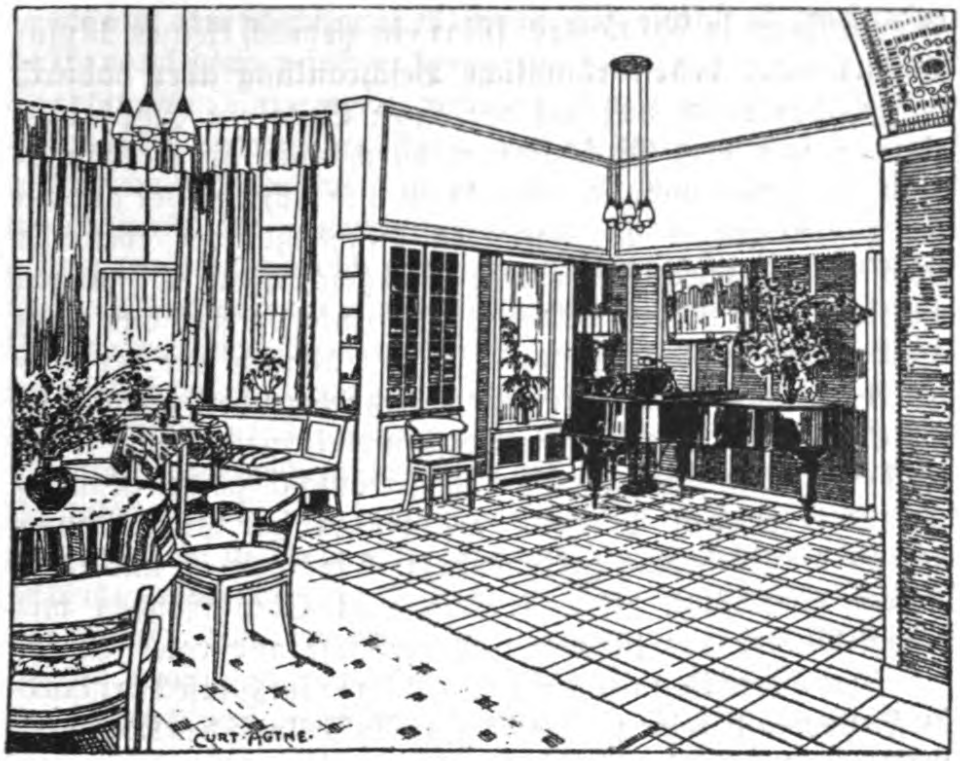
Nicht nur zur Verstärkung der Klangwirkung, sondern auch zur Steigerung der künstlerischen Raumwirkung dient ein Podium für den Flügel. Es ist jedoch nur zulässig, wenn es architektonisch verarbeitet ist und ohne Zwang sich dem Raumgedanken einfügt. Am besten wird es in der Form einer kleinen Bühne gestaltet werden; die hier und da angetroffene Aufstellung des Flügels in einer höher liegenden seitlichen Nische hat den Nachteil der Behinderung der Klangentfaltung. Gewünscht wird das Podium häufig von Quartettspielern, weil die Klangwirkung der Streichinstrumente durch den besondern Resonanzboden günstig beeinflußt wird.

In den Abbildungsbeispielen sind eine Reihe von Musikzimmern aus Häusern vorgeführt, die der Verfasser in den letzten Jahren gebaut hat. Bei der Gestaltung

dieſer Muſikzimmer iſt verſucht worden, die hier geſchilderten Grundſätze zur Durchführung zu bringen. In der erſten Abbildung, dem eigenen Hauſe des Verfaſſers in Nikolasſee entnommen, handelt es ſich um eine Verbindung zweier Zimmer zu einem großen Muſikzimmer. Beide Zimmer ſind durch einen Mauerbogen getrennt, deſſen Öffnung durch einen leichten Vorhang verſchloſſen werden kann, wenn der Gebrauch der Zimmer das erfordert. Der Flügel ſteht an der einen Schmalſeite, iſt gut beleuchtet und hat einen geräumigen Notenſchrank zur Seite. Der Raum iſt mit einer mit flachem Stichbogen gewölbten Decke überdeckt und wird außer von einem großen Fenſter, das gleichzeitig zur Aufſtellung von Blumen dient, durch drei gruppierte Fenſter in der Längswand beleuchtet. In den Niſchen dieſer Fenſter ſtehen die Heizkörper, deren Verkleidung zur An=



Muſikzimmer im Hauſe Bernhard in Grunewald.
Architekt: Hermann Muthesius.



Musikzimmer im Hause Bernhard.

bringung von Bänken Veranlassung gegeben hat. Auf diese Weise ist sehr reichlich Sitzgelegenheit geschaffen, die noch durch zwei Gruppen von Tischen mit Stühlen verstärkt wird. Der Raum hat einen Fußboden aus Wassereiche und weißgetünchte Wände, auf denen eine Einteilung mit Wassereicheleisten angebracht ist. Er ist ausgezeichnet akustisch.

Eine mehr gedrungene Gestalt hat das große Musikzimmer aus dem Hause v. Velsen in Zehlendorf-West. Der Flügel steht in einer zuggeschützten Ecke, da das anschließende große Seitenfenster eine sehr hohe Brüstung hat. In dieser Brüstung ist ein geräumiger Notenschrank angebracht. Der große, sich weit herausbauchende Eckerker des Zimmers gab Gelegenheit zur Anbringung einer ansehnlichen Reihe von Banksitzen. In einem Rücksprunge gegenüber der Flügelecke liegt eine Kaminnische mit einem mächtigen Feuerkamin, zu dessen Seiten sich wieder Sitzbänke befinden. So gruppiert sich in diesem Zimmer die ganze Zuhörerschaft an der für die Klangwirkung besten Seite des Zimmers.

Das dritte Beispiel, ein Musikzimmer aus dem Hause

Freudenberg in Nikolassee, führt ein ziemlich kleines Musikzimmer vor, dessen räumliche Beschränkung aber dadurch aufgehoben wird, daß auf der einen Seite ein Empfangszimmer mit dem Musikzimmer durch eine große Maueröffnung in Verbindung gebracht ist und sich auf der andern Seite ein großer Wintergarten anschließt, der ebenfalls zwei große, durch Schiebetüren abgeschlossene Öffnungen enthält. Der Raum bildet somit sozusagen nur das Herz einer größeren Raumgruppe. Er hat ähnlich wie der vorher betrachtete Raum reichliche Sitzgelegenheit durch feste Bänke in einer der Musikecke gegenüberliegenden halbkreisrunden Conche und einen sich dieser anschließenden Kaminplatz mit runden Bänken. Der Raum hat Paneelierung bis an die Decke aus Zitronenholz. Die Decke ist mit einer Tonne überwölbt. Der Fußboden ist Stabfußboden mit einem Muster aus schwarzer Wassereiche und roter Buche.

Das vierte Beispiel, das Musikzimmer im Hause Bernhard im Grunewald, zeigt zwar eine gute Aufstellung des Klaviers, indessen ist in diesem Falle das Zimmer nicht lediglich nach dem Gesichtspunkte des Musikzimmers gestaltet worden, sondern es handelte sich auch darum, einen Raum zum Tanzen zu schaffen. Dies wies auf eine mehr gedrungene Grundform hin. Die große runde Bank in dem sich mächtig herauswölbenden Fenstererker kommt daher hauptsächlich als Sitz für die Zuschauer des Tanzes in Betracht. Der diesem Erker gegenüberliegende Rücksprung ist als Bücherische ausgebildet und mit einer Tonne überdeckt. Von ihr aus vermittelt eine große Schiebetür die Verbindung nach einem sich anschließenden Eßzimmer, das bei Musikaufführungen zu dem Musikzimmer leicht hinzugezogen werden kann. Der Fußboden ist aus schwarzer und grauer Wassereiche gebildet, die Wand hat eine Verkleidung mit Roßhaarstoff unter weißen Holzleisten. Alles Mobiliar ist wie dieses Holzgerippe der Wand weißlackiert, ebenso die reichlich vorhandenen Bücherschränke in den Wandflächen. Der Flügel ist schwarz, die Stoffbezüge und Fenstervorhänge zeigen ein rotes Muster.

Alle hier vorgeführten Musikzimmer sind akustisch gut, in allen ist reichliche Sitzgelegenheit für die Zuhörer geschaffen, und in allen ist bei Vermeidung von Stoffent-

faltungen ein festliches und heiteres Gepräge erreicht. Die Beispiele beziehen sich auf mittlere und reichere bürgerliche Verhältnisse. In ganz großen Häusern, etwa in Schlössern, wo es sich um große Musik- und Festsäle handelt, treten natürlich noch andere Anforderungen, wie etwa die einer hochgesteigerten monumentalen Wirkung, auf. Solche Aufgaben kommen aber im Alltagsleben verhältnismäßig selten vor. Dagegen gehört es zu den täglichen Aufgaben des Architekten, in den landläufigen bürgerlichen Wohnverhältnissen die bescheideneren, aber nicht minder wichtigen sachlichen Erfordernisse durch gute Raumgestaltung und richtige Anordnung aller Einzelbestandteile des Raumes zu erfüllen. In dieser Beziehung ist noch viel zu tun. Die Hausgrundrisse werden vielfach ohne genügendes Eindringen in alle Einzelerfordernisse des häuslichen Lebens gestaltet. Und ebenso wie hier für das Musikzimmer die Anforderungen einmal klarzustellen versucht worden sind, ließe sich für jede andere Art von Zimmer, das Arbeits- und Bücherzimmer des Herrn, das Zimmer der Dame, das Eßzimmer, vor allem aber die Schlaf-, Ankleide- und Kinderzimmer ein Programm aufstellen, dessen genaue, bis in die kleinste Einzelheit gehende Erfüllung die erste Aufgabe des Architekten sein müßte, eine Aufgabe jedenfalls, die für das Wohnen im Hause viel wichtiger ist, als die Sorge um die Fassade und das Aussehen des Hauses von der Straße aus. Und zum Wohnen werden schließlich unsere Häuser gebaut!

Legende
von den süßen Broten.

Von Hermann Hesse.

Die vielen ehrwürdigen Berichte der Vorväter über das Leben der gottseligen Einsiedler in der Wüste Thebais erzählen gar häufig davon, wie vielerlei Versuchungen der Teufel diesen geprüften Heiligen erregte. Daß jedoch Gottes Güte selber einem solchen Einsiedler zur Versuchung gereichte, davon erwähnt der heilige Johannes von Ägypten in einer seiner Predigten ein lehrreiches Beispiel.

In Heliopolis in Ägypten lebte ein wohlhabender Mann. Ohne gerade einen besonders verworfenen Lebenswandel zu führen, liebte er doch die Dinge dieser Welt. Er besuchte den Zirkus und die Bäder, salbte sein Haar mit Rosenöl, kleidete sich in feine Stoffe und besuchte, ohne jedoch ein völliger Wüstling zu sein, je und je die Buhlerinnen in ihren Häusern. Da er von friedfertiger und etwas träger Natur war, neigte sein Herz besonders den Genüssen der Tafel zu. Er suchte stets das feinste und zarteste Weizenbrot zu erhalten, ließ sich von den Händlern Geflügel, Wildbret und auserlesenes Obst in sein Haus bringen, und nie war er so glücklich und zufrieden, als wenn er vor der Essenszeit in die Küche trat und einen köstlichen Bissen am Spieß oder auf dem Roste braten fand.

Diesen wohlzufriedenen Mann rührte eines Tages, da er nach einer reichlichen Mahlzeit sich mit Schmerzen niederlegen mußte, die Hand des Herrn so mächtig an, daß er die Eitelkeit seines Wandels mit Schrecken erkannte und sogleich beschloß, von Stund an einzig für das Heil seiner Seele zu leben. Alsbald suchte er den Umgang frommer und ehrwürdiger Christen, mied alle böse Freundschaft mit Eifer und veränderte sich mit Gottes Gnade so

sehr, daß er ein Gelübde tat, hinfort jeder Luſt dieſer Welt Valet zu geben und ſein Leben als ein büßender Eremit in Entſagung und Gebet hinzubringen.

Alſo zog er, wie es zu jenen Zeiten gar viele fromme und nach Gott dürſtende Männer nach dem Beiſpiel der heiligen Antonius, Johannes und Hilarion taten, von der Stadt Heliopolis hinweg in die grimmige Wildnis, ſuchte an einem wüſten Orte eine Felſenhöhle und blieb daſelbſt. Er bereitete mit bloßen Händen ein winzig kleines Stücklein Boden notdürftig zu, ſäte eine Handvoll ſchlechtes Korn und Linſen und nährte ſich von dem geringen Ertrag dieſer Arbeit. Nach dem Beiſpiel der heiligen Väter nahm er niemals Speiſe zu ſich, ſolange die Sonne am Himmel ſtand, ſondern aß erſt nach dem Untergang der Sonne und auch da nur wenige Körner oder in Waſſer erweichte Linſen, und trank dazu aus einer nahen Quelle. Auch in allem übrigen eiferte er jenen frommen Einſiedlern nach, mit Beten, Lobſingen, Faſten und jeglicher Bußübung. Sein ehemals ſo ſchön geſalbtes und duftendes Haupthaar wuchs nun wild und lang und ward voll Staub und von der Sonne gebleicht, der Bart hing ihm unbeſchnitten auf die bloße Bruſt herab, ſein Leib wurde mager, ſeine Haut riſſig und ſein Antlitz ſchmal und braun. Er verdroß ſich aber deſſen nicht, ſondern achtete es für Gewinn, ſein Fleiſch zu peinigen und das Opfer ſeiner freiwilligen Armut Gott darzubringen.

Dieſen Bemühungen ſchaute ein kleiner Engel mit Vergnügen zu, der mit andern ſeinesgleichen jene abgelegene Gegend nicht ſelten beſuchte, um ein Auge auf die Einſiedler daſelbſt zu haben. Der kleine Engel fand ein abſonderliches Gefallen an dieſem Büßer und war ihm gar oft unſichtbar nahe, um ſeine Seufzer und Gebete anzuhören und vor Gott ein Zeuge ſeiner Hingebung und Innigkeit zu ſein. Er faßte zu dem eifrigen Beter eine beſondere Liebe und gedachte ſchon mit Freuden des Tages, da er ihn im Paradieſe begrüßen und zum Freunde haben würde. Denn die ſanftmütige und friedfertige Art des Einſiedlers war dem Engel gar lieb, welcher ſelbſt von einem zufriedenen, heiteren und friedlichen Weſen war.

Der kleine Engel, nachdem er mehrere Jahre lang den guten Büßer still beobachtet hatte, faßte sich endlich ein Herz, trat vor Gottes Thron und sprach: „Ich kenne einen Heiligen in der Wüste, der führt ein gar demütiges und armes Leben um Deiner Ehre willen seit manchen Jahren. Erlaube mir, daß ich diesem ein wenig Trost und Freude bringe, als ein Zeichen Deiner großen Güte."

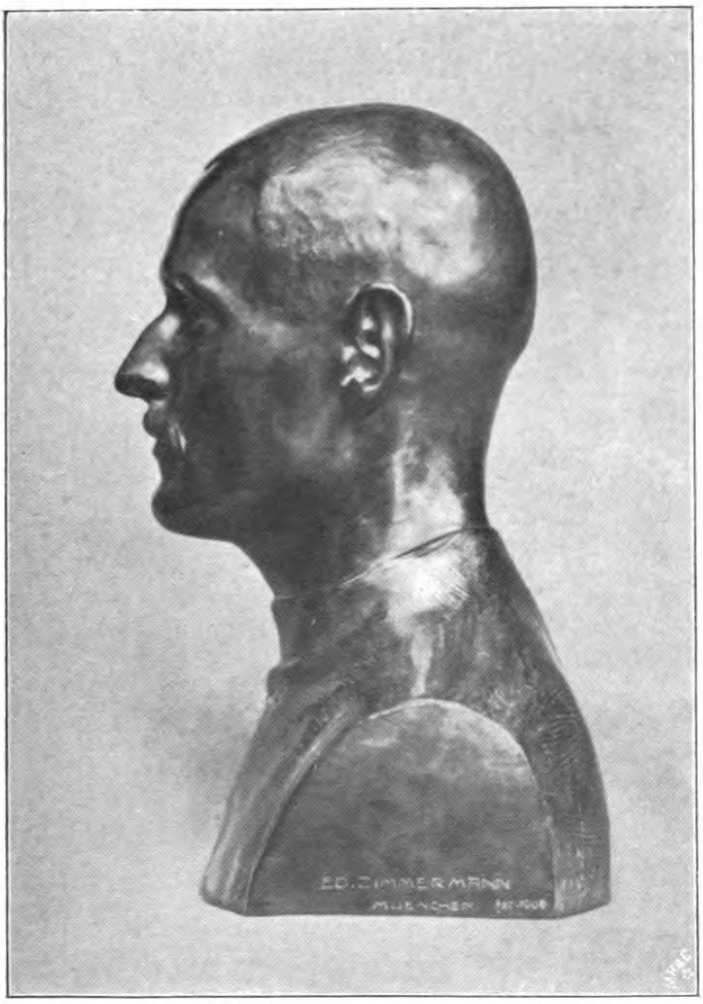
Da fragte der Herr: „Was tut denn dieser dein Einsiedler Besonderes, daß du ihn vor andern beglücken willst?"

Und der Engel sagte: „Ach, er tut gar nichts Besonderes. Er ist viel zu demütig und einfältig in seinem guten Herzen, als daß er etwas Besonderes tun sollte. Und er gefällt mir so gut."

Da lächelte der Herr und sagte: „Gut, ich erlaube dir, daß Du ihm eine Freude bereitest. Aber verdirb ihn mir nicht!"

Der kleine Engel stimmte ein lautes Loblied an, klatschte in die rosigen Hände, schlug mit den weißen Flügeln und eilte in die Wüste, wo der Büßer seine Wohnung hatte. Da er ihn betrachtete und sich besann, welcherlei Liebes er ihm wohl erweisen sollte, ging eben die Sonne am Rande der Wüste unter, und der fromme Mann ging hin, sich eine Handvoll dürrer Linsen ins Wasser zu legen. Da wußte der kleine Engel plötzlich, was er tun wollte, und flog davon.

Als am folgenden Abend der Einsiedler den Felsen verließ, auf dem er zu beten pflegte und der schon von seinen Knien ausgehöhlt war, und als er in seine Höhle trat, da stieg ihm ein feiner, lange nicht mehr empfundener Duft in die Nase. Und er fand auf dem steinernen Tische drei Brote liegen, die waren weiß wie Schnee und weich wie Wolle und honigsüß. Er roch an ihnen, er betastete sie, er brach eine Krume ab und führte sie zum Munde. Da ging ein stilles Leuchten über sein Antlitz, er kniete nieder, dankte Gott für seine wunderbare und köstliche Gabe und erkannte, daß er nicht umsonst eine lange Zeit hindurch so viel Entbehrung auf sich genommen habe. Alsdann setzte er sich nieder, aß das erste Brot und fand, daß es nach Honig schmeckte. Das zweite schmeckte nach Pfirsich und war auf Zunge und Zähnen dem Fleische



Hermann Hesse

Skulptur von Ed. Zimmermann.

reifer Pfirsiche ähnlich. Das dritte, das er langsam kostend verzehrte, duftete noch köstlicher und hatte den Geschmack der Ananas. Bei diesem Wohlgeschmack seufzte der begnadete Büßer leise wie in einem Traume, und eine Träne floß ihm über die magere braune Wange in den langen Bart.

Den andern Tag beging er seine Übungen mit Dankbarkeit und großem Eifer. Gegen Abend jedoch blickte er manchmal nach dem Stande der Sonne, und kaum war ihre rote Scheibe am weiten Horizont verglüht, da trat er eilends in seine Höhle, nach dem Tisch zu schauen. Und siehe, wieder lagen drei Brote da, groß und weiß und flaumenweich, und sie schmeckten nach Äpfeln, nach Himbeeren und nach Quitten. Das Quittenbrot entlockte dem dankbaren Frommen wieder einen Seufzer, der Lust sowohl wie Wehmut bedeuten konnte.

Am dritten Tage war kaum der Mittag überschritten, so fing der Einsiedler an, seine Gedanken gen Abend zu lenken und gab sich einer heftigen Neugierde hin, welcher Art die heutigen Brote sein möchten. Dazwischen überwand er sich wieder, betete und warf sich nieder, aber zwischen den Gebetsworten und den Namen Gottes mußte er immer wieder bald an Erdbeeren, bald an Spalierbirnen, bald an frische Butter oder an Hühnersulz denken. Dennoch gelang es ihm, seiner unlautern Gedanken nochmals Herr zu werden, und am Abend verharrte er im Gebet, bis die letzte schwache Spätröte am Himmel erloschen war. Dann erst ging er zu Tische, und er fand drei neue Brote, von welchen eines mit rosigem Thunfisch, eines mit Austern und das letzte mit Erdbeeren zubereitet erschien.

Nach der Mahlzeit hatte er keine Lust, den Felsen nochmals zu ersteigen und zu beten, er sprach sitzend ein kleines Dankgebet und legte sich alsdann satt und wohlig nieder, schlief bis in den Tag hinein und träumte von lauter eßbaren Dingen, an die er seit Jahren nicht mehr gedacht hatte.

Am Morgen strafte er sich und beschloß Gott zu bitten, daß er ihm keine Brote mehr sende. Allein er brachte

dies nicht über sich, da es als eine Undankbarkeit und Anmaßung erscheinen mußte, wenn er Gottes Gnadengabe zurückwies. Dafür entschloß er sich morgens, heute keines von den Broten zu essen. Um Mittag dann gab er ein wenig nach und nahm sich vor, wenigstens nur eins zu nehmen. Am Abend aber aß er zwei. Das dritte, von dem er nur den Duft genossen hatte, ließ er liegen, als er zur Ruhe ging. Doch konnte er in dieser Nacht nur wenig schlafen. Nach einer Stunde erhob er sich und schaute nach dem Brot, nahm es in die Hand und legte es wieder hin. Und wieder nach einer Stunde erhob er sich von neuem, fest entschlossen, das Brot nun doch zu essen. Aber nun war es verschwunden.

Es begannen böse Tage für den Einsiedler. Bald gelang es ihm, ein Brot oder gar zwei liegen zu lassen, bald aß er wieder alle, und nie war er mit seinem Tun zufrieden. Mit der gesegneten Speise aber kehrte das Blut in seine Wangen und die Kraft in seinem Leibe wieder. Er träumte von herrlichen Tafeln voll erlesener Gerichte, von süßem, gelbem Cyperwein in hohen enghalsigen Krügen, von lauen wohlriechenden Bädern. Und weiter von weißen und farbigen Kleidern, von Salben und gepflegten Händen, von einem weichen, wohligen Bette und von den Griechinnen, Syrerinnen und ägyptischen Buhlweibern, die er ehedem gekannt hatte.

Schließlich versäumte er Arbeit und Gebet immer mehr, sehnte sich den ganzen Tag nach dem Sonnenuntergang und blieb lange Stunden auf seinem schlechten Laublager liegen. Der kleine fröhliche Engel sah mit Kummer, was er angerichtet hatte. Dem Büßer seine Brote ganz zu entziehen wagte er nicht, da jener sonst leicht an Gottes Gnade hätte verzweifeln können. Aber bald legte er nur ein einziges, bald nur noch ein halbes Brot hin, und je übler der Einsiedler sich den Tag über gebärdete, desto weniger und desto schlechteres Brot fand er am Abend sein warten.

Dem armen Büßer war jedoch auf diese Weise nicht zu helfen. Das Heimweh nach seinem Weltleben, nach den vollen Schüsseln und allen Vergnügungen der Stadt Helio-

polis hatte ihn mächtig angefallen. Wohl tat er immer wieder in Zerknirschung Buße, wenn er beim Anblick einer geringeren Speisung seiner Sünde gedachte, allein die Versuchung war stärker als er, und schließlich siegte das Fleisch und ließ ihn untreu werden. Er steckte zwei Brote und einen Beutel mit Linsen zu sich und beschloß, durch die Wüste einen Weg heimwärts zu suchen und dort sein ehemaliges Wohlleben wieder zu beginnen.

Eifrig machte er sich auf den Weg, und der kleine Engel sah es mit Entsetzen, flog zu Gottes Thron, bekannte alles und legte sich weinend zu des Herrn Füßen.

Der Einsiedler aber eilte voll lüsterner Gedanken dahin, hob seine Füße wie im Tanz und verachtete schon seinen elenden härenen Rock, den er so lang zu Gottes Ehre getragen hatte. Allmählich ward er jedoch müde, und als es auf den Abend ging und er noch kein Ende der Wüste ersah, war er froh einige Hütten zu erblicken, wo andere Büßer in Gemeinschaft wohnten.

Er trat zu ihnen hinein, grüßte sie und bat um ein Obdach. Und sie empfingen ihn in christlicher Brüderschaft, boten ihm Wasser und Nüsse, aßen mit ihm und begannen sodann zu fragen, von wannen er käme. Und da er erzählte und ihnen als ein großer Heiliger erschien, erwiesen sie ihm Ehrfurcht, baten um seinen Segen und fingen ernstliche und erbauliche Gespräche mit ihm an. Er hörte beklommen zu und gab wenig Antwort; er sehnte sich von diesen Brüdern hinwegzukommen, da er ganz andre Gedanken und Absichten in sich verbarg. Doch mußte er ihnen Bescheid geben, und indem er von seinem langen Einsiedeltum berichtete, fiel es ihm auf die Seele, wie nahe er Gott gewesen war und wie weit er sich nun von ihm entfernt hatte.

Endlich redete einer der Brüder, der noch jung war, ihn an und sagte: „Lieber Vater, gib du mir einen Rat. Ich habe kein anderes Verlangen, als meine Seele unversehrt zu Gott zu bringen. Nun aber bin ich noch jung und bin noch nicht lange aus der argen Welt entflohen, und manchmal fällt mich Versuchung und Fleischeslust an, daß ich an Gelage und Wohlleben und Weibsleute denken

muß. Da du ein Heiliger und mein Vater in Chriſto biſt, bitte ich dich, daß du mir ſageſt, wie ich dieſer Anfechtungen Meiſter werde."

Da brach der Einſiedler in Tränen aus, klagte ſich an und bekannte den Brüdern alles, was mit ihm geſchehen war. Sie tröſteten ihn, beteten mit ihm, behielten ihn einige Tage in ihrer Mitte und entließen ihn danach als einen von neuem Geretteten, der unverwandt ſeine vorige Höhle wieder aufſuchte, Buße tat und zu dem heiligen Leben zurückkehrte.

Er fand keine Brote mehr auf ſeinem Tiſche und mußte wieder im Schweiße ſeines Angeſichts den kleinen ſteinigen Acker mit Korn und Linſen beſtellen. Der kleine Engel aber ſtand ihm ungeſehen bei und trug, als die Stunde für ihn gekommen war, ſeine befreite Seele lobſingend zum Himmel empor.

Verklärung.

Aus Deinem dunklen Zimmer Geigenflehen.
Ich ſeh' Dich doch. Es fällt Laternenlicht,
Durch das Gardinenſchatten ſeltſam wehen,
In Dein von Schmerzen ſchweres Angeſicht.
Ich kann nicht mehr an Dir vorübergehen,
Ich lauſche tief, was Deine Geige ſpricht.
Bald wirſt Du ganz in weißen Sternen ſtehen,
Indes Dein Bogenſtrich mein Glück zerbricht.

Friedrich Otto.

Sehnſucht.

Einen höchſten Berg hatt' ich erſtiegen,
Über mir den blauen Himmelstag,
Große, fremde Vögel ſah ich fliegen,
Sonnenwärts, mit raſchem Flügelſchlag.

Nehmt mich mit! Ich kann nicht höher ſteigen.
Zu den Sternen führt kein Weg empor.
Euch doch ſind die ſeligen Weiten eigen!
— Aber ſchon verhallte fern ihr Chor.

Abwärts ſtieg ich unter Wälderſauſen,
Bäche ſtürzten neben mir zu Tal.
Immer hört' ich nur das mächtige Brauſen
Dieſer Schwingen, hört es mir zur Qual:

Bleibe nur in Deiner ſtillen Hütte,
Wo ein kleines Glück Dir aufgetiſcht,
Und auf Deines Herdes Feuer ſchütte
Neue Kohlen, daß es nicht erliſcht.

Aber immer treibt es mich nach oben,
Endlos kuppelt ſich das Himmelsdach,
Und, die Arme ſehnſuchtsvoll erhoben,
Weint mein Herz den großen Vögeln nach.

Guſtav Falke.

Ein Liebesbrevier vor 100 Jahren.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Ich bin oft voller Bewunderung über die Feinheit und Sicherheit im Urteil, womit Frauen die kleinen Züge an einer Person erfassen. Aber einen Augenblick später beobachte ich, wie sie einen Dummkopf in den Himmel heben, sich von einem Schwätzer zu Tränen rühren lassen oder unechtes Getue als ernsten Charakterzug nehmen ...

Sie haben einen Vorzug an einem Manne entdeckt, sind über eine Einzelheit entzückt und lassen diese hemmungslos auf sich einwirken, ohne für alles andere an ihm die geringste Aufmerksamkeit zu haben."

Der Mut der Frauen hat einen Rückhalt, der dem Manne fehlt. Sie empfinden unbewußt ihr Selbstgefühl durch ihre Liebe verletzt und haben daher eine große Freude daran, im Drange der Gefahr es mit der Festigkeit des Mannes aufzunehmen, der sie so oft durch seinen Stolz als Beschützer und durch seine Kraft verletzt hat. Die Macht dieses Genusses hebt sie über jede Furcht hinaus."

Je mehr in einer Liebesbeziehung sinnlicher Genuß an die Stelle dessen tritt, was einstmals die Hingabe begründete, um so mehr wird diese Liebe der Unbeständigkeit und der Untreue zugänglich. Am deutlichsten zeigt sich das bei einer Liebe, deren Entwicklung die Lebhaftigkeit der Jugend begünstigt hat."

Drei herausgegriffene Absätze aus Stendhals „De l'Amour", einem Buche von dreihundert Seiten, dessen Kapitel, wie die Bücher Nietzsches, aus gedrängten, geistig eng verdichteten Aphorismen bestehen. Ein Buch voller Feinheit, Erfahrung, Beobachtung, Originalität und Rücksichtslosigkeit. Ein Brevier der Liebe, aber nicht so sehr eines der Anleitung, als des zusammenfassenden Rückblicks, der Psychologie. Rückblick auch durch den Zeitpunkt des Erscheinens: der Epilog eines ungewöhnlichen Franzosen auf das Jahrhundert der Galanterie und auf die nicht minder leichtfertige Zeit der Nachrevolution. Der Schlußstrich einer neuen, mit ihren noblen Passionen ins englische High-life eingeschwenkten Zeit über die zu Ende gelebte Zeit der Liebe als des gesellschaftlichen Lebensinhaltes.

Stendhals Zeit — die seiner jungen Jahre — ist noch die Zeit des in jedem Manne von Selbstgefühl herausgeforderten Don Juan. Nicht zufällig drängen sich in jenem ganzen Zeitalter die dichterischen und musikalischen Behandlungen des Don Juan-Problems, von Gluck und Mozart bis Byron, Lenau und Grabbe, und wird auf jeder kleinen Wanderbühne und Schmiere irgend ein nach Molière oder Goldoni mehr oder minder possenhaft zurechtgestutzter Don Juan tragiert. Darum ist es das Thema der Zeit, weil die — Ehemänner, mit skrupelloser Objektivität gesagt, es nicht anders zu wollen scheinen und weil die Frauen, so wie sie damals im Ganzen sind, es kaum besser möglich machen und verdienen. Die Empfindung hiervon geht aber durch das Stendhalsche Buch nun schon als eine Verstimmung, und es fehlt an langen Kapiteln nicht, wie es schöner sein könnte und einmal werden müßte, durch Erhebung der Frauen selbst und durch Erhebung der Männer in ihrem Verhältnis zu ihnen.

Es ist nichts Mephistophelisches in diesem Autor, es sei denn etwas von dem, wie Gabriel Max den Mephisto einmal gemalt hat: traurig, überdrüssig, hoffnungslos. Die Moral von Stendhals Zeit ist eine furchtbare Lüge. Und zwar eine, die jedermann als solche kennt, an die niemand als der ganz Dumme glaubt. Wie soll zu

ſolcher Moral ein klarer, ſtarkgeiſtiger Menſch hinflüchten, wie wird er ſich nicht lächerlich vorkommen, wenn er die Tugend lobt? Die Frauen — ja, es gibt ſolche, die verehrungswürdiger oder anziehender und die ſchöner ſind, als das wahre Antlitz der Allgemeingültigkeit. Und von ihnen handelt faſt mehr, als es will, dies Buch, das zu vier Fünftel von der wahren Liebe aus Herzensneigung ſpricht. Es gibt nach ihm ſolche Frauen inſonderheit in Deutſchland, denn dort wachſen ſie als Mädchen ſchon in einer anſtändigen Freiheit, in einem Gefühl des Lebens auf, anſtatt im Kloſter zu ſtecken und dort nichts als Ave Maria's, lüſterne Liedchen und dumme Regeln des äußerlichſten Benehmens zu lernen. Im proteſtantiſchen Deutſchland, dort gibt es ſie, in dieſem phänomenalen Lande einer in herzlicher Treue gipfelnden Liebe und der glücklichſten Ehen der Erde (Kap. 62). „Ein deutſches Mädchen, ſeelenvoll und geiſtreich, mit edlen und feinen Zügen und der friſchen Lebhaftigkeit ihrer Jugend, anſtändig und infolge der dortigen Erziehungsweiſe auch natürlich und aus dem gleichen Grunde nicht über das nützliche Maß kirchenfromm, vermag ohne Zweifel ihren Gatten ſehr glücklich zu machen. Darf man aber hoffen, daß ſie als Gattin unter all dieſen ſtumpfſinnigen Hausmama's ſo, wie ſie als Mädchen war, noch bleibt?“

So richtet ſich die unſchwer verſtändliche Anklage des Buches gegen die romaniſche Erziehung und gegen die Frau als ihr Produkt. Die ſcheinbare Unmoral des Autors iſt der Vorſtoß eines Mannes von Geſchmack und Urteil, der Europa als napoleoniſcher Offizier oder als lang verweilender Reiſender kennen gelernt hat und der aus der Summe der Vergleiche zu ſeinen Ergebniſſen kommt. Freilich, um aus dieſen noch eine neue Lebensidee zu finden und gar ein erzieheriſcher Reformator des ſo ſchonungslos gekannten Gebietes zu werden, dazu fehlt denn doch die gleich ſtarkwillige Kraft. Es tritt ein hemmendes Bedenken des feineren Gewiſſens hinzu, die allzuviele perſönliche Erinnerung. Und ſo bleibt unſer Autor mit Philoſophie und Sarkasmus der Deſiderius Erasmus und hat die Möglichkeit verloren, als ein wollender und handelnder Luther zu erſtehen.

Aus der Sachlage, wie sie damit angedeutet ist, versteht sich dieses Buch, aus ihr muß auch der Autor verstanden und bemitleidet werden. „Es gibt im ganzen keine dreißig Spielarten der Frauen, und wenn man von jeder zwei bis drei geliebt hat, werden sie einem herzlich über." Das ist der Standpunkt des Sammlers, der eine Spezialität sammelt und eines Tages alle Exemplare hat. Aber es ist die Beziehung zu etwas nur Gegenständlichem, zwar Lebendem, doch Unbeseeltem.

Aus dem Milieu heraus betrachtet, verliert auch Stendhals unwillkürliche Behandlung der Ehe — sie ist ihm als Hindernis so gleichgültig, wie dem Sammler die Ehe der Schmetterlinge, die er jagt; er denkt nur über sie nach — das grob Anstößige, und seine Rücksichtslosigkeiten verkehren sich in die Anforderung einer größeren Zartheit aus einer brutalen Wirklichkeit heraus. Man muß nur an die Entstehung dieser romanischen Ehen denken, wo die Mädchen als fertig erzogen aus dem Kloster geholt werden, um den von den Eltern ausgewählten Mann zwei-, dreimal an der Familientafel zu sehen und ihm dann angetraut zu werden. Es ist die Kehrseite der deutschen Sitte, wie sie Stendhal zu seiner Zeit sieht: hier lebt das Mädchen seine Jugendjahre in einer frei zugestandenen Vielseitigkeit des geselligen Vergnügens und seiner Neigungen; als Frau wird sie dann hausbacken und existiert nur noch für „ihn" und die Kinder. In Frankreich wird sie erst einmal Frau und kommt hinterher zu einem rumorenden Bewußtsein der bisher unentdeckten Wünsche ihres eigenen Lebens.

Die Verhältnisse, wie sie liegen, bringen Stendhal zu dem Zynismus, daß er, aus aller theoretischen Sympathie für eine nach ruhigem Glück strebende Ehe, dem Manne den Rat gibt, nicht zu spät nach der Hochzeit sich eine unbedeutende Geliebte zu halten, die ihn weniger interessiert als seine Frau. Nicht so sehr wegen der Rückwirkung auf ihn selbst, als zu dem wichtigen Zweck, daß das Eroberungsverlangen seiner Frau immer durch ihn selber beschäftigt bleibt.

So bewegt sich der waghalsige Kreislauf der Gedanken über der immer gleichen tatsächlichen Voraussetzung: die

Unbildung, die Leere, die Unausgefülltheit der Frau, und von der anderen Seite ihre Stärke, die neugierige Regſamkeit ihrer Gefühle, ihrer angeborenen Liſt, ihrer ungemilderten Eitelkeit und ihres naturwüchſigen Lebensdranges. „Wo fänden wir denn andere in unſeren Nationen?“ „Die Aufopferung jener Römerin der Kaiſerzeit, die ihrem Gatten in ſeinem unterirdiſchen Verlies das Leben erhielt und ihn vor dem Wahnſinn bewahrte, würde ſich unter anderen Umſtänden durch die Energie der Geſchicklichkeit geäußert haben, womit ſie ihren Geliebten verborgen hätte. Starke Naturen müſſen eine ſtarke Betätigung haben.“

Die Schriften und Romane Stendhals ſind ſehr zahlreich, aber ihren dauernden und ſtarken literariſchen Erfolg ernten ſie erſt heute. Er kam für ſeine Zeitgenoſſen zu unvermittelt, zu früh, oder, anders verſtanden, er kam zu ſpät, es war noch kein Publikum wieder geſchult, ihm zu folgen, ſeine ſubtile Feinheit, ſeine Aufrichtigkeit als Wahrheit zu erkennen. Die Urteile, wenn ihn ein Literaturhandwerker beachtet, ſind ganz ähnlich, wie bei uns über Nietzſche, als er noch geſund war: krankhaftes Jagen nach Originalität, Bitterkeit, Skepſis, ſittliche Nonchalance uſw. Es müſſen erſt die Jörn Uhl geſchrieben werden, damit die Grünen Heinrich in ihrer Pracht und Tiefe begriffen werden können. Die Epigonen, die für Stendhal die Möglichkeit des breiteren Verſtändniſſes geſchaffen haben, ſind erſt Paul Bourget und Zola, nachdem ſeit länger Taine auf ihn aufmerkſam gemacht hatte. Bei uns haben letzteres Nietzſche und Paul Heyſe getan und ſeitdem die überſetzende Auswahl ſeiner Werke im Diederichs'ſchen Verlag, deren Herausgeber Fr. v. Oppeln-Bronikowski iſt.

Den Namen de Stendhal hat die vieltürmige alte Stadt an der Elbe gegeben. Von Stendal, dem Geburtsort Winckelmanns, nahm deſſen lebhafter Verehrer ſein literariſches Pſeudonym. Ein Mann, wie er, muß nach ſolcher Deckung der eigenen Perſon verlangen. Denn neben der Geſchicklichkeit oder Selbſtüberwindung, um das für eine Zeit glatt Lesbare zu treffen und nur gemünztes

Geld auszugeben, fehlte Stendhal auch jene bestimmte Schamlosigkeit, die für die unmittelbare Stärke des Gestaltens unerläßlich ist. Vor allem für ein Buch, das sich so, wie dieses, mit den Bekenntniseigenschaften der Lyrik berührt. Um zu sagen, was er weiß oder denkt, schleift er es oft überspitz und überdünn zu, und dann noch verbirgt er sich hinter einem Knäuel von fingierten Personen, die er Erfahrungen sagen, Thesen verfechten, Briefe schreiben und die unerläßlichen Indiskretionen begehen läßt.

Der wirkliche Name ist Marie-Henri Beyle. Ein Franzose, doch kein Pariser. Einer jener Provinzialen, die in Paris ihre Begabung entdecken und zu jener unabhängigen Stärke erwachsen, die ihnen die Flachnivellierung der Großstadt nicht als ihren Kindern schon vorweg verdorben hat. Im alpenumkränzten Grenoble ist seine Heimat. 1783 kommt er dort zur Welt, als Sohn eines Advokaten, der, wie solche immer, ein wohlhabender und angesehener, auch gebildeter Geschäftsmann in seiner Stadt ist.

Dann kommt er nach Paris. Die Revolution ist vorüber, man ist ihrer von Herzen müde und holt verdoppelt das jahrelang versäumte Amüsement wieder ein. Das Jeu, die Gourmandise jeder Art, die Entfesselung der weiblichen Gefallsucht und das Liebesdurcheinander haben niemals dreister floriert, als zu dieser Zeit der „spartanischen Bürgertugenden" und der übergangslos in neue Griechinnen, richtiger in neue ovidische Heroinen verwandelten Damen der Parvenu's. — Zu Bonaparte sagt eine Dame: „General, Ihnen könnte eine Frau nur Gattin oder Schwester sein!" Und er, der zeitlebens fieberhaft von den Frauen erregt wird, nur daß sein Ehrgeiz ihm fast nie die Zeit für sie läßt, dreht sich beleidigt in seiner Eigenliebe um; er hat das instinkthaft kluge Wort gar nicht verstanden, daß er ein Mann sei in diesem Milieu der abgetriebenen Liebesplemperei.

Als Offizier Bonapartes, Vetter des Kriegsintendanten und Historikers Daru, den Napoleon später zum Grafen erhob, macht Beyle alle die großen Feldzüge in Italien, gegen Preußen, Österreich, Rußland, die Tage von Moskau, die Kämpfe von Schlesien und Leipzig bis nach Frankreich

rückwärts, die wir den ersten Befreiungskrieg nennen, mit. Und zwischen den Feldzügen hält ihn längere Zeiten sein Amt als Intendanturoffizier in Deutschland oder in Italien zurück. Nach Italien trachtet er, wo er nur kann: um einer Frau willen, in die er seit dem Feldzug von 1800 verliebt ist, einer Mailänderin, die die Frau eines Arztes und — die Geliebte eines Kriegsauditeurs ist.

Diese Angela Pietragrua ist von seinem siebzehnten bis um sein vierzigstes Jahr, ungeachtet schmählicher Hintergehungen von ihrer Seite, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Sie und andere lombardische Frauen haben ihm, ohne heftige oder zarte Affären von anderer nationaler Färbung auszuschließen, das Bild der Italienerin gegeben, nach der man — als Südländer, hebt er selber hervor — keine andere mehr mit ähnlicher Glut liebt: weil die Italienerin durch nichts und gar nichts, keine Bildung, keine Lektüre, keine Beschäftigung, keine ernst genommene Pflicht von der Liebe abgelenkt wird, weil keine Gewissensbisse in die Quere kommen, denn der anders in Anspruch genommene Gatte der „besseren" Stände ist der verpflichtete Freund des Liebhabers, und weil es in Italien, im Gegensatz zu Frankreich und andern Ländern, nichts Lächerliches, kein störendes Feingefühl für Übertreibungen, für fehlenden Stolz und Kopflosigkeiten gibt. Man wird nicht übersehen, es ist die eigene Jugend, die die Erinnerungen unseres Autors zum Dithyrambus des Genusses erhebt, die Fremde mit ihrem starken Reiz für seine Entdeckerjugend, der Himmel und die milden Winter der Lombardei, des Landes, das ihm von allen als das zur Lebensfreude am meisten geschaffene erscheint.

Aber das Buch De l'Amour ist nicht um dieser Lombardinnen willen entstanden. Sie haben nur eine Fülle von blitzhellen oder schonungslos dunklen Beobachtungen dazu geliefert. Seinem Hauptinhalt nach, der die „Liebe aus Neigung", die Herzensliebe ist, wurzelt das Buch in der 1818 beginnenden Liebe Beyle's zu der Gattin des in Mailand wohnenden französischen Generals Dembrowski, eines Polen, Mathilde, „einer zarten, wehmütigen Traumgestalt, deren Erscheinen gut, gerecht und geduldig stimmte".

Beyle lebte seit dem Sturze Napoleons dauernd in Italien, wenn auch längere Reisen, darunter Aufenthalte in Dresden, München, zweimal in London, in diese Zeit fallen. Das Ende seiner Militärdienste hatte ihn zum Schriftsteller gemacht. Er begann mit Studien über Haydn, Mozart und Metastasio, einer Geschichte der italienischen Malerei (1817) und Reisebildern aus Rom, Neapel und Florenz. Das Buch De l'Amour (1822) ist der Übergang zu seinen Romanen, von denen wohl Le Rouge et le Noir heute am bekanntesten ist.

1821 wies ihn die österreichische Regierung aus Mailand aus, sie hielt ihn für einen verkappten politischen Agenten. Er bringt das Manuskript unseres Buches mit nach Paris. „Ein allgemeines Gesetz für die verschiedenen Grade der Liebe" will er festlegen. In erster Linie ist es, genau wie in Dantes Vita nuova, ein minutiöses Untersuchen der derzeitigen, durch Mathilde Dembrowski bestimmten Empfindungen und inneren Vorgänge. Das würde freilich einseitig sein, nur Momentaufnahmen bei jedesmal gleich gestelltem Objektiv ergeben. Denn in der Liebe hat man bekanntlich die höchste geistige Empfänglichkeit und Kraft der gedankenbildenden Abstraktion nur gerade immer für diejenige Liebe und dasjenige Stadium von ihr, worin man sich genau befindet; nach ein paar Monaten kann man so unmittelbar nicht mehr wiederwecken, was vor ihnen war, weil man mit gleicher Ausschließlichkeit durch ein anderes Stadium, und sei es das der Abkühlung, in Beschlag genommen ist.

Da treten nun aber persönliche Aufzeichnungen Stendhals, die weit zurückreichen, vielseitige Lesefrüchte und namentlich die aus der Fülle der Memoiren des 18. Jahrhunderts gewonnenen psychologischen Ergebnisse hinzu. Aus diesem Material baut er sein System von der „Kristallbildung" der Liebe auf und von den vier Hauptarten der Liebe: aus Neigung, aus Galanterie, aus Sinnlichkeit und aus Eitelkeit.

Er gestaltet zwar nicht viel, sammelt und erzählt desto mehr. Und feilt und schleift auch desto mehr. Bis zu dem Grade, daß er — wie jeder Schriftsteller dann — den Maß-

ſtab für die Verſtändlichkeit ſchließlich verliert. Die ſchon erwähnte Empfindlichkeit als Autor, das Gefühl der fehlenden Geſtaltung laſſen ihn zwar verſichern, es ſei nichts verarbeitet, beſtehe alles, wie er dann oder dort es flüchtig aufgeſchrieben. Das kann nicht ganz wahr ſein. Alle Gedankenreihen kommen ſtets ihrem Urheber in der natürlichſten und klarſten Form; erſt wenn er ſie verfeinern, differenzieren, gegen querlaufende andere Reihen ſichern will, verſchlechtert er ſie. — In dieſer Form gibt Stendhal das Buch einem Pariſer Verleger, ſchenkt es raſch weg, wiederum aus jener Geniertheit, die diesmal wohl noch der Stoff geſteigert hat. Das Buch erſcheint und — liegt in den Magazinen wie „geheiligt", niemand rührt es an. In zehn Jahren werden 17 Exemplare an den Mann gebracht. Das Publikum ſchuldigt man in ſolchen Fällen mit Unrecht an. Es *will* gute Bücher, es verſteht auch feinere; aber „von alleine", wie die Berliner ſagen, findet es ſie eben nicht. Traut ſich auch nicht, ſie gefunden zu haben, wenn dies dem einzelnen Leſer ein Zufall gibt. — Einzelne Schriftſteller, durch den Titel herbeigezogen, kennen Stendhals Buch De l'Amour und freuen ſich im ſtillen der feinen Fundgrube. So auch Heinrich Heine, wie v. Oppeln-Bronikowski nachgewieſen hat. Von Deutſchland aus fällt Goethes umfaſſende und ſtets bereitwillige Aufmerkſamkeit auf die Reiſebilder und ſpäter auf Le Rouge et le Noir. Wie ſchade, daß wir ſeine feine Weisheit und Ruhe nicht über jenes andere Buch ſich ausſprechen hören. „Um 1900", ſagt Stendhal ſelbſt, „wird man mich leſen." Mehr tragiſch als glücklich hat er in dieſer Prophezeihung Recht bekommen.

Aus dem Zeitmilieu um 1800, das in Liebesdingen nicht moraliſierte, ſondern experimentierte, das für eheliche Geſinnung keine bindenden Vorausſetzungen kannte, als die etwa tatſächlich vorhandenen, iſt das zartſinnige, begeiſterte und bittere, im letzten Sinne reſigniert geſtimmte Buch zu verſtehen. Es hat ſich die Aufgabe geſtellt, vorurteilslos das Seiende zu analyſieren, und es gehört damit bemerkenswert früh in die Richtung, die durch Goethe eingeleitet und von den Naturforſchern und Chemikern be-

trächtlich vor den Schriftstellern, Künstlern und philosophischen Gelehrten aufgenommen wird. Es ist nichts weniger als unmoralisch trotz der literargeschichtlichen Abstempelung, es kommt sogar bei allem vorsätzlichen Realismus nicht los von einem Willen zum Besseren, zum Ideal, der gar nicht hinein gehört. Dieser spricht sich namentlich aus in den Kapiteln über die Erziehung des weiblichen Geschlechts.

Perspektiven und Fragen freilich, die weder zu Ende gedacht sind, noch umfassend gestellt werden. Auch sonst. An den großen Schöpfungszweck in der Liebe wird z. B. niemals gedacht. Dem Autor kommt im Zusammenhang mit der Liebe der Gedanke an Kinder und an die Kinder niemals. Die Liebe ist Selbstzweck, für den Einzelnen ist sie unabläßig zu erfüllende Bestimmung, ob diese nun als Glück empfunden wird oder als Verhängnis.

Sie ist in dieser Auffassung auch Lebensinhalt. Die Generation der Befreiungskriege, deren Inhalt die Aufgaben des Staates, der Öffentlichkeit geworden sind, wird von Stendhal nicht mehr verstanden. Er ist doch der Sohn des ancien régime, und so viel jünger er ist, paßt es wie ein Gleichnis auf ihn, wenn er von einem alten Herrn aus dem 18. Jahrhundert erzählt, der die Damen vermißt, weil die Haare nicht mehr gepudert sind; sie sehen ihm alle aus, als hätten sie keine Zeit gehabt, sich frisieren zu lassen, und seien eigentlich Dienstmädchen.

Il faut aimer, das ist wie il faut vivre. Möglichenfalls ist ein Glück dabei. Man kann übrigens in der Ehe glücklich sein. Und Stendhal gibt sehr gute Ratschläge dafür, die nicht alle so zeitbedingt sind, wie der oben schon erwähnte. Der beste darunter ist der: beharrlich glücklich sein zu wollen. Denn auf die Dauer steckt das Glück den andern Teil mit an. — Es ist nicht philiströs zu denken, daß es ein Jammer sei, daß der Mann, der dieses Buch im Zusammenhang mit seiner Zeit geschrieben, von sich das Buch ausschloß, das der Ehemann hätte schreiben können. Es ist doch alles nur Vorspiel außerhalb des Vorhangs, was in dem seinigen als noch so Feines und Starkes und Wahres steht.

Man darf ferner nicht glauben, der Verfasser unterschätze auch nur die Frauen seiner Zeit. Sie sind klug, haben insbesondere mehr Muße, das Kluge — freilich auch das Teuflische — zu finden, als der viel in Anspruch genommene Mann, sie sind voll einseitiger Gewalt und Beharrlichkeit und tun das nachdrücklich, was sie tun. Lassen Sie eine oberflächliche Frau zwei Landgüter verwalten, was sie dann werden wird! „Sobald sich die Frauen mit etwas beschäftigen, widmen sie dem, ohne es selbst zu merken, ihre Liebe."

Der Fehler liegt nicht in ihnen, sondern in der Torheit der Erziehung. Auch noch, wenn diese Erziehung gebildet, modern zu sein glaubt. „Herr S. hat vier Töchter, die nach den besten Grundsätzen erzogen worden sind; sie beschäftigen sich den ganzen Tag. Wenn ich hinkomme, singen sie Arien von Rossini; sonst haben sie Bücher vor, lernen aus der Geschichte das Dümmste, die Zahlen und Memorierverse, sind in der Geographie bewandert und sticken höchst fein. Ich schätze, daß jedes von diesen netten jungen Mädchen sich täglich mit Arbeit 8 Sous verdienen könnte. Das macht, aufs Jahr zu 300 Tagen gerechnet, durch alle vier zusammen 480 Franken; das ist weniger, als einer ihrer Lehrer für seine Stunden erhalten hat. Für einen Wert von 480 Franken jährlich haben sie für immer die Zeit versäumt, in der der Mensch seinen Ideenkreis erweitert."

Der andere, furchtbare Fehler ist das Verheiraten der Mädchen an Männer, die von den Eltern ausgesucht werden. Er würde beträchtlich gemildert werden durch die Einführung der Ehescheidung. Sie ist Stendhals ceterum censeo. Dann wird man die Liebesehen haben. Selbst unter den erstmalig verheirateten Paaren. Denn sie werden, jeder Teil, sobald ihnen die Trennung irgend schwer würde, den andern Teil festzuhalten suchen, anstatt daß sie nun wie zusammengeschmiedete Galeerenpaare sind. Man würde ja auf das Risiko der baldigen Scheidung sie gar nicht in der jetzigen Weise zusammenkuppeln.

••

Die eigentliche französische Liebe ist die „aus Galanterie". Sie ist doch mehr als Modesache; solche steckt in

Mozartdenkmal. Von Hermann Hosaeus.

der „Liebe aus Eitelkeit". Jene geht nach Vorzügen, wird durch sie erregt. Aber etwas tut in ihr auch das Modesein. Sie ist der Leidenschaft verwandt, die die Schulmädchen für einen und denselben Lehrer haben, der Schwärmerei für bestimmte Personen des Theaters, dem großen Erfolg der Offiziere, der Anziehungskraft bestimmter Zahnärzte oder Prediger, der Neigung junger Mädchen und Frauen für berühmte alternde Dichter. Mit anderen Worten, sie wurzelt in dem Kollektivurteil, das bestimmte Personen hervorhebt. Das also auch Frauen hervorhebt, um der besten Eigenschaften willen oder aus schon bedenklichen. Bei der Liebe aus Galanterie — die Primanerliebe ist ja oft nur solche — finden sich die „im gleichen Spital Liegenden", wie Simplizissimus sagt, leicht als gute Freunde zusammen, während die andern Liebesarten sie zu Feinden machen müssen. Im letzten Grunde ist diese Liebe eine Selbsttäuschung.

Diese tritt dagegen bei der Liebe aus Eitelkeit gar nicht erst ein. Man will genannt sein als Liebhaber der So und So. Und will da nun nicht durch Rivalen beunruhigt, durch glückliche Diebe lächerlich gemacht werden. Zum mindesten soll das geheim bleiben. Auch diese Form ist ja überaus französisch, nicht so sehr aus französischen Eigenschaften, als aus sozialen Lebensverhältnissen und Anschauungen. Und diese hängen wieder zusammen mit der Macht der Mode, d. h. der Disharmonie von Geld und Eigenwert, der Unfähigkeit zu eigener Lebensidee. Wo diese Art von Vornehmheit außerhalb von Frankreich Schule macht, da stellen sich auch die Liaisons aus Eitelkeit ein. Nur haben wir in Deutschland das noch nicht, daß jemand heiratet, um sich von dem Gelde seiner Frau eine sehr kostspielige Dame von der Operette zu halten, die ihm bisher nicht erschwinglich war.

Die Liebe aus Sinnlichkeit hält Stendhal nicht lange auf, was für ihn, nicht so für die Erörterungsfähigkeit des Kapitels bezeichnend ist.

Und nun die Liebe aus Neigung. Sie ist für Frankreich das erst zu Zergliedernde, zu Wertende. Sie war es für das 18. Jahrhundert überhaupt, die Zeit der Galanterie,

der Skrupellosigkeit und der sozialen Feigheit, die den Mächtigeren zum Pascha über die Personen und Stände unter ihm machte. Daher die ungeheure internationale Wirkung des „Werther“ als des Evangeliums einer neuen Art Liebe; daher von der andern Seite der Zornmut von Kabale und Liebe. Der Werther ist noch für Stendhal die Kodifikation, durch die er die Beobachtung an der eignen schöneren Liebesfähigkeit ergänzt. Die Herzensneigung kommt ihm, dem Romanen, spät, während im echten germanischen Jungen am ehesten ein sehr jugendlicher Werther steckt, so daß wohl noch mancher unverbogene Deutsche Max Halbes „Jugend“ nicht anerkennen wird. — An der Neigungsliebe nun entwickelt unser Autor sein Gesetz von der Kristallisation.

Der Vergleich rührt von der Erscheinung her, daß ein in salzhaltige Mineralbrunnen gelegter Zweig sich nach einiger Zeit mit glitzernden Kristallen bedeckt zeigt, die ihn gar nicht mehr hindurcherkennen lassen und aus dem gewöhnlichen Naturgebilde des Zweiges ein diamantfunkelndes Wunderwerk gemacht haben. Die entsprechende Wirkung übt die Liebe aus, wohlverstanden, durch die Augen des liebenden Teils. Und zwar vollzieht sich bei einer Dauer erlangenden Liebe eine zweimalige Kristallbildung, die rasche, flüchtige erste, die eine Phantasie, gewissermaßen ein Idealentwurf ist, und die zweite, langsame, feste und entscheidende.

Wir lernen ein weibliches Wesen kennen, und es interessiert uns auf eine ahnungsvolle Art. Die erste Kristallbildung setzt ein. Alles an der Geliebten ist entzückend, ziert sie nur; was wir nie gemocht haben, gefällt uns an ihr; es genügt, daß uns ein Vorzug einfällt, um ihn bei ihr zu erkennen. Derselbe Optimismus beherrscht unser werdendes Verhältnis zu ihr. Wir sind selig, jedes Wiedersehen, jedes Wort, jedes inhaltlose Brieflein ist das zweifellose Zeichen unseres Glücks. Wir betrachten sie als die unsere und haben die Vollkommenste gefunden, haben niemals eine Andere so geliebt. Der starke Wille der Natur, daß Menschen sich lieben, ist es, der diese Schnellfertigkeiten gibt und derart Helena in jedem Weibe erblicken zu lassen vermag.

Aber die Natur will Besseres, als eine Liebe der Überschätzung und des allzu leichten Sieges. Die psychisch uns bestimmende Natur will, was Stendhal hier nicht zu Ende folgert, im letzten Sinne die richtig schöne Ehe. Eine allzu leicht im Stadium des Wahns den Sieg erjagende Liebe könnte innerlich unmöglich andauern und zu organischer Entwicklung der echteren Werte ausreifen. — Die Natur löscht zunächst jenes Bild im Zauberspiegel wieder aus. Es entstehen Zweifel. Wir stoßen auf Widerstände und fühlen uns angefremdelt, wo wir schon der Inhaber zu sein vermeinten; es existieren auf einmal auch noch Menschen neben uns. Wir werden nervös, kopflos, oder wir werden kritisch, philosophisch. Aus beidem kann das rasche Ende werden. Va bene, dann ist es wahrscheinlich gut so. Oder die Flutwelle der Zweifel ebbt wieder ab. Dann setzt die zweite Kristallbildung ein, bei der übrigens nicht ausgemacht ist, daß sie unter allen Umständen zu einer Verbindung im letzten Sinne führen muß.

Während der ersten Kristallbildung und während der Zweifel ist der Liebende gar nicht imstande, anders als von sich aus zu sehen und zu empfinden. Er ist hiervon blindlings ausgefüllt, unfähig sich in den andern Teil zu versetzen, über sie, die Frau oder das Mädchen, nachzudenken, ihre Lage zu übersehen. Er denkt nur an seinen Sieg, auch im grübelnden Zweifel noch, und faßt in der Regel alles umgekehrt auf. Er hat etwa auf weiß gehofft, als ein günstiges Zeichen für ihn, und stößt er auf das schwärzeste Schwarz, so denkt er auch für Schwarz einen ermutigenden Beweggrund zurecht. Und umgekehrt verdirbt er vielleicht seine günstige Position. Liebt sie ihn, so wird sie jetzt, schon aus instinkthaftem Schamgefühl, spröder sein gegen ihn, als wenn sie es nicht tut. Er will seinem Siege entgegenfliegen, sie aber bangt vor diesem aus so vielen Gründen: von der gröberen Besorgnis vor Dritten und von der Frage an, ob sie nur auf eine Leporelloliste kommen soll, bis zu den zartesten Seelenängsten um die Richtigkeit ihres Gefühls. Das verrät sich alles dann, wenn sie mit ihm zusammen, ihm gegenüber ist. Sonst liebt sie ihn schlechthin und würde schwören,

daß er der edelſte und beſte oder der bezauberndſte, je nachdem, unter allen Männern ſei.

Inzwiſchen formt in ihm die zweite Kriſtallbildung das dauernde Bildnis von ihr. Sie, die Kriſtallbildung allein, und nicht die Wirklichkeit erſchafft dieſes Bild, das von dem ſelbſtgewachſenen Zweig des Gleichniſſes nichts mehr erkennen läßt. Der logiſierende Stendhal geht hier zu weit: „hat die Geliebte tatſächlich gute Eigenſchaften, ſo verdanken wir das einem glücklichen Zufall.“ Sie intereſſierte uns doch ſchon vor der „erſten Kriſtallbildung“ durch Eigenſchaften, die verwandte Saiten in uns ſchwingen machten, und durch die Abweſenheit ſolcher, die wir nicht überſehen und nicht ertragen könnten. Aber ſicherlich erwirbt dieſe zweite Kriſtalliſation dem Liebenden und dem Gatten diejenige Vorſtellung von der Geliebten, die niemand außer ihm beſitzt. Der Hauptbeleg dafür iſt, wie ſie für ihn mit andern nicht mehr in ihrem Äußern konkurriert. Es gibt kein lieberes und ſchöneres Geſicht, als das, welches wir erſt richtig lieben; andere mögen regelmäßiger, klaſſiſcher, zierlicher ſein, dieſe anderen werden nur von unſeren Augen geſehen, nicht von unſrer Seele. Und unſre Augen freuen ſich niemals zu Ende an jedem kleinen Vorzug derjenigen, die wir lieben, weil er ein Extrageſchenk iſt, an jeder kleinen kapriziöſen Beſonderheit, weil ſie ſo perſönlich iſt, wir lieben auch das, was ihren eigenen Geſchmack vielleicht geniert. Das aber tut alles nur die ganze, echte, ſchöne Liebe. Die aus Primaneridealismus, aus Eitelkeit, aus Übereilung, die, die es nicht über *eine* Kriſtallbildung bringt und dann ſtehen bleibt, alle dieſe Lieben ſind genierlich und möchten ſo vieles anders haben. Dem Geſagten entſprechend iſt es auch mit den inneren Vorzügen und Qualitäten der Geliebten.

Und dennoch iſt, was der zweiten Kriſtallbildung die echte Kraft und die Fortdauer gibt, das heimliche Fragen, das der erſten fehlt. Widerſtände und Zweifel kehren noch lange wieder und werden beglückend überwunden, Enttäuſchungen, kritiſche Gedanken ſind hinzunehmen und in die größere Liebe zu löſen, alles Schöne, Hoffnungsvolle, Aufbauende wird durch unſer Frohſein darüber im Wert ver-

größert, und aus dem allen miteinander entsteht ein wunderbar wohltuendes und durchwärmendes Gefühl. Dazu das grenzenlose Vertrauen, das sich von einem zum andern bildet, und die selig überwältigende Vereinigung, die das Symbol und die letzte ekstatische Sprache der vollkommenen Hingabe aneinander ist. Bis endlich die Kristallbildung weder des Zweifels noch der stärksten Aufwallungen mehr bedarf und sich nun am günstigsten aus der süßen Sorglosigkeit eines alle Lebensmühsal gering achtenden, sicher und vollkommen gewordenen Glückes nährt. —

Das ist natürlich nicht mehr als Schema, nur Übersicht aus Stendhal. Schon insofern, als die Kristallbildung bei beiden Geschlechtern ganz verschiedene Tonleitern hat. Das deutlichste Beispiel hierfür ist der äußerliche Akt der Hingabe, der für den Mann das Sinnbild seines Erfolges, die Gewährleistung der Beständigkeit ist, für die Frau dagegen die beginnende Sorge vor seiner Unbeständigkeit bedeutet, den Verzicht auf ihre Überlegenheit, auf ihr Gewährenkönnen. Wenn die geliebte Frau den großen Fehler begeht, durch ungestüme Gunstbezeugungen jeden Zweifel in uns verscheuchen zu wollen, so hält die Kristallbildung inne. Nämlich, wenn dies zu der Zeit geschieht, wo die gelegentliche Wiederkehr des Zweifels noch förderlicher ist, als ihre Gutherzigkeit oder ihre Leidenschaftlichkeit. Damit verwandt ist ja auch die bekannte Erscheinung der werdenden — oder auch der niemals zur Ehe werdenden — Liebesbeziehungen, daß man einem Wiedersehen tagelang mit verzehrender Ungeduld entgegen harrt und endlich vor der Gartentür der Geliebten wünscht, sie — möchte nicht zu Hause sein.

Es ist kaum etwas aus den Subtilitäten der Liebe von der jüngeren Romanliteratur entdeckt worden, das sich, allerdings mit Ausschluß des Kranken und Unnatürlichen, nicht schon in Stendhals Buche findet. So denn auch die psychologische Rolle der Nase, eines bestimmten Parfüms und ähnlicher Quellen der Erinnerung, die keine Abweisung dulden. Durch eine Stadt zu kommen, wo wir mit der entfremdeten Geliebten einst waren, erregt uns viel stärker, als ihr selbst zu begegnen.

Deshalb ist es ein sehr fragwürdiges Heilmittel bei unglücklicher Liebe, auf Reisen zu gehen. Weil wir nichts Wichtiges und Richtiges zu tun haben, weil wir immer sogleich der Erinnerung ausgeliefert sind. Und sie kommt jäh aus dem entferntesten Anlaß, ja aus dem Gegensatz, aus allem, was in einem Strichelchen so ist, wie die Geliebte, aus allem, was anders ist, als sie, aus allem, was nicht sie ist und was leer und ohne sie ist. Soll die Reise nützen, so muß ein guter Freund, der uns in Atem hält, mit uns sein. Und wenn wir von der Geliebten sprechen, so darf er nichts gegen sie sagen. Wir werden sonst alles verteidigen, alles verzeihlich finden, noch unserem Schmerz etwas Wohltuenderes abgewinnen, als daß wir seine Kritik anhören. Nein, er muß sich auf eine geschickt-plumpe, durchschnittliche Weise auf ihre Seite stellen und damit die langweilende Wirkung des Gemeinplatzes erreichen.

In solchem bereits entschiedenen Zustande können wir den Freund gebrauchen, und er kann es uns noch mehr werden. Aber nicht in den Stadien der tödlichen Ungewißheit vor der zweiten Kristallbildung, wo wir uns so unsäglich nach einem diskreten Freunde sehnen und doch nur jede wertvolle Freundschaft unheilbar ruinieren würden.

Stendhals Buch ist, wie gesagt, ohne Komposition und enthält nur einen Anlauf zur geschlossenen Darlegung. Deshalb ist es unmöglich, es in eine Inhaltswiedergabe zu verengen. Bei diesem Buche ist jeder Versuch des Resümees der Anfang dazu, daß man breiter wird als der Verfasser. Schon wegen Derer, die er um so kecker herausfordert, weil er seine Wehrlosigkeit gegen sie fühlt, wegen der Prüden und der Tartuffe's, die immer nach dem Ärgeren hinüber verstehen.

Auch seine Kapitel über die weibliche Erziehung enthalten das wertvollste Material über die Frauen, wie sie sind. Von der Kindheit her, von dem Satze an: „Ein zehnjähriges Mädchen ist zwanzigmal geweckter als ein gleichaltriger Junge; warum aber ist eine Zwanzigjährige dumm, linkisch, befangen und schreit vor einer Spinne, während dann der Knabe ein gebildeter Mensch geworden ist?“

Ein Satz, der freilich vollgültiger für seine Zeit war als für heute. Aus denselben Gründen, aus denen heute Stendhal von gebildeten Frauen gelesen wird, die drei Menschenalter früher vor ihm geschrieen haben würden, wie das junge Mädchen vor der Spinne. Das Buch dient wahrhaft der Selbsterkenntnis und der stolzeren Selbsterhebung der Frauen. Das Jahrhundert der Freiheitsbewegungen und der Emanzipation, das 19., hat auch der Sittlichkeit eine neue Basis unter die Füße gestellt, die des eigenen Nachdenkens und der Verantwortung vor sich selbst. Heute, da niemand mehr recht den Halbschlummer der Beruhigten genießt, entdecken wir in Stendhals einstmals totgeschwiegenem und von der Literaturgeschichte mit schlechter Note versehenem Buche eine viel tiefere Sittlichkeit, als in irgend einem braven Schicklichkeitsbuche. Nämlich die der empfindungsechten und selbstachtungsvollen Persönlichkeit, die in dem Verfasser allerdings dem Zeitalter ihren Tribut zahlte, durch den er eine solche Persönlichkeit erst wurde. Wir erkennen sie in den Schlußfolgerungen dieser ohne alle Scheubinden untersuchenden Psychologie der Liebe, die nach allem auch, wie schließlich jedes redlichen Menschen feinere Erfahrung, zurückkommt auf den Standpunkt Larochefoucaulds. Der seelische Gewinn der Liebe liegt im Liebhaben, und man ist glücklicher durch eine Neigung, die man fühlt, als durch eine, die man einflößt.

Der Marmenill.

Ballade. Von Isolde Kurz.

Sie senkten das Netz gar flink und still,
Sie wollten fischen den Marmenill.

Zum ersten, zum zweiten — das Netz war leer,
Sie zogen zum dritten, das wog so schwer.

Was schnellt in den Maschen, was glotzt so wild?
Aus silbernen Schuppen ein menschlich Bild.

Ein Haupt von weißen Zotteln umwallt,
Ein Greisenhaupt auf der Fischgestalt.

„Fischkönig, sag' uns, wie's geschieht,
Daß der Sieg von Seelands Fahnen flieht?"

Der glotzt durch die Maschen starr und still,
Kein Wörtlein redet der Marmenill.

„Fischkönig, nun frag' ich zum andernmal:
Verbirgt sich ein Frevel vorm Sonnenstrahl?"

„Des Krieges Glück wankt hin und her,
Fahrt heim und laßt den Fisch ins Meer."

„Du Fischgreis tu uns die Wahrheit kund,
Willst du nicht brodeln auf Kessels Grund."

„Ich will nicht reden, ihr dankt mir's nicht,
Den Kindern der Erde taugt kein Licht."

„Sie sagen, dein Fleisch sei alt und schlecht,
Zur Fischsupp' ist es den Mannen noch recht."

„Wohl birgt ſich ein Frevel, der Sühne will,
Ich habe geredet, jetzt ſchweig' ich ſtill."

„Sprich weiter und ſag' uns, was du weißt,
Sonſt lehr' ich dich kennen, was Feuer heißt."

„Eh' mir das Feuer nahe kommt,
Eh' will ich reden, was dir nicht frommt."

„— Der König, der ſitzt auf Seelands Thron,
Der iſt nicht eines Königs Sohn.

Die Königin lenkt' zum Strand den Schritt,
Und bracht' einen Baſtard im Schoße mit.

Zehn Monde lag der König im Grab,
Als ſie dem Baſtard das Leben gab.

So lange bleibt Seeland das Glück ergrimmt,
Bis des falſchen Königs Leiche im Waſſer ſchwimmt.

Und ſtoßt ihr ihn von Schiffes Bord,
So iſt's fürwahr nicht Königsmord.

Dann kehrt der Sieg euch, der heute flieht,
Wenn der echte König vorm Heere zieht."

Es glitt eine Wolke vorm Mond vorbei,
Da rauſchte das Waſſer, da ſcholl ein Schrei.

Als das Mondlicht wieder aufs Waſſer ſchien,
Trieb eine Leiche im Meer dahin.

„Hätt'ſt du zu ſchweigen mir erlaubt,
Noch ſäß' die Krone auf deinem Haupt."

Sie ſenkten das Netz gar flink und ſtill,
Zurück ins Meer ſprang der Marmenill.

Schwer ſtieg der Maler die Treppe hinan. War es der Wein? War es Müdigkeit? Er ſetzte ſich in den Lehnſtuhl und ſtarrte vor ſich hin. Dann betrachtete er die Finger, die Manſchetten — ſchmutzig. Wie man ausſchaute nach ſo einer durchtanzten Nacht! Und immer ging es ihm im Kopf herum, das: „Dum—ta—ta—Dum—ta—ta." Er ſah die tanzenden Paare vor ſich, den Wirbel, die Farben; ſah ſie ſo genau, daß er ein Stück Pappe vom Boden aufgriff und zu zeichnen begann. Die wirren Striche einten ſich: ein Kopf, immer der gleiche Kopf.

Ja die Augen! War das ein Mädel! Und er warf die Pappe fort, ſtreckte die Arme und ſagte ganz laut: „Teifl, die Anna!"

„Wos?"

Sie ſtand vor ihm. Wahrhaftig. Sie lachte ihn an: „Derf i nit? Dös habts wohl nöt gmoant, daß i zu Enk kemma tat. Iſchts ſchlecht?"

Er ſprang auf: „A, freun tu i mi. Da komm her, ſetz di hin, Madl."

Sie wollte ſtehen bleiben, aber er drückte ſie in ſeinen Stuhl und pflanzte ſich vor ihr auf: „Jeſſas, kannſt du ein anſchaugn! Die Augen!"

Die Anna ſah ihn an mit ihren großen Augen, ſtrich ſich mit der von der Arbeit ein wenig dicken Hand das ſchwarze Lockenhaar aus der Stirn: „Dös iſcht a walſches Erbtoal von der Großmuater. Schauts mi döcht nit ſo an!"

Dem Maler kam ſie ſo liebreizend vor, ſo friſch, ſo ... ach Gott, das ganze „Wimmfeſt" hatte er doch nur mit

ihr getanzt. Und nun besuchte sie ihn gar. Er griff nach ihren runden festen Mädchenarmen, zog die Anna an sich, um sie zu küssen. Sie ließ sich ruhig auf den roten Mund küssen, aber sie wischte die Lippen lachend mit dem Handrücken ab: „Sie, Herr Malerer, deswegen bin i nit kemma!“

„A, das hat a jede Gitsch gern.“

„Oha, es macht an Unterschied.“

„Unterschied?“

„Woll, wer's ischt.“

Der Maler steckte ernüchtert die Hände in die Hosentaschen und lief auf und ab. Die Anna aber lachte schon wieder: „Oha! Jetzt ischt er beas.“

Nun kam der Maler zurück und nahm der Anna Hand. Er wollte schön tun, doch sie schüttelte den Kopf, ganz ernst mit einem Mal. Die schwarzen Augen schauten wie im Traume drein: „Sie, Herr Malerer, i hätt' Sie gern eppes g'fragt.“

„Na, Madl?“

Aber sie zeigte lachend ihre gesunden weißen Zähne: „Warten's lei. I muaß a bißl Zeit habn, daß i Muat fassen kann. I werd schon anheben!“

Sie setzten sich mitsammen auf eine Truhe, ein wenig zu hoch, daß die Anna die Beine baumeln lassen mußte, und unter dem kurzen Rock ihre derben Nagelschuhe und ein paar feste, runde Waden zum Vorschein kamen.

Der Maler schmiegte sich dicht an sie. Es war doch ein bildsauberes Madl. Er zeigte ihr die Studien an den Wänden. Sie sah alles aufmerksam an und machte ihre Bemerkungen darüber, voller Einfalt, aber doch mit gesundem Menschenverstand.

Dann legte er die Hand um ihre Schulter und fragte plötzlich: „Anna, weshalb bist denn eigentlich kommen?“

Einen Augenblick ward ihr braunes Gesicht dunkelrot: „I muaß mi halt schamen. I kann's nit glei so sagn.“

Er gab ihr noch einen Kuß. Aber sie drohte mit dem Finger: „Sie moanen wohl, dann geht's reascher? Oha, da fahlts grob.“

Nun holte er eine Mappe, und sie blätterten darin. Riß die Anna da die Augen auf! Alles mußte sie sehen.

Weil nun ein paar Akte dabei waren, wollte der Maler ſchneller umblättern. Doch ſie ſteckte den Finger dazwiſchen und fing an zu lachen: „Wo habt's denn die derwuſchen?“

Er ſah ſie von der Seite an: „Iſt's dir gleich, daß ſie ſo iſt?“

Sie blickte ihn mit ihren großen, ſchwarzen Augen erſtaunt an. Die Kinnlade ſank nieder, ihr Mund ſtand offen. Und ſie ſah in dieſem Augenblick etwas ausdruckslos, ein wenig töricht aus. Dann ſagte ſie mit einem Ton wie ein Kind: „Sie, Herr Malerer, ſo ſeid ös decht alle.“

Der Maler war erſtaunt. Der Weindunſt ſteckte ihm noch im Kopf. Er dachte: Biſt du denn ſo unſchuldig?

Als er die Mappe zuklappte, fing er wieder an: „Anna, jetzt ſag mal, was haſt mich wolln fragen?“

Sie ſenkte die Augen, und leiſe baumelnd trafen ihre Abſätze die Truhenwände: „Ja mei, das iſcht a lange G'ſchicht.“

Der Maler lachte aus vollem Halſe: „Teifl, da ſchieß doch los. Alſo wo fehlt's? Haſt kein Mut? Mach doch nur dein Mund auf. Komm, i werd dir helfen.“

Er drückte mit der Hand ihre Lippen zuſammen und gab ihr abermals einen Kuß. Sie wiſchte ſich wieder mit dem Handrücken ab: „Sie, Herr Malerer, iatz iſcht's gnuag. Drei, mehrer werd nit beig'ſtellt.“

Er hatte ſich auf einen kleinen Malſeſſel geſetzt, den er vor ſie hinſchob, und weil er gähnen mußte, beugte er ſich vornüber und fuhr ſich durch das dichte Haar. Die Anna benutzte den Augenblick, da er ſie nicht anſah: „Sie, Herr Malerer, i hätt ſie gern eppes gfragt, 's iſcht aber hart ze ſagn. I bring's net außer. 's iſcht ſcho a Dummheit. Aber was g'ſchehn is, is g'ſchehn. I bin verſprochn.“

Es ſah ſie verdutzt ein wenig ärgerlich an: „Wie iſt denn das kommen?“

Sie wagte nicht aufzublicken: „Wie's halt kimmt. Er hat's der Muater g'ſagt, und dann hat d'Muater 's mir g'ſagt, und da ſan mir jetzt ſo weit.“

Der Maler ſprang ärgerlich auf: „Hätt'ſt dann lieber mit Deinem tanzt, was brauchſt denn mit mir zu tanzen? Iſt das recht?“

Er begann sich über das Mädchen zu ärgern. Das hätte sie ihm doch früher sagen können. Nun hatte er sich richtig verschossen! Er lief in dem großen Zimmer, das er sich als Atelier eingerichtet, auf und ab. Der Kopf tat ihm weh, aber er war nüchtern geworden. Da fand die Anna plötzlich Worte und begann leise zu erzählen. Er hatte nichts, und sie hatte nichts. Und die ganze Geschichte war ja doch ein Unsinn. Seit zwei Jahren schon lief er um sie herum. Einmal hatte er sie nach Vilpian mitgenommen zum Kirchtig, dann waren sie zusammen in einem wandernden Zirkus gewesen, und da die Anna mehr verdiente als er, hatte sie auch bezahlt.

Da rief der Maler wütend: „Madl, bist denn dumm! Du gibst noch dei Geld aus? Hast ihn denn so gern?“

Sie sah ihn mit ihren großen, schwarzen, jetzt traurigen Augen an: „I mag'n nit.“

Der Maler fluchte: „Teifl, du spinnst wohl! Magst ihn net und hast dich versprochen!“

Sie sah ihn hilflos an: „Ja, die Muater!“

Aber nun begann er zu schimpfen. Die Mutter hätte gar nichts zu sagen, und er würde der Alten den Standpunkt klar machen. Er nahm schon den Hut vom Haken. Aber da sprang die Anna von der Truhe herab, lief auf ihn zu und fiel ihm um den Hals: „Sie, Herr Malerer, redens nit mit der Muater. Um Gottswilln nit. I han eh schon Verdruß gnuag ghabt!“

Er hielt erstaunt den Hut in der Hand: „Nachdem du ihn net magst?“

Die Anna wich seinem Blicke aus. Er nahm sie beim Arm: „Geh, also was ist?“

Da sah er ihre Augen glänzen. Und nun wurde er weich, hing seinen Hut wieder hin, und weil die Truhe zu unbequem zum Sitzen war, zog er die Anna auf das Bett daneben. Auf dem Bettrand blieb sie sitzen. Er hatte sein Taschentuch genommen und wischte ihr die Augen: „Also Madl, jetzt sprich. Was ist g'schehn?“

Sie konnte sich noch immer nicht entschließen zu reden. Ruck- und stückweise nur kam es heraus: „Herr Malerer ...

i hen mir nicht böſes denkt ... I kanns ſchwörn. Aber wia'n die Muater derwuſchen hat ..."

„Erwiſcht? Wo denn erwiſcht?"

Die Anna ſenkte tief den Kopf und drehte ſpielend die roten, dicken Finger, die zu dem ſchönen Mädchen faſt nicht zu gehören ſchienen: „Bei ins!"

Der Maler blickte ſie prüfend an. Mit dem Daumen hob er ihr Kinn hoch, um ihr ins Geſicht zu ſehen, doch ſie ſchloß krampfhaft die Augen. Da begriff er, ließ ſie los, pfiff langgedehnt und ſagte nur: „Ah, ſo eine biſt du?"

Der Anna ſtürzten die Tränen aus den Augen. Sie warf ſich nieder, umſchlang des Malers Knie und wollte ſeine Hand küſſen. Er aber rief barſch: „Alſo das iſt's, was d' mich haſt fragen wollen. Dumms Madl."

Sie hob die Stirn, und das Waſſer lief ihr in dicken Tropfen über die Wangen: „Herr ... Malerer ... i ... han wöllen fragen, ob ... ob i'n nehmen muaß."

„Nachdem's ſo ſteht ... was willſt denn ſonſt anfangen?"

Die Anna ſpielte an ſeinen Rockknöpfen. Wieder wollte ſie nicht mit der Sprache heraus, bis ſie plötzlich fragte: „Sie, Herr Malerer, i könnt wohl nit bei Enk ſein? I moan ſo ... ſo als Magd ... Könnans koane brauchen?"

Er blickte ſie erſtaunt an: „Und der ... der andere? Was wird denn der da ſagen?"

„Sell iſcht mir gleich!"

Das Blut ſtrömte ihm zum Herzen. Er fragte leiſe und hob wieder ihr Kinn: „Magſt ... mi denn leiden?"

Die Anna blickte ihn mit ihren ſchwarzen, ſtrahlenden Augen an: „Suſchſt war i net kemman."

Da zog er ſie an ſich, und ſie öffnete beide Arme und beide Lippen. Aber der Maler fuhr auf aus dem Rauſch: „Madl, und die Mutter?"

Die Anna blieb ſtehen. Sie rieb die riſſige Hand am dicken, wollenen Rock. Er forſchte noch einmal. Eigentlich begriff er das alles noch nicht, ſo ſchnell war es gekommen. In der Ernüchterung jetzt, da ſie nicht gleich eine Antwort fand, dachte er: ich nehme ihr Verſorgung und Zukunft, und ewig kann es doch auch bei mir nicht dauern. Wie er ſie da ſo anſah und ihr Mund offen ſtand und nur die

schwarzen Augen glänzten, wie er ihre Haltung sah, den Leib ein wenig vorgestreckt, die großen Hände rot, da sagte er in jähem Entschluß: „Anna, es geht net. Geht wirklich net."

Sie blickte ihn erschrocken an: „Sie, Herr Malerer, die Muater tät am End nicht sagen, wann i ihra bißl eppes geben könnt. Sie tut sich hart, und wanns nur a paar Gulden warn im Monat ..."

Aber der Maler schüttelte den Kopf: „Schau ... nein ... nein ... glaub' mir, es ist besser ..."

Als sie den harten Ausdruck sah in seinem Gesicht, blickte sie zu Boden und blieb regungslos stehen. Sie hob den Zipfel ihrer groben, blauen Schürze, ein paarmal schluchzte sie, dann wandte sie sich langsam zum Gehen. Sie hob kaum die Füße, daß es schurrte auf dem Boden.

Wie der Maler ihre Gestalt sah, haltungslos, seltsam breit, ein wenig im Rücken liegend, kam ihm eine jähe Vermutung. Er stürzte ihr nach, nahm ihre Hand und schrie fast: „Anna — mußt du heiraten?" Die Anna weinte nur. An der Tür brach sie in die Knie und sank auf einem Stuhle nieder. Sie schluchzte, daß ihr ganzer Leib zitterte und die Schultern zuckten.

Der Maler sagte, seine Hand leise streichelnd auf ihrer Schulter: „Madl, tu was die Mutter will! Ist eh besser!"

Die Anna hob ihr tränenüberströmtes Gesicht: „I ... i ... mag'n aber ... nit ..."

Er herrschte sie an: „Was hast's denn getan!"

Sie stammelte: „Weil ... weil ... i holt dumm ... gewesen bin."

Dann erhob sie sich und nahm die Türklinke in die Hand: „Nix für unguat, Herr Malerer. I ... i ... hab' nur fragn wölln ..."

Die Tür ging auf. Die Tür ging zu.

Der Maler hielt die Anna nicht zurück. Lange blieb er regungslos stehen, dann hob er die geballte Faust und rief, obwohl er allein in der Stube war, laut, ganz laut hinter der Anna drein: „Und so ein schönes Madl! Arm's Madl! Der Lump!"

Die Scharffenburg.

Novelle
von Margarete Siebert.

An einem warmen Sommerabend ſtieg ein junger Mann den breiten Fahrweg hinan, der ſich ſacht zur Kuppe des Berges emporhebt. Alles ringsum war ſtill und dunkel. Der Wanderer war ganz allein; er ſtieg ſchnell. Nach einiger Zeit ward der Laubwald zur rechten Seite von einer feſten Mauer abgelöſt, über die hohe Bäume gelaſſen ihre Krone neigten; zuletzt hob ſich die Straße ſteil, um ſich auf eine kleine Lichtung zu öffnen. Und hier lag die Burg, ein mächtiges, unter einem ſchweren Giebeldach wie geduckt liegendes, altertümliches Gebäude, mit im Verhältnis zur Größe der Mauern recht kleinen und wenig zahlreichen Fenſtern. Der junge Mann ſtand einen Augenblick atemſchöpfend ſtill, dann ging er raſchen Schrittes über die ſteinerne, von Wappenpfeilern gedeckte Brücke, durch einen mächtigen Flur, um in einen hochumfriedeten Hof zu gelangen. Hier ſchienen die Sterne, und aus einigen Fenſtern fiel mattes Licht. Als ſich das Auge des Ankömmlings an das Dämmern gewöhnt hatte, erkannte er zur Linken ein niedriges, langgeſtrecktes Gebäude, rechts ragte ein höheres, von deſſen Laubgängen hernieder Rankenwerk bis tief in den Hof hineinſchaukelte. Irgendwo rauſchte es wie von heimlichen Brunnen. Der Wanderer wandte ſich einem rund in den Hof einſpringenden Treppenturm zu und ſtieß eine Tür auf. Gellend rührte ſich eine Glocke, in der kreuzgewölbten, ſpärlich erleuchteten Halle fuhren Hunde empor, ein alter Diener trat aus der Tiefe, und von der Höhe der engen Wendeltreppe im Turm rief eine dröhnende Stimme: „Wer iſt da?“ — Der junge Mann blickte aufwärts, und indem er ſich der gegen ihn anſpringenden Hunde zu erwehren ſuchte, erwiderte er: „Ich bin's, Konrad.“ „So komm herauf!“ rief die Stimme, und der Fremdling ſtieg die Treppe empor.

Dame in Grün. Gemälde von John Lavery.
Mit Genehmigung der Photographischen Union, München

Die Burg hieß die Scharffenburg. Ihr Herr war der Baron Ulrich von Scharffen; der Jüngling, der ihn zu besuchen kam, sein Brudersſohn.

Der Alte hatte ſich in ſeiner Jugend auf dieſen Beſitz keine Hoffnung machen können, da die Burg und alles Land dazu einem Onkel gehörte, dem ein Sohn zum Erben erwuchs. Als dieſer Erbe aber kaum in den Genuß ſeines Gutes gelangt war, erſchoß er ſich, in ſeinen jungen Jahren, gerade am Tage, da ſeine Schweſter Hochzeit feierte. Der Baron Ulrich von Scharffen, der nun das Majorat bekam, war faſt um zehn Jahre älter als der Verſtorbene; er diente als Offizier und ſtand davor, zum Major befördert zu werden. Beim Heimfall der Erbſchaft verließ er den Offiziersdienſt, um auf die Burg zu ziehen. Noch im ſelben Jahre nahm er ein hübſches, heitres Fräulein zur Frau, von dem er im Laufe der Jahre vier Kinder bekam, zuerſt eine Tochter, danach zwei Söhne und ſchließlich nochmals eine Tochter. Als der älteſte Sohn fünfzehn Jahre alt war, verunglückte er gelegentlich einer Wanderung in ſeinen Heimatsbergen tödlich, und im ſelben Jahre ſtarben der Bruder und die Mutter an einer in der Gegend epidemiſch auftretenden Krankheit.

Dieſe Unglücksfälle hatten ſich aber ſchon vor etlichen Jahren zugetragen.

Konrad ſtieg die Wendeltreppe empor und ſah ſich ſeinem Onkel gegenüber, einem wahrhaft rieſenmäßigen Manne, der ſo ſtark ausſah, als würde er mit einem Griff ſeiner behaarten, großen Hände die Decke des Treppenflurs mühelos in die Höhe heben können. Der Alte maß den Neffen mit kurzem, ſcharfen Blick, ſchüttelte faſt unmerklich den Kopf und ſagte, der Neffe ſollte ins Zimmer kommen. Sie traten von der Treppenſtube in einen außerordentlich großen Raum, der ſich trotz ſeiner ſchweren Möbel faſt wie leer ausnahm. Der Baron ſchritt zum Tiſch in einer Ecke und ließ ſich krachend in einen Seſſel fallen. Er ſchob dem jungen Menſchen Rauchzeug hin, goß Wein in die Gläſer, hob ſeins und ſagte: „Alſo willkommen, Neffe Konrad.“ — Der Gaſt nahm eine Zigarre. Der Alte ſaß ſtumm, trank und rauchte. Nach einer Weile blickte er zu dem Neffen hinüber. — „Du trinkſt ja nicht,“ meinte er,

„genierst du dich?“ — Der junge Mann schüttelte den Kopf. — „Das wäre auch überflüssig,“ murmelte der Alte. — Ein verdammt hübscher Junge wäre der Neffe, fuhr er fort, aber er sähe beinahe wie ein Mädel aus, so um die Augen. Ja, und dann, er, der Alte, wäre in seiner Jugend auch mager gewesen, aber so, — na, — Beine sollten das sein? Das wären Stecken! Der Jüngling wurde blutrot und schlug die Augen nieder. Nun tat er dem Alten leid. „Wie alt bist du?“ fragte er in milderem Tone. — „Zweiundzwanzig Jahre.“ — „Und dein Herr Bruder?“ — „Siegfried ist vor drei Monaten mündig geworden.“ „So so,“ sagte der Baron — nun, das hätte wohl nicht mehr viel zu bedeuten gehabt, denn das bißchen Geld des Bruders wäre doch wohl schon längst über alle Berge. Und wenn das nur allein! Er wandte sich an den Neffen: „Hast du noch etwas, oder hat der Windhund, der Siegfried, alles geschluckt?“ — „Für mich wird es schon reichen,“ erwiderte Konrad mit belegter Stimme. — „Davon bist du auch so mager,“ meinte der Alte, „und du trinkst auch nicht.“ Er wollte in das noch halbvolle Glas einschenken; Konrad deckte abwehrend die Hand darüber. Der Alte hielt die Flasche noch gesenkt in der Hand und hob erstaunt die schweren Lider. „Schmeckt es dir nicht?“ fragte er beinahe ungläubig. — „Doch, doch,“ stammelte der Neffe verlegen, — „aber, — — — ich trinke nicht gern Wein,“ gestand er tapfer. — „Donnerwetter,“ sagte der Alte und setzte die Flasche hin. Er versank in Nachdenken und fragte erst nach einer ziemlichen Pause: „Aus Prinzip?“ — Der Neffe blickte verwirrt auf. — „Ich meine, ob es bei dir Prinzip ist, keinen Wein zu trinken? Denkst du etwa auch, die Welt ginge in Trümmer, wenn ein erwachsener Mensch einmal eine Flasche leertrinkt? Und ich sage dir, selbst wenn einer einmal nur so getorkelt kommt, — soviel hat sich ein jeder in der Hand zu haben, daß er sich dergleichen ruhig einmal erlauben darf. Aber ihr da von heutzutage, allerdings, — wenn so einer über die Stränge schlägt — — —“ Er schwieg. Sein Gegenüber sagte auch nichts. Der Alte schüttelte mehrmals den Kopf und murmelte Undeutliches, während er weiter trank und rauchend

dicke Wolken in die Luft puffte. Nach einer Weile hob er sich seufzend aus seinem Sessel. Der Neffe sollte zu Bett gehen, sagte er, die Augen klappten ihm ja zu, sie könnten sich morgen weiter miteinander unterhalten. Der Neffe stand vor ihm, schlug die Hacken zusammen und grüßte formell. „Schon gut," murmelte der Alte und winkte mit der Hand ab. — Der Junge verließ das Zimmer. Im Treppenstübchen sah er unschlüssig um sich; er wußte gar nicht, wohin er sich wenden sollte. Da hörte er eine Klingel in der Halle anschlagen, jemand kam über den Flur zur Treppe, die Gestalt des alten Dieners hob sich empor. Er ging an Konrad vorbei, öffnete die Tür und fragte hinein: „Gnädiger Herr?" — „Führe den jungen Herrn Baron in sein Zimmer," hörte Konrad den Alten befehlen. Der Diener zündete die Kerzen eines Leuchters, den er von einem Ecktisch nahm, an und ging voran. Sie gingen einen langen Gang hinab, mit großen Fenstern zur Linken, bogen in einen kurzen Flur, der Diener öffnete eine Tür, wies auf das auf Ständern und Stühlen bereit liegende Gepäck und bat um die Schlüssel dazu. Er würde alles selbst besorgen, meinte Konrad, und der Alte ging.

Auch dieser Raum, ein Eckzimmer, war fast ungebührlich groß. Zur Seite stand ein mächtiges Bett mit einem schweren, von dicken, gedrehten Säulen getragenen Himmel.

Konrad öffnete seine Koffer, um das Nachtzeug herauszuholen. Während des Auskleidens trat er auf einen Tritt, der zu einem der hochgelegenen, für die große Wand kleinen Fenster führte. Er zog den schweren Vorhang zurück und beugte sich zwischen den geöffneten Flügeln hinaus. Tief unten blinkte dunkles Wasser eines Stromes und rauschte verworren. Sonst war nur schattenhaftes Schweigen und Dunkel rings umher, und über allem wölbte sich der jetzt mit niedrighängenden Wolken bedeckte Himmel.

Konrad trat zurück und stand gesenkten Hauptes. Diese Burg war auch der Stammsitz für ihn, für seine Angehörigen!

Am andern Morgen wachte er früh auf. Das Zimmer schwamm in Rosenlicht. Konrad stieg von seiner mächtigen Bettstatt, ging zum Fenster und sah den Morgenhimmel blaßblau ins Zimmer lächeln. Dem jungen Mann ward

leichter, er kleidete ſich an und verließ die Stube, um zu ſehen, wohin er bei einem Gange aufs Geratewohl käme. Unterwegs traf er niemanden, aber die Türen, durch die er ging, waren alle aufgeſchloſſen. Schon ehe er aus dem Treppenturm in die Halle und von da in den Hof gelangte, hörte er draußen eine helle, junge zärtliche Stimme, und als er ins Freie trat, hing Morgenduft über dem Hof, und alles Geſtein und das Gras in den Ritzen, die Efeuranken und die des wilden Weins waren wie rieſelnd naß. Jetzt ſah Konrad, daß die vierte Seite des Burghofes, die nach dem Strome zu, von einer mäßig hohen Mauer abgeſchloſſen war, in der ſich eine kleine Tür öffnete und über die ſich ſchwellend uralte, wundervolle Bäume hoben. In ihrem Schatten aber kniete ein junges Mädchen auf den Steinen des Hofes, ſchlank und lichtblond, angetan mit einem weißen Kleid und einer großen, blauen, häuslichen Schürze darüber. Sie lockte eine Henne mit vielen kleinen Küchlein und redete lachend mit ihnen. Tauben kamen rauſchend geflogen und ſetzten ſich auf ihre Schultern, und ſie drückte das Köpfchen der einen an ihr Kinn. Indem ſie ſich umwandte, bemerkte ſie Konrad im Hofe ſtehen, erhob ſich ſchnell und kam, während ſie noch einige Körner von ihrer Schürze ſchüttelte, auf Konrad zu. Sie müßte ihm die linke Hand geben, ſagte ſie, in der andern hätte ſie ein kleines, ſoeben erſt ausgekrochenes Kücken, und ſie öffnete dieſe Hand ein wenig. Das kleine Geſchöpf darin reckte den Kopf und hob ſich begierig. — „Da lauf," ſagte das Fräulein lachend und ſetzte das Tierchen zur Erde. Sechzehn Eier hätten ſie der alten Henne untergelegt, erzählte ſie, und vierzehn hätte ſie ausgebrütet, und das da — ſie wies auf das ihr ſoeben aus der Hand geſchlüpfte Geſchöpf — wäre das letzte. Sie betrachtete ihre Hand. Sie würde nur gehen, um ſich die Hände zu waſchen, ſagte ſie, aber ſogleich wiederkommen, der Frühſtückstiſch wäre wie immer im Sommer bei ſchönem Wetter auf dem Altan gedeckt. Konrad ſtieg mit langen Schritten im Hofe auf und ab. Das war alſo aus der älteſten Couſine, der Leontine, geworden. Er hatte ſie nur ein einziges Mal, für eine Viertelſtunde geſehen, auf einem Bahnhof, als ſie mit ihren Eltern und

Geſchwiſtern durch die Hauptſtadt reiſte, in der er ſich damals als Kadett aufhielt. Damals war Leontine zwölf Jahre alt geweſen, und ihre Schweſter Dorothee acht, und die beiden Mädchen hatten kein Wort zu ihm geſagt, ſondern ihn nur ſtumm angeſehen und ihm auf einen Wink ihrer Mutter hin die Hände gereicht, — er aber hatte auch nicht die leiſeſte Erinnerung in ſich behalten, wie die Couſinen ausgeſehen hatten. Er war niemals auf der Burg geweſen, ſein Vater ſtand ſich nicht gut mit dem Bruder.

Leontine kam wieder und öffnete die Tür in der Vordermauer. Konrad folgte ihr. Einen Augenblick ſtand er überraſcht. Der Berg fiel hier ſteil zum Fluß ab, aber der Abhang war zu einer geräumigen Terraſſe ausgebaut. Eine alte Linde wuchs hier. Sie blühte gerade, ſchwere Duftwolken umzitterten ſie, während es von ungezähltem Bienenvolk in ihr ſummte. Konrad trat an die Bruſtwehr des Altans. Da lag das Land, weit, hell und grün. Der Strom rauſchte mächtig. Sein Lauf ſchwang ſich ſeitlich bald um einen Berg und war dem Blick fortan entzogen, aber aufwärts blinkte ſein Band noch in meilenweiter, mit dem Himmel in eins verfließender Ferne. Und dort lag prangend die ſchöne Stadt und hob ihr funkelndes Getürm wie einen Lobgeſang dem Himmel entgegen.

Leontine ſaß an dem mit feinem Porzellan, Flaſchen und Gläſern reich beſetzten Tiſch. Sie fragte, was Konrad vorzöge, Tee oder Kaffee, und zündete die Spiritusflamme unter einem der Keſſel an. Konrad ſetzte ſich zu ihr. „Ihr habt es hier wunderſchön," ſagte er. Die Couſine lächelte freundlich. Sie fragte ihn, wie er geſchlafen hätte, und was ihm im Traume erſchienen wäre, und als er antwortete, ihm hätte nichts geträumt, meinte ſie, das wäre jammerſchade. Sie wies an der Mauer der Burg hinter ihnen empor. Dort oben wären Konrads Fenſter, dort, wo der rote Vorhang herausflatterte. Dieſe Stube bekämen nur ihre Staatsgäſte. Konrad errötete. Ihm fiel ein, daß ſein Bruder und die Kameraden mit Vorliebe davon ſprachen, wie er nun der Erbe der Scharffens wäre. Ihm aber kam bei ſolchem Gerede glühende Angſt, und er fuhr auf: „Siegfried, um Gottes willen, mach'

keine Schulden darauf hin! Ich weiß, es kommt etwas dazwiſchen.“ — Und der Bruder lachte: Was denn? Ob Konrad glaubte, der Alte da drüben ginge noch einmal auf die Freite? Nur, allerdings, — leider! — Dieſer alte Auerochſe würde ſicherlich hundertundzehn Jahre alt. —

„Da kommt Vater,“ ſagte Leontine. Konrad ſprang auf, den Alten zu begrüßen. Der ſchüttelte ihm die Hand, fragte auch, ob Konrad gut geſchlafen hätte, und ließ ſich in einen der hölzernen Gartenſeſſel fallen, daß deſſen Gefüge krachte. Die Tochter ſchenkte ihm Kaffee ein, er trank, aß weißes und ſchwarzes Brot und dazu Eier, Schinken, Fiſch, ſchenkte ſich aus einer Flaſche mehrere Schnäpſe ein und kippte ſie mit einem Ruck in ſeine Kehle. Er warf einen Blick zu dem Neffen hinüber. „Iß ordentlich,“ meinte er, „bis Mittag gibt's nichts mehr. Und ſieh zu, daß du dir etwas Fleiſch anlegſt; — hier oben iſt's manchmal windig, ſonſt wirſt du uns unverſehens einmal da hinuntergeweht. Außerdem, ſchlechte Futtermerker ſind bei uns nicht beliebt.“ — Ein viertes Gedeck lag neben dem des Alten aufgelegt, wohl für die jüngere Couſine, dachte Konrad. Aber ſie kam nicht, und niemand fragte nach ihr.

Der Alte kaute und ſchluckte. Zwiſchendurch tat er dieſe und jene Frage nach Verhältniſſen in Konrads Regiment, nach Bekannten von ihm dort. Konrad gab Auskunft. Der Onkel fragte kurz und beſtimmt, ohne eine Meinungsäußerung Konrads herauszufordern. Im Tageslichte ſah ſeine Geſichtsfarbe gegen ſein weißes Haar graubraun wie Erde aus; um die Augen und längs der Naſe gruben ſich Furchen, groß genug, einen Finger hineinzulegen, und unter den Augen lagen Ringe, ſchwärzlich wie mit Pulver eingebrannt.

Als der Alte ſeine Mahlzeit beendet hatte, griff er nach einem Paket Zeitungen und Briefe auf dem Tiſch, ſah aber alles nur flüchtig durch und erhob ſich. Er käme in dreiviertel Stunden wieder, ſagte er; wenn Konrad Luſt hätte, könnte er dann einen Rundgang mit ihm durch den Hof und das Gut machen. Die Tochter ging mit dem Vater, ſie hätte im Hauſe zu tun. Ob ſie die Wirtſchaft

führte? fragte Konrad, und sie erwiderte nicht ohne einigen Stolz: ja, sie ganz allein.

Konrad las einiges in den Zeitungen, fand aber keinen Geschmack an dieser Beschäftigung und schritt auf einer Treppe seitlich zum Park hinab. Er kam auf eine tiefer gelegene Terrasse und beim Weitergehen auf eine zweite; zuletzt stand er am Fuße des Schlosses, das sich himmelhoch über ihm türmte. Er blickte an der jähen Wand hinauf und lächelte über sich selbst, daß ihm von der sichern Tiefe aus mehr zu schwindeln pflegte, als von der verwegensten Höhe. Dann durchwandelte er eine alte, breite Buchenallee, deren Blätter glänzten, wie durchsogen von Sonne, und deren Stämme glatt waren und schimmernd wie Atlas. Am Ende des Ganges führten Stufen aufwärts, zu einer Tür, die verschlossen, aber leicht zu überklettern war. Konrad sah sich wieder der großen Brücke gegenüber, die sich zur Einfahrt schwang, und gelangte durch den Hof zum Altan zurück.

Hier aber war der Platz nicht mehr leer; ein etwa vierzehnjähriges Mädchen saß am Tisch, beschäftigt, sein Frühstück zu verzehren. Es mußte die Cousine Dorothee sein. Konrad grüßte, das Mädchen erwiderte den Gruß mit einem stummen Nicken und einem großen Blick aus ihren schwarzen Augen. Konrad setzte sich an den Tisch, aber ihm war nicht sehr behaglich zumute. Er betrachtete verstohlen das Mädchen. Es war groß und wohl gewachsen, doch Konrad dachte, es sähe nicht wie ein adliges Fräulein, überhaupt nicht wie ein Kind aus einem guten Hause aus, sondern eher wie ein Bauernmädchen. Ihr Anzug, ein kurzer Rock mit Tragbändern über einem kurzärmeligen Hemd, genierte ihn geradezu, es schien ihm, als hätte das Mädchen vergessen, überhaupt ein Kleid anzuziehen. Es war barfuß und hatte sein dunkles, dickes Haar glatt über ihren Scheitel weggestrichen und am Hinterkopf in einem festen Zopf aufgesteckt.

Aber ihm fiel ein, daß er die Cousine wohl anreden müßte. „Bist du jetzt erst aufgestanden?“ fragte er. Das Mädchen sah ihn mit einem jede Frage niederschmetterndem Blick an und erwiderte nur: „Nein!“ — Konrad fragte nichts weiter; aber während er das Gesicht, den freien

Hals, die bloßen Arme der Couſine betrachtete, die Hände, wie ſie um das feine, ſchimmernde Porzellan griffen, und alles leuchtete rotgelb wie Gerberlohe vor lauter Sonnenbrand, da begriff er nicht, wie jemand ſein Kind ſo konnte aufwachſen laſſen. Ihm fiel ein, daß er gehört hatte, die jüngere Couſine Scharffen lernte Latein und Griechiſch, und ſein leiſes Widerſtreben wollte ſich in Grauen wandeln.

Der alte Baron kam. Die Tochter ging ihm entgegen, um ſeine Hand zu küſſen, er beugte ſich zärtlich zu ihr, indem er noch eine Weile ihre Hand in der ſeinen behielt. Dann wandte er ſich an Konrad, ob er zu dem Spaziergang bereit wäre. Sie gingen aus der Burg hinaus, durch das Gehölz, das den Berg bedeckte. Der Weg ſenkte ſich erſt beträchtlich, um darauf wieder zu ſteigen. Jenſeits der Schlucht, der Burg gegenüber, aber von ihr aus des Gehölzes wegen nicht zu ſehen, lag der Gutshof. Vor dem Hofe lagen, breit und friedlich in eine Mulde eingeneſtelt, die Wohnhäuſer für die Dienſtleute, kleine, ſaubere, hochgegiebelte Gebäude, von Baum- und Buſchwerk umſtanden, von Holunder, der gerade in Duft und Pracht blühte, und von Obſtbäumen, Kirſchen und Pflaumen und Äpfeln.

Die Hofgebäude waren durch eine hohe Mauer zuſammengeſchloſſen, über deren breitem Tor wie an den Brückenpfeilern das Scharffenſche Wappen in Stein gemeißelt prangte. Der Freiherr trat in den Hof, ging den Ställen zu, in ſie hinein. Überall konnten hier Luft und Licht ungehindert zuſtrömen, und der Boden war blank von dem Waſſer, das ihn jederzeit zu beſpülen vermochte. Der Freiherr ging zwiſchen dem Vieh hindurch, erklärte, was für Sorten an Rindvieh, an Schafen, Schweinen er eingeführt hätte, nannte die Stückzahl, ſagte, wie ſich der Zuwachs und Abgang in den letzten Jahren geſtaltet hätte. Er ſtand wieder unterm Hoftor und blickte über den weiten Raum. Die Gebäude waren wahrhaft prangend, ohne jeden Riß; unter ihren Dächern waren noch zierliche Kanten aus kunſtvoll verſchrägten Ziegelſteinen gezogen. Der Freiherr ſagte, die große Mauer, die er vorgefunden hätte, brächte ihre Übelſtände, einige der neuen Scheuern, auch die Brennerei, hätten außerhalb angelegt werden müſſen. Er

Prinzessin Andreas von Griechenland.
Gemälde von P. A. László.

schritt weiter, zu den neuen Gebäuden, und nachdem er auch sie gezeigt hatte, meinte er, morgen wollten sie zu der Koppel gehen und danach zu den Förstereien. Sie wandten sich dem Walde zu. Da begann der Alte zu erzählen, als er das Gut übernommen hätte, wären höchstens vier Gebäude brauchbar gewesen, die andern alle elend. Er hätte ununterbrochen bauen müssen, aber wer nun nach ihm käme, dürfte nur dafür sorgen, daß sich alles erhielte. Er hätte vielleicht mehr Geld in das Gut gesteckt, als er vor seinen Töchtern verantworten könnte, aber er hätte seine höchste Pflicht hier liegen sehen. Die Edelleute von einstmals wären als Markgrafen gegen Heiden und Wenden eingesetzt worden. Das hätten sie nach seiner Meinung noch heute zu sein, wenn die Heiden und Wenden jetzt auch Juden und Sozialdemokraten hießen. — Er versank in Schweigen. Plötzlich kehrte er sich dem Neffen zu. „Denkst du schon an jemand, ich meine, an irgendeine Frauensperson, — so oder so? —“ fragte er. Konrad fuhr aus träumenden Gedanken auf. „Ich? Was? Ich?“ — „Nun, ich kenne dich ja gar nicht,“ sagte der Alte. Der Junge schüttelte den Kopf. „Frauen sind mir immer so sonderbar,“ gestand er, „ich — —“ „Also du weißt noch keine? Nun, das ist mir lieb!“ — Nun aber begann Konrad: er glaubte, sein Bruder Siegfried, der dächte daran. — — Der Alte fuhr herum. — „Was, der Grünspecht? Dieser Bengel? So? Gegen wen denn?“ — Das Fräulein hieße Anna Bühn, berichtete Konrad, und ihr Vater wäre — — Der Alte ließ ihn nicht aussprechen. — „Bühn?“ fragte er, „Bühn? Von Bühn?“ Konrad schüttelte den Kopf: „Nur Bühn.“ Der Alte blieb stehen, und sein Kopf ward rot. „So,“ sagte er mit Ingrimm, „natürlich bringt der so etwas in die Familie! Wer ist Bühn?“ Er schnaubte. „Ich kenne keinen Bühn!“

Konrad war verlegen: der Vater wäre Kaufmann, sehr reich, Kommerzienrat, Geheimer sogar, berichtete er. Der Alte lachte dröhnend. „So, ein Herr Geheimrat! In was handelt er denn? In alten Fellen? Oder in Schweinefett?“ Plötzlich blieb er stehen, wie von einem Gedanken fest gedonnert. Er faßte Konrad beim Rockknopf. „Angejüdelt?“ schrie er atemlos, und seine Augen sprangen

förmlich aus ihren Höhlen. — „Nein, nein," ſagte Konrad ängſtlich. Der Alte ließ ihn los. „Pack!" murmelte er. „Wer iſt Bühn?" fing er wieder an. — „Er iſt —" wollte Konrad antworten, aber der Alte ſchnitt ihm die Rede ab. „Kaufmann, reich, Kommerzienrat, ſogar Geheimer, das weiß ich! Das haſt du mir ja ſoeben verkündet! Aber was weiß ich damit? Sagſt du mir, das Mädchen iſt eine Wehrendorf oder eine Trebbin, oder dergleichen, — nun, ich kenne die Familie vielleicht auch nicht. Aber ich ſchlage nach, und da finde ich, die waren ſchon vor dreihundert Jahren ehrenhafte Leute, dienten Gott und ihrem König und Vaterland, ſetzten ſich dafür ein und ſtarben dafür. Wenn ſonſt auch manches ſein mag, wie es will, das wenigſtens iſt immer da. Dagegen: Bühn! Bühn! Der Vater kann Hundsſchlächter geweſen ſein und der Großvater Nachrichter, und wenn der jetzige Herr Bühn auch zwanzig Millionen hat und Hoflieferant von vierunddreißig europäiſchen und afrikaniſchen Potentaten iſt und ſich ſiebenundſechzig Orden hat ſchenken laſſen, tellergroß mit zwei Dutzend Diamanten. So etwas gibt im allerbeſten Falle nur Verlegenheiten!" — Murrend ſtampfte er den Weg entlang. — Die Angelegenheit wäre noch nicht abgeſchloſſen, wagte Konrad endlich vorzubringen. Der Bruder wüßte noch nicht einmal, ob ihn das Fräulein nehmen würde.

So, nun, wenn ſie einen Funken von Verſtand hätte, ſo dankte ſie für die Ehre, begann der Alte wieder. Wäre ſie wirklich ſo reich, ſo könnte ſie ſich am Ende noch einen andern Freiherrn kaufen, ſogar vielleicht einen, auf den Verlaß wäre. Denn mit dem Siegfried, wer den zum Manne hätte, die käme ſicher in den Himmel, — denn die Hölle hätte ſie ſchon auf Erden weg.

Konrad wunderte ſich über die Wut dieſes Haſſes ſeinem ſchönen, liebenswürdigen, faſt jedermann ſo angenehmen Bruder gegenüber. „Treulos und hartherzig iſt der Bengel," ſagte der Alte. „Ich weiß es. Dein Vater hat ſich an mich gewandt, da war der Junge kaum achtzehn Jahre alt. Ich habe deinem Vater gegeben, was er wollte, er war ja ganz entzwei vor lauter Liebe um dieſes Goldblatt, aber wenn ſich dieſe ſeine ſaubre Frucht

ſchon als Fähnrich eine Kugel vor den Kopf geſchoſſen hätte, ich würde deinem Vater geſagt haben: Der Himmel meint es gut mit dir! Eigentlich hätte dieſer Junge vor den Staatsanwalt gemußt. Das waren Geſchichten! Mit achtzehn Jahren!“ Nach einem Schweigen begann er wieder: „Deſſen kann ich dich verſichern, mit meinem Wort: Ehe ich dieſem Lotterbuben mein Gut überließe, — damals, als das große Unglück geſchehen war, mir war nicht danach zumute, — aber wenn der Siegfried der Erbe war, ich hätte noch einmal geheiratet! Und du,“ die Stimme des Alten ſchwoll drohend, „darauf gibſt du mir dein Wort, als ein Scharffen, — ehe du deinem Bruder das Gut überläßt, eher tuſt du das Äußerſte, und wenn du denkſt, du ſelbſt ſollſt dabei vor die Hunde gehen!“

Sie waren zur Burg zurückgekehrt und traten in ſie ein. Der Alte entließ den Jungen: Es würde gleich zu Mittag gegeſſen, er ſollte ſich zurechtmachen. —

Konrad ſaß nach der Mahlzeit in ſeinem Zimmer. Er ſaß auf dem Tritt und rauchte eine Zigarre nach der andern. Zuletzt fühlte er ſich ſo ſchläfrig, daß er ſich am liebſten auf ſein Bett geworfen hätte. Es war heiß und ſtill im Zimmer, die Sonne hatte ſeit dem frühen Morgen auf den Fenſtern gelegen; draußen regte ſich nichts, nur einmal tönte grell die Glocke eines Dampfſchiffs aus dem Stromtal herauf. Konrad reckte ſich gähnend und dachte, daß er vierzehn Tage lang hier bleiben ſolle.

Er raffte ſich zuſammen, er wollte nicht ſchlafen, am Tage zu ſchlafen hielt er für das Weichlichſte, was es geben konnte. Schließlich ſtand er auf, um aus dem Zimmer zu gehen, hinab in den Park. Er ging durch ſchweigende Gänge, kam auf den Hof und fand, als er auf den Altan trat, dort die Couſine Leontine ſitzen und an einer hellen Stickerei arbeiten. Er freute ſich, ſie zu treffen, ſetzte ſich zu ihr, erkundigte ſich, woran ſie arbeite, und als er erfuhr, daß ſie ihrer Schweſter eine Bluſe anfertigen wollte, erſchien ihm ſolche Hingabe faſt rührend. Es müßte nett ſein, ſich mit ſolchen Dingen zu beſchäftigen, meinte er. Leontine nickte freundlich, und ſie verſprach, ihm auch einmal etwas zu ſticken, zwar keine Bluſe, denn

die könne er nicht gebrauchen, aber vielleicht Taſchentücher oder eine ſchöne Tiſchdecke oder dergleichen, er ſollte nur etwas wünſchen. Sie würde ihr Verſprechen ſicher vergeſſen! dämpfte er die eigene Freude. Was er da ſagte, entgegnete ſie faſt beleidigt; was ſie verſpräche, das hielte ſie auch.

Nach einem Weilchen begann ſie ihn nach dieſem und jenem zu fragen, ob er viel Verkehr hätte, wieviel junge Frauen in ſeinem Regiment wären, ob er viele Vergnügungen mitmachte. Er antwortete, Verkehr hätte er natürlich genug, auch ſehr netten, mit den Kameraden, ſonſt allerdings faſt keinen. Die andern, z. B. auch ſein Bruder Siegfried, verkehrten wohl auch im Zivil, mit den Beamten und Kaufleuten der Garniſon und auf den Gütern in der Umgegend, aber er kaum, er machte ſich nichts aus Geſellſchaften. Leontine wunderte ſich, daß er ſagte, er ginge nicht gern in Geſellſchaften. „Es wird nur immer unnütz ſpät dabei," erwiderte er. Sie ließ ſeufzend die Arbeit ruhen und ſah zu Konrad empor. Sie würde für ihr Leben gern manchmal in Geſellſchaften gehen, ſagte ſie, aber ſie lebten hier ſehr ſtill, ſehr, ſehr ſtill. Der Vater ginge nicht gern von der Burg. Konrad nickte, und im Bemühen, die Couſine zu tröſten, meinte er, ſie ſollte es ihm glauben, Geſellſchaften wären langweilig. — Aber einmal möchte ich doch welche mitgemacht haben, entgegnete ſie. Indem ſie ihre Arbeit wieder aufnahm, begann ſie von ihrer Schweſter zu erzählen, der würden niemals ſolche Wünſche kommen, aber Dorothee wäre auch viel klüger als ſie, Leontine. Sie ſprach von ihrem Leben jetzt und einſtmals, wie ſie viel zu tun hätte mit der Leitung der Wirtſchaft; wenn die Tage auch eintönig wären, ſo vergingen ſie doch immer ſehr ſchnell. Sie ſprach von ihrer Mutter und den verſtorbenen Brüdern, wie es damals luſtig auf der Burg zugegangen wäre, oftmals wäre etwas angeſtellt worden, ein Feſt oder ein Ausflug, aber ſeitdem läge alles wie tot.

Unter dieſem Plaudern kam die Teezeit heran; der Freiherr trat herzu und auch Dorothee, die jetzt ein Kleid angezogen hatte, wenn es ihr auch loſe genug um die Glieder hing. Der Baron ſchlug vor, ſie ſollten nach der

Koppel gehen, ein Pferd für Konrad auszusuchen, auf dem er während seines Aufenthaltes hier reiten könnte. So geschah es, und der Spaziergang dauerte bis zum Abend.

Die vierzehn Tage, die Konrad für den Besuch angesetzt hatte, vergingen; aber an jedem Abend war er froh, daß der Tag überstanden war. Leicht und wohl wurde ihm nur neben Leontinen. Dem Onkel gegenüber war ihm stets, als ginge er auf Eiern, denn der konnte über eine noch so harmlose Äußerung in heftigsten Zorn geraten. Er schalt auf den sündigen Luxus, den die Jugend von heutzutage triebe, wie über die übertriebene Sparsamkeit des Neffen, an der nur dieser Schubjack, der Siegfried, die Schuld trüge. Er fragte etliche Male hohnvoll: „Nun, ist die Verlobung mit dem Fräulein Bulle oder Bumke schon perfekt? Der Vater ist ja wohl Wurstfabrikant?“ Und Konrad stand Qualen seiner eignen Indiskretion halber aus. Dabei meinte der Onkel es durchaus freundlich mit ihm, schenkte ihm das Reitpferd, das er ihm ausgesucht hatte, und befahl Leontine, bei der Abreise des Vetters einen Korb mit guten Dingen zu rüsten.

Trotz alledem hatte Konrad seine vergnügteste Stunde, als er seine Koffer zur Abreise packte, und pfiff dabei leise vor sich hin. Da kam der Bediente Albrecht mit einer Botschaft, die ihn zu dem alten Freiherrn rief. Konrad ließ sofort alles stehen und liegen. Bei seinem Eintritt in das Arbeitszimmer erhob sich der Alte von dem Schreibtisch, um sich ins Sofa zu setzen, schob dem Neffen Zigarren hin und schellte nach Wein. Er griff in seine Brusttasche und zog ein Päckchen hervor. Das sollte Konrad nehmen, — er nannte eine Summe, — Konrad hätte zu wenig Geld, damit könnte er nicht auskommen, ohne sich unablässig absorgen zu müssen; er wüßte von seiner Jugend her, wie es täte, wenn schon die Zulage und dreiviertel von der Monatsgage weg wären und noch kaum die Pflichtausgaben zu Anfang jeden Monats gedeckt. Er würde dem Neffen fortan jeden Monat den gleichen Betrag schicken. Aber er bäte sich aus, — er hob die Stimme, — daß Konrad das Geld für sich gebrauchte! Der Siegfried sollte nur sein Fräulein Bumke heiraten, da läge er wenigstens andern Leuten auf

der Taſche! — Konrad hielt den Umſchlag mit dem Gelde verlegen in der Hand, — es war eine für ſeine Verhältniſſe beträchtliche Summe. Er wollte ſich bedanken, doch der Onkel ſchnitt ihm die Rede ab. — „Verbrauch's mit Geſundheit und denke, du haſt dein gutes Recht darauf!“ Nach einer Weile ſtummen Rauchens hob er wieder zu reden an: Konrad wäre ein guter Junge, und er, der Onkel, hätte ſich gefreut, ihn auf der Burg gehabt zu haben, und er ſollte wiederkommen, ſo oft er frei wäre. „Du ſollſt dich hier ganz heimiſch fühlen,“ ſagte er. Danach ſtockte ſeine Rede, und ſeine Augenbrauen zogen ſich zuſammen. „Du haſt doch hier nach mir zu befehlen,“ murmelte er. Alsdann herrſchte wieder Schweigen, und Konrad dachte, ob er gehen könnte, aber der Onkel mußte wohl das Zeichen zum Abbruch der Unterhaltung geben. — Der aber hob an: Wie Konrad die Couſine Leontine gefiele? — „Gut, ſelbſtverſtändlich,“ erwiderte Konrad und wurde rot. Der Onkel bewegte das Haupt hin und her. Dieſe Tochter machte ihm Kopfzerbrechen. Dorothee nicht, die würde ſich überall zu helfen wiſſen. Aber Leontine, was finge die an, wenn ſie einmal von der Burg müßte? — Konrad wollte einiges ſagen, es würde natürlich ſeine liebſte Pflicht ſein, — aber was redete er da, ſie hätte natürlich das Recht, — der Alte hob die Hand, und er verſtummte. Leontine würde genug Geld haben, um leben zu können, gewiß, ſoweit wäre natürlich für ſie geſorgt. Aber was wollte das beſagen? Er, ihr Vater wüßte wohl, ſie müßte verheiratet werden. Sie paßte nur dazu und würde auch einen jeden Mann, der nur halbwegs vernünftig wäre, glücklich machen. Aber woher ſollte der rechte Mann für ſie genommen werden? „Ich kann nicht mit ihr auf Bälle gehen. Und hier herum iſt keiner, den ich ihr wünſchen möchte. Wenn ſie zu irgendeinem aus der Gegend hier eine Neigung hätte, nun ja, — aber das fällt ihr gar nicht ein.“ Der Alte machte eine Pauſe. Konrad ſaß geſenkten Hauptes. Ihm war, als wäre der Seſſel unter ihm aus ſiedendem Metall. Verſtand er recht, — aber wenn er ſich irrte, — vielleicht tat er mit einem unrichtigen Wort Leontinen etwas an, was er nie wieder

gut machen konnte. — — Der Onkel nahm die Zigarre aus dem Munde, legte die behaarte Hand auf die Tischplatte. „Konrad!“ Der hob beklommen den Blick. „Die Tina ist ein einfaches, gutes, gehorsames Kind. Sie ist gesund, und mir kommt sie hübsch vor. Sie scheint dir sehr zugetan zu sein, — da habe ich gedacht — —!“ — „Ich habe noch nie gewagt, auch nur in Gedanken —“ stammelte der Neffe. — Nun, er sollte sich die Angelegenheit überlegen, entschied der Alte. Auf Konrads Stirn perlte der Schweiß; wo fand er nur schnell Worte, um zu versichern, daß er — —, aber er brachte nur Abgewürgtes heraus, — von höchstem Glück, und daß er, — wenn nur Tina. — „Laß dir Zeit,“ erwiderte der Alte, „dergleichen will beschlafen sein. Es eilt nicht damit.“ Er setzte aber doch hinzu, im Falle Konrad Leontine heiratete, hätte er folgende Vorschläge zu machen: Konrad sollte in das vornehme Regiment eintreten, das in der Hauptstadt stünde. Das wäre ohnehin selbstverständlich bei einem der ersten zukünftigen Standesherrn des Landes. Er, der alte Freiherr, hätte schon mit dem König über diese Angelegenheit gesprochen und huldvollstes Entgegenkommen gefunden. — Leontine würde als Konrads Frau den Zuschuß erhalten, den er ihr bei einer jeden Verheiratung zugebilligt haben würde; aber Konrad sollte in diesem Falle so gestellt werden, als wäre er ein leiblicher Sohn des Freiherrn, und somit würde sich das Paar in nicht ungünstiger Lage befinden. Einige Jahre hindurch sollte Konrad noch Offizier bleiben, damit Leontine auch etwas von der Welt sähe; sie würde sonst keine Ruhe geben. Dann aber sollte Konrad praktisch zu wirtschaften anfangen; der Onkel würde eins der großen Vorwerke für ihn vom Hauptgut abtrennen und ihm ein nettes Haus darauf bauen, — da sollte er zusehen, wie weit er es brächte.

Der Alte war zu Ende und reichte Konrad die Hand. „Gott befohlen,“ sagte er, „und über dies alles nun nichts mehr. Selbstverständlich auch zu Tina nichts. Du kannst deine Meinung schreiben.“ —

Am Abend reiste Konrad ab.

Nach einigen Tagen kam ein Brief von ihm an den

Onkel, in dem einer an die Couſine lag. Im Schreiben an Leontine bat er ſie ehrfurchtsvoll und beſcheiden, ſeine Frau zu werden, eine Frage, die Leontine ſehr beglückte und auf die ſie ſofort eine bejahende Antwort ſchrieb. Die Hochzeit ward ſehr bald gefeiert, nachdem ſich Konrads Übertritt in das andre Regiment ohne Schwierigkeiten vollzogen hatte. Konrad erwarb ſich ſogar die allerhöchſte Gunſt in ſolchem Maße, daß er nach einiger Zeit gefragt wurde, ob er ein Hofamt übernehmen wollte. Er lehnte dieſe Ehre aber nach einer Unterredung mit dem Schwiegervater ab.

Aus der Verlobung Siegfried Scharffens, deren bloße Wahrſcheinlichkeit den alten Baron ſo ſehr erregte, war nichts geworden, — warum, wußte niemand, vielleicht hatte die Dame nicht gewollt. Andre Heiratspläne Siegfrieds tauchten auf, verſchwanden wieder, bis es für jede Unternehmung zu ſpät war: Einige leichtſinnige oder noch ſchlimmere Streiche, jedenfalls ſolche, die nicht mit Geld gut zu machen waren, hoben ihre Häupter aus dem Dunkel des Ungewußten. Der Freiherr erklärte ſich bereit, noch einmal eine Summe Geldes zu opfern, aber nur unter der Bedingung, daß der ihm verhaßte junge Menſch in einen andern Erdteil ginge und ſich verpflichtete, nicht wiederzukommen. Zu ſolchem Verſprechen fand ſich Siegfried bereit; er ging nach Afrika und von da noch weiter fort.

Bald darauf übergab der Alte ſeinem Schwiegerſohn das Vorwerk mit einem beträchtlichen Anteil der Äcker vom Hauptgut, und Konrad zog mit ſeiner jungen Frau dorthin. Leontine hatte inzwiſchen ein Kind, einen Knaben geboren, bei dem ihr Vater und ihre Schweſter Pate ſtanden und der den in der Familie ſchon ſeit alters her angeſehenen Namen Ulrich erhielt.

Zwiſchen der Burg und dem neuen Hauſe ging der Verkehr lebhaft hin und her, namentlich Leontine ſprach faſt alle Tage bei den Angehörigen vor. Eines Abends kam ſie mit ihrem Gatten, der ſich ſofort zu ſeinem Schwiegervater begab, während ſie ihre Schweſter aufſuchte. Der Alte hatte ſich verändert, ſah gelb aus und ſein Atem ging noch lauter als vordem, förmlich raſſelnd. Er ſtöhnte, die Beine würden ihm ſchwer, ſog an ſeiner

Damenbildnis. Von Fr. A. v. Kaulbach.

Copyright 1907 by Franz Hanfstaengl.

Zigarre, warf sie halb angeraucht fort und klagte, sogar das Rauchen schmeckte ihm nicht mehr. Es würde ihm nichts übrig bleiben, als einmal für längere Zeit in ein Bad zu gehen. Allerdings, wenn erst einmal mit dem Herumsitzen angefangen würde, — aber was hülfe es, — er dächte also, nach der Kartoffelernte zu gehen und Dorothee sollte ihn begleiten. Konrad, der ihm gegenüber saß, war noch immer sehr schmal. Aber doch lag nicht mehr jene Liebe, Mitgefühl und fast eine wehmütige Freude weckende Zartheit über seinem ganzen Wesen. Er trug sein dunkles, an sich etwas lockiges Haar ganz kurz geschoren, wodurch seine Züge eine hagere, über sein Alter hinausgehende Schärfe erhielten. Auf die Klage des Alten erwiderte er, ob der Schwiegervater nicht lieber bald fortgehen wollte, solange es noch warm wäre. Der Alte sah bedenklich darein. Nein, sagte er dann, so lange hätte der alte Kadaver noch zusammenzuhalten. „Ich bin auch hier im Freien!“ Er meinte, Konrad sollte in seiner Abwesenheit auf dem Gute wirtschaften. Er könnte auf die Burg ziehen oder in seinem Hause wohnen bleiben, wie es ihm gefiele. Konrad erwiderte, er dächte, es würde auch so gehen, — jedoch wenn der Schwiegervater es anders wünschte — — „Macht's wie ihr wollt,“ sagte der Alte. Er schlürfte seinen Wein und brütete vor sich hin, bis der Diener kam, zum Essen zu rufen. Sie gingen in das Speisezimmer, in dem schon die Schwestern warteten. Dorothee ordnete noch etwas am Tische, Leontine wiegte sich auf der Kante eines Schemels am Fenster, erzählte eine Geschichte von ihrem Bübchen und war so erfüllt davon, daß sie das soeben Gesagte, zu ihrem Vater gewandt, nochmals wiederholte, weiter von dem Kinde sprach und danach von der Wirtschaft und den Dienstleuten. Sie hatte sich äußerlich wenig verändert, war anmutig, schlank, licht geblieben. Ihre Schwester Dorothee war nun achtzehn Jahre alt, hatte aber nicht recht etwas Jugendliches in ihrer Erscheinung, in ihren starken, dunklen Zügen, den gelassenen Bewegungen.

Bald nach dem Essen fuhren Leontine und ihr Mann wieder nach Hause. Die junge Frau rühmte die rührende Sorgfalt, mit der Dorothee ihrer stets gedächte, sogar ein

ſehr zuverläſſiges, gut eingerichtetes Hausmädchen wollte ſie ihr von der Burg überlaſſen. Und Dorothee könnte Leute anlernen, die ſprängen nur ſo, und auf den leiſeſten Wink! Sie könnte überhaupt alles, was ſie wollte, — „Nur tanzen nicht,“ ſagte Leontine mit leiſem Lachen, verbeſſerte ſich aber ſofort: „Nun, das will ſie ja auch nicht!“ Konrad an ihrer Seite überlegte, ob er ihr von dem Geſpräch mit ſeinem Schwiegervater reden ſollte, wohl nicht heute, vielleicht an einem der nächſten Tage, — aber ob es überhaupt an ihm war, in dieſer Sache ſeiner Frau Mitteilungen zu machen? — — —

Frühling war's wieder, und die Wieſen glänzten; in krauſer Üppigkeit lockten ſich die jungen Blätter der Bäume; die Amſeln flöteten, und über den zartgefärbten Himmel ſchwebten die Wolken wie verwehte Schleier.

Durch den Wald, von der Burg, zog langſam ein feierlicher Zug Reiter, die um die Ärmel ihrer bunten Uniformen ſchwarze Bänder gebunden hatten. Sie geleiteten einen ſchwarzverhangenen Wagen.

Was ſterblich war von dem alten Freiherrn von Scharffen, lag im Sarge unter dem dunklen Tuch. Er war nicht zu Hauſe geſtorben, ſondern wirklich zum Herbſt mit der Tochter in ein Bad gereiſt. Dort ward er ſo krank, daß er nicht fortgebracht werden konnte, ſo ſehr es ihn nach Hauſe verlangte. Endlich ging es beſſer, er freute ſich auf die Heimkehr, — da fand ihn eines Morgens die Tochter tot in ſeinem Bett, ſanft eingeſchlafen.

Der Sarg ward in der Kirche vor dem Altar aufgebahrt. Über ihm, die Stufen des Altars noch bedeckend, lag die Fülle der duftenden Frühlingsblumen hingeſchüttet; nur der Helm, der Säbel, das Kiſſen mit den Orden des Toten hoben ſich aus der weichen Pracht.

Die Schar der Trauergäſte füllte die Kirche faſt ganz. Zur Seite des Sarges ſtanden die Töchter des Verſtorbenen, in ſchwarze Schleier gehüllt, in ſehr gerader, ruhiger Haltung, Leontine neben ihrem Gatten, der ſeinen Knaben, ein feines, hellockiges Kind, an der Hand hielt. Noch auf

dem Gottesacker drängten ſich die Menſchen, Leib an Leib. Die Dienſtleute aus dem Schloß, die Dorfbewohner, die Beſitzer aus der Umgegend waren gekommen, der König hatte Abgeſandte geſchickt, ebenſo die Regimenter, denen der Verſtorbene ſowohl, wie Konrad angehört hatten.

Der Geiſtliche, ein ſtarker, ernſthaft und geſund ausſehender Mann, trat auf die oberſte Altarſtufe. Er ſprach mit weithin vernehmlicher Stimme von den Tugenden des Toten, rühmte ſeinen feſten Sinn, ſeine Güte, ſeine Gerechtigkeit. Er ſagte, in dem Freiherrn wäre ein Edelmann dahingegangen, wie einer vor Gott und den Menſchen ſein müßte; er ſprach davon, wie der Tote ruhigen Herzens in die himmliſchen Wohnungen hätte eingehen können, wo ihm durch ſeine Geliebten längſt die Stätte bereitet wäre. Für ihn dürfte gelten und Troſt in die Herzen aller der um ihn Betrübten gießen: Wie ſie ſo ſanft ruhen, die Toten, und ihre Werke folgen ihnen nach. Und er hätte gelaſſenen Herzens von dieſer Erde ſcheiden können, indem er die Pfänder, die ihm die Huld des Himmels für hienieden anvertraut hätte, in vortrefflicher Hut wüßte. —

Leontine und Ulrich waren in die Burg übergeſiedelt, alles Leben ging ſeinen gewohnten, leiſen Gang. Aber alles Sein ſchien wie durch die Trauer um den Herrn bedeckt. Niemand ſprach gern laut, ſogar Leontine, die ſonſt ſo Plauderhafte, war verſtummt. Etwa vierzehn Tage nach dem Begräbnis ſagte Dorothee zu ihren Verwandten, ſie gedächte demnächſt in die Hauptſtadt zu gehen, um dort weiter zu lernen. Sie wollte die alten Sprachen gründlich ſtudieren, mit denen ſie ſich von ihrer Kindheit an beſchäftigt hatte. Sie wüßte, daß ſie ſich nur noch wenig vorzubereiten brauchte, um das Examen abzulegen, auf das hin ſich ihr die Pforten der Univerſität öffneten. Leontine blickte bewundernd auf die Schweſter, Konrad aber ſprach, wie mit einiger Anſtrengung, ſich recht und deutlich auszudrücken: Gewiß, Dorothee ſollte nur tun, was ihr gut ſchiene, aber er wollte immerhin ſagen, — natürlich, — es wäre ja gar nicht darüber zu reden, — aber auf der Burg

wäre nach wie vor ihre natürliche Heimat .... „Du bist sehr freundlich," erwiderte Dorothee, „aber das alles nützt mir nicht viel. Ich will fort."

So geschah es, und nachdem sie das erste Examen bestanden hatte, zog sie in die Ferne. Zur Burg kehrte sie nicht oft zurück, und wenn sie kam, schien sie andern Interessen hingegeben, als hier jemand teilen konnte; sie war freundlich, aber doch so, als lebte sie ein eigenes Leben in der Ferne. Ihre Anverwandten verbrachten indessen ihre Tage so, wie die vielen Scharffens vor ihnen seit Jahrhunderten ähnlich auch schon getan hatten. Leontine gebar, als der kleine Ulrich fast fünf Jahre alt war, noch ein Kind, ein Mädchen. Es war fein und zierlich wie ein Schwälbchen, drehte früh sein Köpfchen nach allem Hellen, das in den Bereich seiner Blicke kam. Aber ehe es noch jährig war, verließ es die schwere Erde wieder. Die Mutter grämte sich sehr um den Tod dieses kleinen Wesens. Um diese Zeit kam Dorothee für einige Tage auf die Burg. Sie hatte aber so recht nur Gedanken für ein großes Unternehmen, das sie plante: sie wollte sich einer gelehrten Gesellschaft anschließen, die Ausgrabungen auf klassischem Boden veranstaltete. Der Vorbereitungen wegen reiste sie eifrig zwischen der Stadt und der Burg hin und her, machte Besuche und hatte Unterredungen mit Leuten, die sie für berühmt ausgab, während ihre Verwandten noch nicht einmal diese Namen hatten nennen hören. Als Dorothee fortgereist war, hörten die Zurückgebliebenen kaum noch von ihr. Aber nach Jahren gelangte die Nachricht auf die Burg, Dorothee gedächte heimzukommen und einmal lange Zeit ruhig bei den Geschwistern zu bleiben. Leontine fuhr selbst, um die Schwester zu treffen, nach der Stadt und fiel ihr unter Lachen und Weinen um den Hals: „Ach, daß du kommst! Ach, daß du bei uns bleiben willst!"

Dorothee war nun auf der Burg, und es schien, als wollte sie so wenig als möglich Aufhebens von ihrem eignen Leben machen. Sie saß mit der Schwester nachmittags auf dem Altan und half ihr bei ihren Näharbeiten oder bei andern häuslichen Verrichtungen. Nur dem kleinen Ulrich sprach sie bisweilen von ihren Reisen, und da hörten wohl auch

die andern davon, wie die Abendsonne purpurn über das Feld des Mäander geschienen hatte, während die Reisenden über die Ebene von Ilion ritten, wie sie durch die ausgetrockneten Betten der kleinasiatischen Gebirgsströme kletterten, den Morgen von der Burg von Athen aufgehen sahen.

Nach einiger Zeit sprach Dorothee mit der Schwester, ob sie sich wohl zu etlicher Dauer hier einrichten dürfte, und auf die freundliche Antwort Leontinens, — was könnte ihnen allen Lieberes werden? — ließ sie sich von ihren Sachen schicken, die noch hier und dort an den Stätten ihrer Studien standen. Große Koffer kamen, und Dorothee öffnete sie und packte feine Vasenscherben aus, auf deren dünnes Gewände zarte, schöne Köpfe, gelassen sich bewegende Leiber, in heitrer Grazie sich schmiegende Ornamente gemalt waren. Dorothee zeigte dem Neffen kleine Täfelchen mit wunderlichen Schriftzeichen und erzählte ihm die Geschichten von den Abenteuern und Auszügen der Helden, die immer wieder auf den Kunstwerken dargestellt waren. Und ihr ernsthaftes Gesicht ward heller, wenn sie dem Jungen davon sprach, wie sie mit den Gefährten in Höhlen und Gräber gekrochen wäre, was für wunderbare Dinge sie dort aufgefunden hätten, Krüge voller Asche, Figürchen aus Ton und Metall, kleine goldene Plättchen, Waffen, Ringe, Armbänder.

Mit der Zeit kamen regelmäßig große und dicke Bücher für sie, manchmal besuchte sie auch der und jener Fachgenosse, und Konrad wunderte sich, daß diese Männer von Dingen um ihn herum allerlei zu sagen wußten, von denen er angenommen hatte, daß sie nur verstehen könnte, wem sie durch Geburt und Stand eigneten. Aber zuletzt fühlte er sich diesen Fremdlingen doch so nahe verwandt, wie etwa einem Chinesen oder Papuaneger auch, und wenn sie durch alle Keller krochen, Mauerreste aus der Erde gruben, vom verwitterten Gebälk im Park eine Ecke losschlugen und sich darum stritten, aus welcher Epoche dieser und jener Teil der Burg stammen möchte, so staunte er still, daß Dorothee ihnen unbefangen und mit anscheinender Zufriedenheit Rede und Gegenrede zu stehen vermochte. Die gelehrten Gäste fragten wohl, wann Dorothee wieder mit

ihnen reiſen würde, und Dorothee ſagte, ja, ſie käme mit ihnen; aber ſie hätte empfunden, daß ſie vorerſt alles in ſich ordnen müßte, um zu merken, wie es mit ihr und ihrer Einſicht ſtünde. Sie fuhr oft zur Stadt und arbeitete in den Bibliotheken und Sammlungen.

Eines Nachmittags kam Konrad von einem Umritt durch die Felder zurück und ging auf den Altan, wo er den Teetiſch gedeckt zu finden erwartete, traf aber nur Dorothee dort. Sie hatte Bilder angeſehen; eine große Mappe lehnte geſchloſſen ihr zur Seite. Jetzt ruhte ſie mit übereinander gelegten Händen in einem tiefen Seſſel. Sie trug ein helles, weites Kleid. Gelaſſen ſah ſie dem Schwager entgegen. Er fragte: „Du erlaubſt?“ und nahm in einiger Nähe von ihr Platz. Sie ſprachen nichts, ſondern blickten auf die Ebene hinaus, auf die blinkende Schlange des Fluſſes. Kähne glitten ſchwer und ruhig ſtromabwärts, dann kam hurtig ein ſchmales, langes Dampfſchiff, auf deſſen Verdeck ſich Menſchen drängten; es läutete unten an der Anlegeſtelle, einige von der Höhe aus ganz kleine helle und dunkle Geſtalten ſtiegen aus, das Schiff puffte weißen Dampf in die Höhe, wandte ſich in die Mitte des Fluſſes zurück, glitt in raſch zunehmender Eilfertigkeit weiter, und die Wellen breiteten ſich fächerförmig hinter ihm wie eine elegante Schleppe. Es bog um die Bergecke, jetzt war es fort, — die beiden, Konrad und Dorothee, ſahen auf, und dabei trafen ſich ihre Blicke, und wie eins in des andern Auge dasſelbe Nachlaſſen der gleichen Spannung um dieſelbe gleichgültige Sache gewahrten, lächelten ſie; Dorothee ein wenig zerſtreut, Konrad aber erleichtert. Er fühlte ſich am feinen Faden gemeinſamer Regung über die Schwierigkeit eines Geſprächsanfangs mit der ſtets mit einiger Scheu betrachteten Schwägerin hinweggeführt und ſagte, auf die Mappe zu ihren Füßen deutend: „Ich bin immer geſpannt, wie bald du wohl wieder von uns fortgehſt!“

Sie ſah faſt betroffen auf. „Ich dachte länger hier zu bleiben,“ erwiderte ſie, und als er nichts antwortete, unſicher, wie ihre Rede zu verſtehen wäre, fuhr ſie fort: „Ich war gern draußen. Aber als ich wiederkam, merkte ich, was es heißt, heimzukehren, dorthin, wohin man ge-

hört. Hoffentlich ist dir meine Gegenwart nicht störend. Ich bitte dich sonst ernstlich, dich frei zu äußern; ich würde es sehr wohl verstehen, wenn du mich fortwünschtest."

Konrad erschrak, er meinte nicht anders, als daß Dorothee ihm eine Nachlässigkeit, eine Verletzung des Gastrechts vorzuwerfen haben müßte. „Ich habe mich niemals als etwas andres denn als den Verwalter für euch angesehen," sagte er erregt, „erst für euren Vater, nun für euch, und etwa noch für Uli!" — „Konrad," erwiderte sie wie in höchster Betroffenheit. — „Ja," antwortete er, „es ist so. Und deshalb tust du mir unrecht, wenn du redest, als könnte ich nicht bewiesen haben, daß auch ich die Ehre zu schätzen weiß, die du der Burg mit deinem Hiersein antust." — Sie antwortete gar nicht, ihre Gedanken waren dem Vorhergesagten hingegeben. „Wenn es so ist, so ist Vater daran schuld," sagte sie endlich in ruhiger Entrüstung. „Und es ist so, ich habe es schon manchmal gedacht. Du bist hier Herr, wir nisteten uns auf deine Kosten ein. Wir hätten gehen sollen, damit du heimisch werden konntest!"

Er war völlig bestürzt. „Was habe ich nur gesagt! Verstehst du nicht, wie ich es meinte? Es ist doch völlig undenkbar, daß hier eine andre Frau hausen könnte als Leontine, und daß Uli nicht eures Vaters Enkel wäre, ja, und du nicht meine Schwägerin!" — „Ja," entgegnete sie, „— aber mir scheint —" sie brach ab. Ihn faßte der Schrecken neu. „Was habe ich angerichtet? Ich kann dich doch nicht verletzt haben!" — Da sah sie ihn freundlich an. „Nein," sagte sie, „wahrlich nicht. Du und verletzen!"

Von diesem Tage an kam Konrad regelmäßig des Nachmittags auf den Altan. Zumeist traf er dort auf Leontine und Dorothee, einmal aber fand er den Platz leer, und während er sich noch umsah, kam Dorothee die Stufen vom Park her heraufgeschritten. Sie lächelte, als sie Konrad erblickte, ging zu ihm und berichtete, sie hätte sich tiefer unten einen festen Arbeitsplatz eingerichtet; ob Konrad ihr einmal dahin folgen wollte? Er ging mit ihr; sie kamen zu einem alten Gemäuer, das vormals eine Kapelle gewesen war, es stand auf einer kleinen Plattform, von dunklen Bäumen umrauscht. Auf dem steinernen

Tiſche vor dem Gemäuer hatte Dorothee Bücher, Bilder, Schreibſachen gehäuft. Konrad ſtand zögernd, er wußte nicht, — Dorothe war vielleicht hierher geflüchtet, weil er ſie in der letzen Zeit ſo oft auf dem Altan aufgeſucht hatte? Sie ſtand abgewandt von ihm, bis ſie ſich umdrehte und, auf einen der hölzernen Stühle weiſend, halblaut ſagte: „Willſt du dich nicht ſetzen?“

Dann begann ſie, ihm Bilder zu zeigen, ungefähr in der Art, wie ſie dem kleinen Ulrich von ihren Sachen vorführte. Konrad hörte aufmerkſam zu, und die Kunſt ihrer Rede deuchte ihm wunderbar zu ſein; er nickte manchmal ernſthaft, und es war ihm angenehm, daß er da lernen konnte. Als ſie ſich erhoben, weil es ſpät war und ſie ins Haus mußten, fragte er: „Darf ich manchmal wiederkommen?“, und ſie nickte: „So oft du willſt!“

Der Sommer ging hin und war heiß und ſtill.

Eines Nachmittags gingen Konrad und Dorothee in den Wald hinein. Konrad hatte in einer Förſterei mit dem Beamten zu ſprechen. Auf dem Rückweg gerieten ſie tief in den Wald, gingen an dem Fädchen eines von der Hitze ganz ſchmal gewordenen Wäſſerchens entlang, das manchmal unter grünen, ſtarkgerippten, wie kleine Sonnenſchirme großen Blättern faſt verſchwand. Sie kamen durch die Dämmerung des Waldes zu einer Lichtung, einem Holzſchlag; Kiefernſtämme lagen da geſchichtet, und es roch nach dem friſchen Saft der noch blutenden Stämme. Dorothee ſetzte ſich auf einen dicken Baumſtamm. Zu ihren Füßen krochen die Ranken von Erdbeerlaub, und ein Brombeerſtrauch wuchs ſo dicht neben ihr, daß ſich ihr Kleid in ſeinem ſtachligen Gezweig verfing. Still, in ſich verſunken, ſaß ſie, und Konrad neben ihr. Nach einer Weile ſuchte ſeine Hand die ihre. „Schweſter,“ ſagte er leiſe. Dorothee rührte ſich nicht. „Ich möchte dir immer danken,“ ſagte er beklommen, „du biſt zu mir, als läge dir wirklich etwas an mir, und dabei biſt du klüger als alle Menſchen, die ich jemals kannte.“ Er ſah nicht auf, während er zu erzählen anhob; in ſeiner Jugend, da hätte

Baronin von Born. Gemälde von P. A. László.

ſein Bruder Siegfried neben ihm geſtanden, der ſchön und lebhaft war, allen Menſchen oder doch den meiſten lieb. Konrad ſchwieg und verſank in Grübeln. „Daß Siegfried mir ſo elend zugrunde gehen mußte," klagte er wie in Trauer und Staunen. Dann ſchüttelte er den Kopf. „Wenn Siegfried ein wenig anders geweſen wäre, ſo hätte er hierher kommen ſollen. Das wäre das Rechte für ihn geweſen und im Grunde auch für alles hier. Zu mir paßt es zuletzt nicht, und mir iſt auch nicht ſo ſehr viel daran gelegen." Er beſann ſich. „Du verſtehſt mich doch richtig," ſagte er, „was ich hier zu tun habe, das tue ich natürlich ganz gern. Aber ich habe oft das Gefühl, als würde jemand kommen, mir zu ſagen, ich müßte nun fort . . ." Dorothee ſtand auf, die Tränen troffen über ihr Antlitz; ſie trat dicht an ihn heran. „Es zerreißt mir das Herz," ſagte ſie, „ich gäbe mein Leben darum, wenn du dich unter uns nicht wie ein Fremder fühlen wollteſt. Begreifſt du nicht, daß unſer aller Leben von dir abhängt?" Er richtete ſich auf. „Es iſt töricht, ſolche Gedanken zu haben, ich weiß. Aber ich glaube, es iſt nicht nur hier, es ginge mir wohl überall ſo —" Sie trat zu ihm, umſchlang ſeinen Hals, drückte ſeinen Kopf ſanft an ihr Herz, ſtrich ſacht über ſein Haar und küßte ihn auf die Stirn. Er hielt ſie umfaßt. Seine Augen waren geſchloſſen, und ſein Geſicht war ſehr blaß. Sie ließ ihn los; er hielt noch ihre Hand und ſenkte ſeine Stirn darauf. „Ich will wieder fortgehen," ſagte ſie ſanft, während ihre Hand noch einmal über ſeinen Kopf glitt, „dann kann wenigſtens ich dich nicht mehr ängſtigen!" Er antwortete nichts und veränderte ſeine Stellung nicht. Sie wiederholte: „Ich will gehen." Er nickte, ließ ihre Hand los und erhob ſich. Sie gingen der Burg zu; es war ſchon dunkel, als ſie dort eintrafen.

Einige Tage ſpäter teilte Dorothee der Schweſter mit, daß ſie binnen kurzem fortreiſen würde. Leontine war entſetzt und begann zu weinen: Wenn die Schweſter ginge, ſo hätte ſie niemanden mehr, ſagte ſie ſchluchzend. Sie umfaßte die Schweſter, kniete neben ihr, drückte weinend ihr Geſicht in Dorotheens Schoß. — „Ich dachte, — du biſt doch glücklich," ſagte die mit blaſſen Lippen.

Leontine erhob den Kopf. Sie wäre es auch, erwiderte sie, ihr Mann wäre ja so gut zu ihr, nur, — ihre Tränen strömten wieder. „Du sollst bei uns bleiben," klagte sie, „wir brauchen dich alle, ich und das Kind und Konrad auch. Er spricht sonst manchmal den ganzen Tag über kaum ein Wort!" Dorothee blickte vor sich hin. „Wir Scharffens sind fast alle schweigsame Leute," erwiderte sie tonlos. Dann hob sie das Antlitz zur Schwester. „Ich komme wieder," sagte sie. „Jetzt muß ich fort. Ich sagte dir immer, daß ich gehen würde. Aber ich komme wieder."

Dorothee hatte im Sinne, sehr bald zu reisen. Mit dem ersten Schiff wollte sie nach der Stadt, um dann schon in wenigen Tagen in einer andern Zone, einem andern Erdteil zu sein. Sie hatte emsig mit den Vorbereitungen zur Reise zu tun. Währendessen hielt sie den kleinen Ulrich viel um sich, versprach, ihm die schönsten Dinge mitzubringen, Türkensäbel und maurische Satteldecken, er sollte nur seine Wünsche äußern.

In der Nacht vor ihrer Abreise hatte Konrad lange über Berechnungen in den Wirtschaftsbüchern gesessen. Im Begriff, sich in sein Schlafzimmer zu begeben, das seines frühen Aufstehens wegen von den übrigen Räumen gesondert lag, trat er nochmals ans Fenster. Es ging zur Schlucht hinaus, die zum Fluß abfiel. Die Bäume, der Himmel darüber schwammen im Mondesduft. Konrad wollte sich zurückwenden, als er in der Tiefe, in der Allee zu Füßen der Burg, Schritte zu vernehmen meinte. Er konnte aber durch die Wipfel der noch leidlich dicht belaubten Bäume nichts erkennen. Einen Augenblick bedachte er sich, ging dann aus dem Zimmer, durch die Gänge des schlafenden Hauses, durch den Hof. Er nahm den Weg über die Brücke und stand vor dem Pförtchen der Parkmauer. Es war offen. Konrad stieg abwärts und erblickte in der Allee eine dunkel gekleidete Frauengestalt, in der er sofort seine Schwägerin erkannte. Er ging ihr nach und erreichte sie vor der Treppe zum Altan. Sie hatte seine Schritte gehört, stand und erwartete ihn. „Ich wollte noch die Kühle und den Mondenschein zu einem Spaziergang benutzen," sagte sie

mit einem halben Lächeln. Sie wandten ſich und gingen ſelbander die Allee hinab. „Ich glaube, du biſt ſehr froh, daß du nun wieder fortkommſt," ſagte er nach einigem Zögern. Sie zuckte die Schultern. „Was ſollte ich ſonſt?" erwiderte ſie wie in einiger Befangenheit. Schweigend gingen ſie weiter. „Du denkſt doch nicht, daß ich nicht gern hier war?" begann ſie. „Das müßteſt du nicht denken. Ich war ſogar allzugern hier. Ich glaube, ich habe mich darin gehen laſſen, ich bin doch für andere Dinge auf der Welt, als es mir hier wohl ſein zu laſſen — Ihr Blick ſchweifte an der zu verlorner Höhe neben ihnen aufſteigender Burgmauer hinauf. „Es iſt auch wieder ſo," ſagte ſie, „die Stuben ſind alle ſo groß und dunkel und hallend —". Darauf wandte ſie ſich wieder ihrem Schwager zu: „Du mußt auch nicht ohne Unterbrechung auf der Burg bleiben," meinte ſie eindringlich, „glaube es mir. Um deinetwillen nicht und auch Tinas wegen nicht. Und wenn Uli heranwächſt, wird er zwar fortgehen, — aber ihr ſeid zu einſam hier." Sie fragte, ob Konrad nicht im nächſten Winter mit ſeiner Frau in die Stadt gehen möchte, um alte Freunde aufzuſuchen. Er antwortete nichts. „Bleibt nicht den langen Winter über hier, ganz allein," bat ſie, „das iſt troſtlos. Die Burg liegt verſchneit, und wenn der Schnee taut, ſo ſind die Straßen grundlos, und der dunkle Himmel iſt zum Verzweifeln, und in den Stuben iſt's, als lauerte in jeder Ecke etwas. Die Leute werden immer krank im Winter auf der Burg, dies bedrückte Leben hält niemand aus. Und wenn es dir nicht einleuchtet, fortzugehen, ſo tu's um Tinas willen. Aber auch um deinetwillen bitte ich dich. Ich muß ruhig an euch denken können," flehte ſie. Er hatte den Blick abgewandt, unwillkürlich wich er vor ihren Händen zurück. Er wollte darüber nachdenken, murmelte er. Schweigend gingen ſie bis ans Ende der Allee, zur Burg aufwärts. Dorothee wandte ſich nochmals zu Konrad. „Auf Wiederſehen," ſagte ſie, und diesmal nahm er ihre ausgeſtreckte Hand und führte ſie wie mechaniſch an ſeine Lippen. — — —

Dorothee kam wieder, als einmal die Lindenbäume dufteten, viele Jahre später. Auch dieses Mal kam sie nur für kurze Zeit, denn sie wollte sich verheiraten. Auf ihren Reisen hatte sie einen jungen Professor kennen gelernt, Armand Bellier de Launay, den Abkömmling einer vornehmen Familie, die aus Frankreich eingewandert war.

Am Himmel stand ganz fein die schmale Sichel des Mondes, die Sonne war kaum erst versunken, ihr Glanz lag noch über den Kuppeln der Stadt. Konrad saß allein auf dem Altan, als Leontine in Eile kam und der kleine Ulrich, jetzt ein schlanker Junge von zwölf Jahren. Beide trugen Blumensträuße in den Händen, winkten, riefen aufgeregt: „Sie kommen, sie kommen!“ und stürzten wieder fort.

Im Hof war schon der Wagen eingefahren. Ein großer, schmaler, blonder Mann stieg ab und reichte seine Hand hinauf, um Dorothee zu helfen, und sie sprang zur Erde. Da stand sie, blickte mit feurigen Augen um sich, umarmte die Schwester, küßte Ulrich, sagte zu ihm: „O, wie bist du groß geworden. Du bist ja ein richtiger junger Herr!“ nahm ihn wieder beim Kopf, um ihn nochmals zu küssen, und streckte die Arme nach der Schwester aus. Sie wandte sich nach dem Bräutigam um; ihre Hand wies auf die Gebäulichkeiten rings: „Da bin ich geboren und groß geworden,“ erklärte sie. In diesem Augenblick trat Konrad aus dem Schatten des Hintergrundes. Dorothee tat einen Schritt auf ihn zu. „Konrad,“ sagte sie. Er kam an sie heran und bot ihr seine Hand. Sie wandte sich zu ihrem Verlobten zurück, stellte ihn vor und sprach lebhaft zu ihm, daß sie ihm bald die Burg zeigen müßte und den Park, ihre Lieblingsplätze dort und vieles, vieles mehr. Dann nahm sie seinen Arm und schritt mit ihm in die Halle. Sie hätte doch ihre alten Zimmer, sagte sie, faßte Leontines Hand und ging mit der Schwester fort, während Konrad den Gast nach den für ihn bestimmten Räumen geleitete.

Die Tafel, um die sich die Schloßinsassen später versammelten, war festlich hergerichtet, mit Blumen und altem Silbergerät und Wachskerzen, die in großen kunstvoll gearbeiteten Leuchtern brannten. Auch die Menschen hatten sich geschmückt. Leontine trug ein lichtes Seidenkleid und

sah jung und reizend aus. Dorothee trat an der Seite ihres Verlobten ins Zimmer. Herr Bellier de Launay hatte ein Gesicht mit etwas hart ausgebildeten Backenknochen, trug einen spitz geschnittnen Vollbart, der ebenso hell wie sein ganz lichtes Haar war, und seine grauen Augen sahen durch eine goldne Brille. Er war sehr sorgfältig angezogen, in Frack mit weißer Halsbinde.

Dorothee hatte ein weites, faltiges Gewand aus gelblicher Seide gewählt, das ihren Hals freiließ. Ihr starkes Haar trug sie hoch und breit aufgesteckt. Nun, in ihrem achtundzwanzigsten Jahre, war sie viel schöner als jemals in den Tagen ihrer ersten Jugend.

Sie war gesprächig geworden, erzählte von ihren Reisen, von ungeahnten, glücklichen Funden, und redete von allem in solcher Laune, als hätten auch die Unannehmlichkeiten nur wie eine Würze der kühnen Unternehmungen sich dargestellt. Der Bräutigam begnügte sich, dann und wann ein Zeichen seiner Zustimmung zu geben, wenn Dorothee sich an ihn wandte: „Armand, weißt du noch?“ oder: „Armand, da waren wir zufrieden, nicht wahr?“ Nur einmal, als sie erzählte, sie hätten eines Sonntags keine Träger bekommen, sagte der Herr Bellier de Launay, der Tag wäre kein Sonntag, sondern das Fest des heiligen Chrysostomus gewesen; für die Tatsache ihrer Verlegenheit wäre dieser Umstand ja gleichgültig, immerhin wollte er ihn doch erwähnen. Dorothee lachte und meinte: „Doch, doch, daß nur alles seine genaue Richtigkeit hat!“ und er errötete, aber in dem Blick, den er auf Dorothee heftete, lag kein Unbehagen, von ihr geneckt zu werden.

Zuletzt begann auch Leontine zu erzählen, davon, daß Dorotheens Reisen in den Kreisen hier, bei Hofe, viel Aufsehen erregt hätten. Sogar die Königin hätte sich darüber erzählen lassen und hätte den dringenden Wunsch ausgesprochen, Dorothee kennen zu lernen. Aber der Königin gefiele am besten, daß Dorothee trotzdem heiraten wollte! — Dorothee lachte herzlich, und der Herr Bellier de Launay und Konrad lächelten auch, aber Dorothee fragte: ja, meinte denn die Welt, daß eine Frau, wenn sie sich mit Wissenschaft befaßte, damit das Gelübde ewiger Liebloſigkeit ab-

legte? Die Wissenschaft jedenfalls verlangte so Strenges nicht, — und dabei lachte sie wieder, lustig, beinahe verwegen, und sagte, zu ihrer Schwester gewandt: „Ach, Schätzchen, wenn du wüßtest, wieviel da unter all der Wissenschaft geliebt werden kann und in der Tat geliebt wird!“ Lachte über der Schwester etwas verlegne Miene und fuhr fort: „Du findest hoffentlich nichts dabei, wenn einer eine recht von Herzen lieb hat? Ich gar nichts. Im Gegenteil, ich bin für sehr viel Liebe, je mehr, desto besser, und wem keine wird, der tut mir innig leid.“

Nach dem Essen saßen sie auf dem Altan. Dorothee lehnte in einem tiefen Sessel. Leontine hatte ihr einen Strauß roter Rosen gebracht; sie steckte einige davon in ihren Gürtel und behielt die andern in der Hand, indem sie manchmal den Strauß erhob und ihr Gesicht darüber senkte. Der Schimmer der weißen Juninacht umleuchtete ihr helles Kleid, ihre Augen glühten fast fremdartig aus ihrem dunklen Antlitz. Sie schwieg jetzt und hörte Leontinen zu, die von ihrem Leben auf der Burg erzählte. Es wäre viel weniger still als vormals, sie gingen im Winter zu Hofe, und im Sommer käme viel Besuch. Dorothee müßte es sich auch gefallen lassen, daß die Leute von nah und fern zuströmten, um sie anzustaunen, auch, daß Gesellschaften ihr zu Ehren gegeben würden. — „Die alte Burg und Gesellschaften,“ sagte Dorothee, „denken kann ich's mir zwar nicht, aber schließlich, warum nicht?“ Sie streckte die Hand nach Konrad aus, der etwas abseits an der Mauer lehnte. Was er denn zu solchem Trubel sagte? Überhaupt, was stünde er so im Hintergrund? Er sollte zu ihnen kommen. Konrad gehorchte und, indem er sich an die Seite seiner Frau setzte, erwiderte er, ihm wäre das Leben, wie es jetzt wäre, ganz recht so; und da es auch Leontinen behagte, so könnte es wohl so weiter gehen.

Sie saßen noch eine Weile auf dem Altan, auf den die Sterne herniederflimmerten, während sich die Glocke des Himmels unabsehbar über die Ebene schwang. Dorothee saß von den andern abgerückt, an der Brüstung, stützte den Kopf in eine Hand, während die andre mit den Rosen in ihrem Schoße spielte. Als sie einmal die Hand sinken ließ

und den Kopf wandte, traf ihr Blick den ihres Verlobten, und faſt unmerklich erhob ſie den Strauß wie zum Gruße und lächelte den Herrn Bellier de Launay an. Endlich erhob ſie ſich. „Ich glaube, am beſten gehen wir ſchlafen," ſagte ſie, „ich jedenfalls bin ſehr müde." Sie reckte die Arme. „Wunderlich iſt's, wiederzukommen," ſagte ſie. Der Bräutigam trat neben ſie, ſeine Finger ſuchten nach ihrer Hand. Sie ſchauten ſtumm über das Land hin, bis Dorothee auf den Mann neben ihr den Blick hob und faſt lautlos ſagte: „Ich habe dich ſehr lieb." Sie löſte ſacht ihre Hand aus der ſeinen und wandte ſich den andern zu, die ſchweigend im Hintergrund verharrten.

Dorothee blieb während des Aufenthalts des Verlobten faſt ſtets an ſeiner Seite, fuhr und ritt mit ihm aus; ſie gingen in die Wälder oder fuhren in die Stadt, deren Sehenswürdigkeiten aufzuſuchen, in Kaufläden zu gehen, ſich Muſter für Gegenſtände ihrer zukünftigen Einrichtung vorlegen zu laſſen. Der Herr Bellier de Launay war vor kurzem zum Profeſſor an einer Hochſchule berufen worden. Er wollte demnächſt dorthin gehen, im Herbſt ſollte die Hochzeit ſein.

In der Zeit ſeines Aufenthaltes auf der Burg, etwa vierzehn Tage lang, kamen ziemlich viele Menſchen zum Beſuch. Die Verlobten wurden auch von der Königin empfangen. Der Herr Bellier de Launay erwies ſich in allen Lebenslagen als immer gleichmäßig freundlich und gelaſſen, und es war ihm nicht anzumerken, ob er von den vielen Fragen über ſeine Reiſen auch einmal dieſe und jene für töricht hielt. Dorothee dagegen kam zuweilen, ihren Verlobten mitten aus einem Geſpräch herauszureißen. Lächelnd ſagte ſie dann wohl zu den wißbegierigen Frageſtellern: „Sie glauben gar nicht, wie ſchwierig alle dieſe Probleme ſind! Ich habe mich nun beinahe zehn Jahre lang mit ihnen beſchäftigt und weiß doch, im Grunde lacht mich mein Bräutigam nur aus, wenn ich davon rede."

Als der Bräutigam abreiſte, begleitete ihn Dorothee zur Stadt. Ihre Verwandten ſaßen beim Nachmittagstee auf dem Altan, da trat Dorothee wieder zu ihnen; ſie trug ein weißes Kleid aus ſtarkem Leinen, das ſie mit einem gelben Seidenſchal gegürtet hatte, und einen weißen ſeidnen

Mantel darüber, den sie geöffnet hängen ließ. Den Hut, einen hellen, weichen mit breitem Schleier, hatte sie abgenommen. Erschöpft sank sie in einen Sessel und starrte wortlos vor sich hin. Nach einer Weile zog sie den Mantel aus, warf ihn zur Seite, den Hut dazu und lehnte sich zurück, während sie die Hände hinter ihrem Nacken verschränkte. „Armand läßt euch natürlich noch vielmals grüßen," sagte sie. Leontine erwiderte einiges Freundliche und fügte hinzu, daß sie den Herrn Bellier de Launay sehr angenehm fände. „Er paßt so gut in unsre Familie, er ist so ruhig." Dorothee verzog den Mund. „Hältst du uns für ruhig?" fragte sie. Leontine wunderte sich. „Ja, sind wir es denn nicht?" Dorothee erhob sich, trat zur Schwester und strich ihr zärtlich über die Wange. „Du Süßes," sagte sie. Sie setzte sich an den Tisch, griff nach einer Kanne und Tasse und schenkte sich Tee ein, den sie schweigend trank. Nach einer Weile begann sie: „Tinalein, Geliebtes, tust du mir einen Gefallen? Gib nicht die Gesellschaften, mit denen du drohtest, lade auch niemanden ein, solange ich hier bin." Leontine war betroffen, sagte aber gehorsam: „Wie du es wünschst."

Dorothee floh nun fast die Menschen, die sie vorher zu suchen schien. Sie kam fast nur noch zum Schlafen auf die Burg, sonst streifte sie den ganzen Tag draußen umher, zumeist zu Fuß. Manchmal blieb sie auch für mehrere Tage fort. Sie fände hier im Lande herum viel Merkwürdiges, sagte sie, und wollte zu guter Letzt noch alles gründlich kennen lernen. Sie ging fast immer allein. Nur manchmal begleitete sie der kleine Ulrich, der die Woche über der Schule wegen in der Stadt war, aber am Sonnabend oder sonst zu Feiertagen auf die Burg zurückkehrte. Ihn nahm Dorothee manchmal mit, oder wenn er Kameraden aus der Stadt mitbrachte, spielte sie mit ihnen Belagerung, Sturm und Ausfall auf den Wällen und wußte besser die Mauerleitern anzulegen und einen Anprall zu leiten und abzuschlagen, als einer der Jungen. Sie erwarb sich die unbegrenzte Hochachtung der Gymnasiasten und wurde von ihnen in Sachen lateinischer und griechischer Aufgabenschwierigkeiten als letzte Autorität zu Rate ge-

Kinderbildnis.
Gemälde von Fritz August von Kaulbach.
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

zogen. Kamen aber erwachsene Leute zu Besuch, so konnte es geschehen, daß der Diener, der sie zu holen ging, ihr Zimmer leer fand: sie war auf einer Seitentreppe entwichen.

Ihre Ausstattungssorgen schienen vergessen zu sein. Auf eine Frage Leontinens erklärte sie, es wäre ihr verhaßt, ihre Zeit in Läden zu vertrödeln.

Der Bräutigam schrieb ihr regelmäßig zweimal in der Woche. Sie sagte jedesmal nach Empfang eines Briefes: „Armand läßt euch grüßen," aber nichts weiter. Leontine fragte, wie es dem Herrn Bellier de Launay in seinem neuen Wirkungskreise gefiele. „Ach gut," erwiderte Dorothee und setzte hinzu, er würde sich auch am Nordpol einrichten und nach einer Weile erklären, er fühlte sich sehr wohl. Er hätte keine Phantasie.

Eines Morgens, als die Schwestern wie gewöhnlich zusammen das Frühstück einnahmen, während Konrad schon längst draußen auf den Feldern war, kam die Posttasche. Leontine öffnete sie, sah die eingegangnen Sachen durch, gab Dorothee das sie Betreffende und legte andres beiseite, als ihr der Anblick eines nicht dicken, mit ausländischem Poststempel versehenen Briefes einen Ausruf wie von Schrecken entlockte. Was Leontine hätte, fragte Dorothee. — „Ach, nichts," entgegnete sie, zögerte und wiederholte: „Nichts, nichts." Nachher saßen sie auf dem Altan, als Konrad zu ihnen trat. Leontine sah ihm gespannt entgegen, seine Miene schien aber gegen sonst nicht verändert. „Hast du schon die Postsachen gesehen?" fragte seine Frau. „Ja," erwiderte er kurz; blieb wie zerstreut stehen, wandte sich und ging. Leontine warf die Arbeit hin und lief ihm nach. Sie kam bald wieder, sah recht bekümmert aus und setzte sich kopfschüttelnd an ihren Platz. „Es ist ein Kreuz," sagte sie bitter. „Was hast du?" fragte Dorothee. „Ach," klagte Leontine, „es reißt nie ab. Siegfried hat geschrieben und will sicher wieder Geld." Sie hätte sofort seine Handschrift erkannt. — „Wo ist Siegfried?" Leontine seufzte. „Gott sei Dank, noch in Amerika, wenigstens dem Poststempel nach. Aber wie lange noch?" Sie beugte sich zu der Schwester hin und sagte: „Er war einmal hier," und indem sie um sich blickte, ob kein

unberufner Lauscher in der Nähe wäre, fing sie an zu berichten: Einmal, im Herbst, hätte sie allein in ihrer Stube gesessen, während Konrad über Land war. „Es regnete und war kalt. Da kam der alte Albrecht: In der Halle stünde ein Mann, der durchaus den gnädigen Herrn sprechen wollte oder die Frau Baronin, aber seinen Namen wollte er nicht sagen. Ich meinte: ‚Ja, Albrecht, wer kann das wohl sein? Doch nicht ein Reisender oder ein Versicherungsbeamter?‘ Albrecht schüttelte den Kopf. — ‚Ich glaube,‘ sagte er, ‚gnädige Frau Baronin, es ist dem Herrn Baron sein Bruder.‘ Es fuhr mir in die Glieder. ‚Aber Albrecht,‘ antwortete ich, ‚das ist doch gar nicht möglich, der ist in Amerika.‘ Albrecht zuckte die Achseln. ‚Ich glaube, er ist es doch.‘ Ich ging nun nach unten, sagte aber unterwegs zu Albrecht, er sollte niemandem von der Sache sprechen. Und wie ich die Treppe hinunterkomme, da steht wirklich Siegfried in der Halle, den Hut in der Hand. Ich mußte mich am Geländer festhalten, so wurde mir. Er sah schrecklich aus. Wie ein Bettelmann stand er da. Wenn er nicht zu uns gehört hätte, so wäre er einfach fortgeschickt worden oder höchstens in die Leuteküche. Ich sagte: ‚Ja, Siegfried, wo kommst du denn her?‘ und hatte Furcht, ihm die Hand zu geben, aber es blieb nichts andres übrig. Er lachte, war aber sehr verlegen und konnte mich nicht ansehen und antwortete, nun, er hätte uns einmal besuchen wollen. So forderte ich ihn auf, mit mir nach oben zu kommen, und wie ich hinter ihm die Treppe hinaufging, merkte ich, daß sein Paletot roch, — wie, — nun, ich denke, wie nach dem Leihhaus. Wie er oben saß und sich Mühe gab, aufrecht zu sitzen, aber nur so bebte, tat er mir auch wieder sehr leid, und ich dachte an alles, was Vater gegen ihn gesagt hatte. Ich mußte aber mit ihm reden und fragte ihn, wie es ihm in Amerika gegangen wäre, und er erwiderte: ‚O, ausgezeichnet, das siehst du ja wohl.‘ Mir war angst, daß er da war, denn er konnte damals überall verhaftet werden, erst in diesem Jahr ist sein Verbrechen verjährt. Ich ließ ihm durch Albrecht etwas zu essen bringen, und er aß auch, zuerst mit dem Messer, dann sah er auf mich und wurde nun ganz manierlich, ich sah, er konnte es noch sein. Er

fragte, wann Konrad nach Hause käme, wie viele Kinder wir hätten, wie wir hier lebten. Aber es war schwierig, ihm zu antworten, fast alles, was man da sagen konnte, mußte ihm peinlich sein. Endlich hörte ich Konrad kommen und sagte es Siegfried, und er stand auf und war aschfahl. Konrad kam rasch, riß die Tür auf, dann blieb er stehen. ‚Siegfried,‘ rief er halblaut, und sie liefen aufeinander zu und hatten sich um den Hals und küßten einander unablässig, und die Tränen strömten ihnen übers Gesicht. Konrad nahm ihn dann auf seine Stube mit. Spät am Abend ging ich zu ihnen, um zu melden, das Abendbrot wäre angerichtet, da saßen sie beim Wein und rauchten, und Siegfried sah fast wieder hübsch aus, nun ihm die Angst vergangen war. Er fragte, ob Uli mit uns äße, und als ich sagte, nein, Uli wäre schon im Bett, bat er, ob er ihn nicht einmal sehen dürfte. ‚Siegfried reist noch heute nacht wieder fort,‘ sagte Konrad.

Ich führte Siegfried in die Kinderstube, Uli schlief schon. Siegfried stand am Bett und starrte auf Uli, mir war es nicht sehr angenehm, aber was konnte ich tun? Endlich strich er leise über Ulis Kopf.

Wir saßen noch eine Weile beisammen, bis Konrad zu meiner Erleichterung sagte, es wäre Zeit für sie, zu gehen. Er würde Siegfried eine Strecke begleiten. Sie gingen im Stockdunkeln fort, unterm Regen, der wie geschüttet fiel, und sie sind gerade noch zum letzten Schiff zurecht gekommen.“ —

Konrad kam von einem fernen Feld nach Haus, zu Fuß. Als er um eine Ecke des Holzes bog, sah er auf einem Wegrain in einiger Entfernung eine weißgekleidete Frau sitzen und sagte sich sofort, daß dies nur Dorothee sein könnte. Sie hatte ihren Hut neben sich gelegt, und saß ohne sich zu rühren, gesenkten Hauptes. Bei seinem Näherkommen hob sie ihm den Blick entgegen. Konrad blieb befangen vor ihr stehen. Sie sah schweigend auf ihn. Endlich sagte er: „Wo kommst du denn her?“ und ärgerte sich im gleichen Augenblick über seine törichte Frage. Dorothee verzog keine Miene und erwiderte: „Ich bin

ſpazieren gegangen." — „Willſt du nicht mit mir kommen?" fragte er. — „Ich bin ſo müde," entgegnete ſie. — „Ja, es iſt ſehr heiß," meinte er und wußte nicht, was er tun ſollte. Er konnte doch nicht weiter gehn und Dorothee allein hier ſitzen laſſen. „Darf ich mich ein wenig zu dir ſetzen?" fragte er. Sie nickte, rückte zur Seite, wie um ihm Platz zu machen, und er ſprang über den Graben und ſetzte ſich neben ſie. Nach einer Weile hob Dorothee zu reden an, gelaſſenen Tons, aber ſie ſagte: „Sieh, Konrad, nun wir ſo nebeneinander ſitzen und es iſt, als ſollte es ſein, da ſcheint mir, als wäre all mein Leben ſonſt nur eine Vorbereitung auf dieſen einen Augenblick geweſen." — Konrad ward ſehr blaß, doch er erwiderte kein Wort. Dorothee aber ſprach weiter, im gleichen Tonfall, und ſagte: nun wäre ſie draußen geweſen, mitten in der Bewegung der Welt, und wäre froh und tätig in ihr geweſen und hätte gedacht, ſo wäre es gut und ſollte ſo bleiben und immer beſſer werden. Und ſie wäre zurückgekommen, und während ſie noch den Berg hinauffuhr, hätte ſie ſich ſtark und lebensfroh gefühlt und hätte gedacht, nun wäre ſie doch Siegerin geworden. Aber im Augenblick, wo ſie auf dem Hof ſtand, in der Dämmerung: „da trateſt du aus dem Schatten und hatteſt die Tür offen gelaſſen, und vom Altan her ſchien leuchtend der Abendhimmel hinter dir, — und du kamſt langſam, — — da wußte ich, daß alles vergebens geweſen war, daß ich nichts verwunden hatte, daß ich nur bewußter geworden war, daß ich ſtand, wo ich geſtanden hatte, als ich meinte, ich ſollte gehen. Aber ich wollte doch als der andre Menſch leben, den ich aus mir zurechtgemacht hatte. Und immer, wo ich auch ging und war, auch wo du gar nicht mit uns warſt, im Wald, in der Stadt, auf dem Strom, ſah ich immer deinen Blick auf mir. Ich habe mich angeſtrengt, zu tun, was, wie ich wohl weiß, allein recht iſt. Aber ich wurde nicht ruhig, ich habe ſicher niemals ſo viele törichte, zielloſe Dinge wie in dieſer Zeit getan, und das Bewußtſein deiner Verwundrung über das, als was ich mich darſtellen wollte, war immer um mich. Und dann auch dieſes wilde, niegeſtillte, — — nun — nein — ſie iſt meine Schweſter — — aber jetzt, zuletzt, — nun habe ich mich entſchloſſen, —

es soll mir alles ganz gleichgültig sein, ich will es zu Ende gehen, — es ist ja doch schon mit uns aus, ich weiß es lange, lange — —" Sie blieb, das Haupt in die Hände vergraben. Auch Konrad rührte sich nicht. Nach einer langen Weile stand sie auf: „Laß uns gehen." — — —

Dorothee saß in ihrem Zimmer am Fenster. Sie hatte die Flügel weit geöffnet und beobachtete, wie in die Wolken Bewegung kam und sie sich schwer gegeneinander wälzten. Nach einer Weile stand sie auf, ging zur Tür, öffnete sie, als ob sie horchte, tat einige Schritte auf den Gang hinaus, unhörbar, in leichten Schuhen, kam wieder, schloß die Tür und setzte sich wieder an ihren Platz. Sie nahm ein Buch und sah hinein und dazwischen auf die Ebene, an deren Saum es wetterleuchtete, und blieb so eine ganze Zeit, als es ganz leise an ihre Tür klopfte. Sie saß wie verzaubert; es klopfte nochmals, fast noch leiser, da ging sie lautlos zur Tür, harrte davor, hochatmend, mit gerötetem Gesicht, bis es zum dritten Male pochte. Als sie die Tür öffnete, stand Konrad davor und war ebenso blaß wie Dorothee nun. „Du wachst noch?" fragte er heiser und trat über die Schwelle. Sie standen einander gegenüber. „Du hast mir gesagt, ich darf kommen," murmelte er mit einem Ausdruck, als wüßte er nicht recht, was er redete, und sie stand gesenkten Blickes und nickte langsam. —

Leontine war krank gewesen, und Dorothee hatte ihre häuslichen Geschäfte übernommen. Dann verreiste sie und kam finster, wortkarg zurück. Sie saß neben der Schwester und hörte deren Klagen. „Es ist alles so schwer um mich herum," sagte Leontine, „ach, Dorothee, mir ist manchmal so angst." — „Warum?" fragte die andere. — „Ich weiß nicht, ich glaube, es war der heiße Sommer. Aber ich glaube manchmal, ich sterbe bald." Dorothee lächelte. „Aber Liebchen, du bist doch gar nicht so krank!"

„Wenn wir doch mehr Kinder hätten," sagte Leontine einmal. „Es kommt mir oft so öde bei uns vor. Besonders

wenn es regnet. Ach, wenn doch mein kleines Mädchen lebte! Ich hätte sie sicherlich niemals von mir gelassen. Sie wäre jetzt beinahe acht Jahre alt und wäre gewiß reizend; sie war so fein und weiß. — Ich will noch jetzt ein Kind haben," fuhr sie fort, „ich bin noch gar nicht alt, kaum über dreißig Jahre." — „Hältst du es für ein so großes Glück, als ein Scharffen auf die Welt zu kommen?" fragte Dorothee. Die Schwester blickte bestürzt: „Wie meinst du das?" — „Es ist in den letzten siebzig, achtzig Jahren hier so viel Schreckliches geschehen," murmelte Dorothee, „sie sind alle vor der Zeit gestorben, verunglückt" — sie brach ab. — „Ja, wenn man auswandern könnte!" — „Siegfried hat sich auch in Amerika nicht aufraffen können," entgegnete Leontine.

Dann teilte ihr Dorothee mit, sie hätte auf der Reise ihre Verlobung aufgelöst. Leontine starrte entsetzt auf sie. — „Ja, aber Dorothee," sagte sie, „das tut man doch nicht." — Dorothee erwiderte kein Wort. — „Wie ist es nur möglich?" fragte Leontine. „Hat er etwas getan, ich meine etwas Schlechtes!" Dorothee schüttelte den Kopf. Sie stand auf, und während sie, der Schwester den Rücken kehrend, an der Brüstung lehnte, sagte sie: „Ich möchte es durch Anschlag verkünden lassen, er ist ohne Schuld! Gott weiß es. Er ist vornehm und edel, und — und —" sie kam zurück und warf sich wieder in den Stuhl. „Ich habe allein Schuld," sagte sie, „ich allein auf der ganzen Welt!"

„Was ist nur vorgefallen?" drängte Leontine nach einer Weile. Dorothee machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Ich hätte mich niemals mit ihm verloben sollen," entgegnete sie nach einigem Stillschweigen, „aber als wir zusammen arbeiteten, — ich glaubte, so käme alles in gute Ordnung. Und nachher, hier merkte ich's, daß dem nicht so war, und zuletzt," ihre Stimme wurde rauher, „zuletzt wußte ich nur, ehe ich ihn heiratete, eher stürzte ich mich von hier hinunter."

Leontine war gänzlich verwirrt. — „Es wird ein furchtbares Aufsehen geben," sagte sie, „mit wem können wir noch verkehren? Und die Königin hat euch empfangen!" Dorothee lachte. „Daran dachte ich allerdings noch nicht," sagte sie. „Nun hoffentlich überwindet die Königin diesen

Schlag. Übrigens beruhige dich, ich denke hier nicht mehr lange zur Last zu fallen. Dulde mich nur noch für einige Zeit, ich gehe dann auch für immer." — „Ach, Dorothee, es ist nicht recht von dir! Und er war ein so kluger, gelehrter Mann!" — „Mein Gott," sagte die Schwester, „bildest du dir ein, Klugheit hätte etwas mit dem Geliebtwerden zu tun? Und wenn das in Betracht käme, — ich bin zehnmal so klug wie er." Sie stand auf und ging an der Schwester vorbei zum Park hinab. —

❀ ❀ ❀

Dorothee saß in der Kirche, wo die Gruft der Scharffens war, eines Wochentags, am Nachmittag. Sie war spazieren gegangen, als in der Nähe der Kirche eine Müdigkeit sie überwand. Hier sah sie der Küster, und in der Meinung, sie hätte in die Gruft gewollt, aber den Schlüssel vergessen, brachte er ihn ihr. Dorothee zögerte lange, bis sie wirklich der Gruft zuschritt. Noch vor der Tür blieb sie stehen, zaudernd, faßte sich schließlich und steckte den Schlüssel ins Schloß. Das Gefüge der Tür mochte sich gesenkt haben, sie mußte heben und drücken. Endlich schwang sich die Tür schwer zurück.

Die Gruft war sehr tief, aber der größere Teil war durch eine Wand abgetrennt. Dorothee wußte, dort, unter der Kirche erstreckte es sich noch weit, war dunkel und dumpfig. Nur der vordere Raum war durch mehrere große, wenn auch vergitterte Fenster reichlich belichtet. Die Särge der zuletzt Beigesetzten standen hier: die des alten Scharffen, seiner Frau, seiner Söhne. Dorothee setzte sich auf eine Bank am Fenster, unter dem großen Kruzifix.

Sie saß eine ganze Weile und wunderte sich, daß sie gar nichts empfand. Nach einer Weile fing sie an, laut vor sich hin zu reden, wie zu den Särgen. Sie sagte: „Ich habe es getan, ja. Aber glaubt ihr denn, ich wäre nicht auch lieber rein und schuldlos, wie ich doch auch einmal war? Ja, glaubt ihr, daß ich mein Schicksal gern besiegelt habe? Ich wollte auch nicht die Geliebte vom Manne meiner Schwester sein, o nein, ich dachte mir ganz andre Dinge aus, — er aber wird mich niemals heiraten, er

hat dazu nicht die Kraft, und ich muß ihm noch ſagen, daß ich es nicht will, weil ich ihn liebe, und ihn beruhigen muß, denn ſonſt geht er mir ja zugrunde. Ach, wäre es doch ſchon alles vorbei! Nein, ihr irrt, euch kann ich nicht fürchten. Ich weiß, was Schrecken ſind, zu ſehr."

Sie ſtand auf, trat zum Sarg ihres Vaters, rührte ihn an. „Lebteſt du, und wüßteſt, was ich tue, du würdeſt keine Barmherzigkeit an mir üben, das weiß ich wohl, und es wäre nur ſchlimmer, weil du mich mehr geliebt haſt, als eines deiner andern Kinder. Aber warum haſt du auf einem andern Leben Harfe ſpielen wollen?" Sie drehte ſich um, ihr Blick fiel auf das Kruzifix. Jetzt bebten ihre Lippen, ſie ſchlug den Blick nieder. Sie mußte ſich am Sarge ſtützen. — Sie richtete ſich auf, ſtrich mit der Hand über ihr Geſicht, ſchüttelte den Kopf. Und jetzt kam ihr das Grauen doch. Bleich, ſcheu ſah ſie um ſich, in alle Ecken, rannte zur Tür und hatte doch kaum Kraft zum Entſchluß; hier waren, die ſie geliebt hatten, — wenn's darauf ankam, ſie gehörte zu ihnen, — — ſie ſtürzte durch den Raum, aus der Kirche, — da ſtand ſie auf dem Gottesacker, und die Sonne ſchien, und dicht vor ihr wiegte ſich eine Glockenblume gelaſſen im lauen Wind. — — —

Im Herbſt pflegte auf der Scharffenburg ein großes Jagen abgehalten zu werden, zu dem die ganze Nachbarſchaft geladen wurde. In dieſem Jahr war, wie Leontine ſagte, nicht an dieſes Feſt zu denken. Sie war jetzt faſt immer verſtimmt, hatte keine Luſt, ſich irgendwie zu betätigen, ſondern ließ Dorothee alle häuslichen Arbeiten leiten, ſaß hier und da herum und klagte, wie ſehr ſie ſich vor dem Winter fürchtete. Dorothee ſchlug ihr vor, nach dem Süden zu gehen; ſie würde ſie begleiten. Leontine erwiderte auch, ja, vielleicht würde ein ſolcher Wechſel ihr gut tun, bald aber fing ſie wieder zu klagen an, ach, dort wäre ſie unter lauter fremden Menſchen, — und was Dorothee dächte, jetzt fortzugehen, wo ſie hier ſo nötig wäre; niemand hätte das Recht, ſich von jeglicher Pflicht gegen die Familie einfach freizuſprechen, — auch der allerklügſte nicht. —

Stilleben. Gemälde von R. Dammeier.

Erſt Ulrich brachte einiges Leben in die Trübſal auf der Burg, als er zu den Herbſtferien nach Hauſe kam. Seine erſte Frage galt der Jagd, wann ſie ſtattfinden würde; er hatte ſchon mehrmals an ihr teilnehmen dürfen. Als ſeine Mutter ihm mitteilte, warum das Feſt unterbleiben müßte, regte er ſich nicht weiter über die zurückgegangene Verlobung auf. Wenn Tante Dorothee keine Luſt hatte, Herrn Bellier de Launay zu heiraten, nun ſo würde ſie wohl wiſſen, warum. Daß die Jagd unter ſolchen Umſtänden zu unterbleiben hätte, ſah er ein. Aber er forderte Entſchädigung, ging alle Tage auf den Anſtand und wußte es durchzuſetzen, daß er auf die Nachbargüter zum Schießen gebeten wurde. In einiger Entfernung von der Burg lag ein See, der einem guten Bekannten der Scharffens gehörte und ſeiner vorzüglichen Jagd auf Flugwild wegen bekannt war. Ulrich hatte dort ſchon einige Male Enten geſchoſſen und ließ ſich auch in dieſem Jahre mit ſeinem Vater dorthin einladen. Am beſtimmten Tage machten ſich die Jäger am frühen Morgen auf, im kleinen Jagdwagen, von einem Burſchen begleitet, Ulrich völlig jägermäßig ausgerüſtet, ſeiner ſchlanken Größe halber faſt ſchon wie erwachſen ausſehend. Als der Wagen zum Tor herausfuhr, drehte ſich Ulrich nochmals nach ſeiner Mutter und nach ſeiner Tante um, die an einem der Fenſter des großen Saales über der Einfahrt ſtanden. Er hob den Hut und ſchwenkte ihn und rief laut etwas herauf, was die beiden nicht verſtanden, was aber, ſeinem Geſichtsausdruck nach zu urteilen, etwas Fröhliches war. Bei ſeinem Ruf drehte ſich auch ſein Vater, der, von der Burgſeite abgewandt, im Wagen ſaß, und grüßte auch nochmals. Wie ſchlecht ihr Mann ausſähe, ſagte Leontine, indem ſie ſich vom Fenſter zurückwandte, ganz gelb im Geſicht; es wäre ihr noch niemals ſo aufgefallen wie heute, wo ſie ihn ſo dicht neben dem friſchen Jungen ſähe. „Du haſt recht, wir müſſen alle einmal hinaus," meinte ſie, „Konrad ſoll mit mir nach dem Süden gehen." Sie glaubte manchmal, in der Burg wäre der Schwamm, ſo ſchwer käme ihr die Luft vor. Fröſtelnd ging ſie in ihr Zimmer, legte ſich aufs Sofa, las und träumte. Gegen Abend kam Dorothee wieder zu

ihrer Schweſter, und fragte verwundert, daß Leontine noch kein Licht hätte, ob ſie nicht eine Lampe bringen laſſen ſollte. Leontine ſagte erſt nein, das Licht täte ihren Augen weh, dann aber fiel ihr ein: „Ach ja, laß doch Licht bringen, es iſt ſo unheimlich.“ Dorothee ging ſelbſt, kam mit der brennenden Lampe wieder und ſtellte ſie auf den Tiſch inmitten des Zimmers. Dann ſetzte ſie ſich an den Tiſch und nahm ein Buch vor, aber ſie wandte bald kein Blatt um. Ringsum war es ſo ſtill, daß man die Lampe brennen hörte. „Es iſt ſchon ſo ſpät,“ ſagte Leontine endlich. „Sie müßten längſt zurück ſein.“ — „Sie werden auf dem Gute zum Abendeſſen bleiben,“ wandte Dorothee ein. — „Aber dann hätten ſie telephoniert,“ entgegnete die Schweſter. Dorothee ſtand auf. Sie würde anfragen, warum die beiden ſo lange blieben, ſagte ſie und ging aus dem Zimmer. Nach einer Weile kam ſie wieder. Leontine ſaß auf dem Rande des Sofas und ſah ihrer Schweſter geſpannt entgegen. Dorothee blieb im Schatten auf der andern Seite des Tiſches ſtehen. Auf jenem Gute wüßten ſie auch nichts, berichtete ſie, aber der Teich, wo gejagt würde, wäre auch recht weit von dem Gutshaus entfernt. — „Es iſt ja ſchon ſeit Stunden kein Büchſenlicht mehr,“ erwiderte Leontine. Dorothee trat neben ſie, Leontine ſtreckte die Arme aus und zog die Schweſter zu ſich aufs Sofa und neſtelte ihren Kopf an ihrer Bruſt ein. „Ich ängſtige mich ſo,“ klagte ſie. — „Es kann nichts geſchehen ſein,“ murmelte Dorothee. Sie faltete die Hände feſt um den Leib der Schweſter und küßte ſie manchmal auf die Stirn und auf das Haar. „Ach, das tut gut,“ murmelte Leontine. Nach einer Weile hob ſie das Antlitz. „Wenn einer nachzuſehen ginge —“ — „Ich habe ſchon geſchickt,“ erwiderte die Schweſter. Sie gingen beide in die Halle. Auch der Dienerſchaft war das übermäßig lange Ausbleiben ihrer Herren aufgefallen; einige der Leute ſtanden beieinander. „Die Hunde heulen ſo,“ ſagte der alte Albrecht. — „Laß ſie los, laß ſie laufen!“ — befahl Dorothee, als ein langgezognes Tönen wirklich vom Seitenhof, wo die Tiere angekoppelt waren, bis in die Halle drang. Es hatte zu regnen angefangen. Leontine ſaß in Stumpfheit auf einer ſteinernen

Bank. Dorothee ſtieg zum Saal herauf, von deſſen Fenſtern ſie heut morgen mit der Schweſter den Davonfahrenden nachgeblickt hatte. Draußen herrſchte völlige Finſternis. Dorothee fiel in ihre Knie und drückte ihren Kopf gegen die Fenſterbank. Aber die Unruhe litt ſie nicht; nach einer Weile kam ſie wieder in die Halle und ſetzte ſich neben die Schweſter. — „Wenn etwas geſchehen iſt, — es braucht ja nicht ſie zu betreffen, — ich meine die Unſern —“ ſagte ſie mit gepreßter Stimme, — „es kann jemand anderm etwas zugeſtoßen ſein, was auch ſie aufhält —“ Leontine hatte das Geſicht in ihre Hände vergraben und antwortete nicht. Sie warf ſich an Dorotheens Bruſt. So blieben ſie lange Zeit. In der niedrigen Halle brannte trübe nur eine Lampe. „Bitte, holen Sie ein warmes Tuch für die Frau Baronin,“ ſagte Dorothee zu einem der Mädchen und wandte ſich zu der Schweſter: „Du zitterſt ja!“ — Leontine erhob ihr Geſicht, es brannte. „Ich muß an alles denken, was ich hätte anders machen ſollen,“ ſeufzte ſie, und ihre Augen glänzten erhitzt, — „aber Gott wird barmherzig ſein, er muß es, er kann mich nicht ſo ſtrafen wollen —“ — „Sei ruhig, mein Kind, mein Herz,“ ſagte Dorothee und drückte das Geſicht der Schweſter wieder an ihre Bruſt, daß ihr der Blick zugedeckt war. Das Mädchen kam mit dem Tuch, Dorothee warf es über die Schultern der Schweſter. Der Regen rauſchte noch immer. Dann und wann trat jemand von außen herein und begegnete Dorotheens Blick mit Kopfſchütteln. Plötzlich ſetzte ſich Dorothee aufrecht und horchte. „Ein Wagen kommt den Berg herauf,“ ſagte ſie. „Aber es iſt nicht der unſrige, — er kommt langſam.“ Sie richtete Leontine auf und erhob ſich. Leontine hing ſich an ſie. „Verlaß mich nicht!“ Dorothee ſchüttelte den Kopf, ohne es zu wiſſen. Jetzt hörten die andern den Wagen auch. Er bog um die Ecke der Brücke, kam ſehr langſam. Die Leute waren längſt aus der Halle gelaufen. Dorothee führte Leontine. Im Torweg ſtand eine große, geſchloſſene Kutſche. Konrad war aus ihr ausgeſtiegen und ſtand neben dem offenen Schlag, und von innen hoben die Männer etwas Schweres heraus, legten es in Konrads Arme. „Uli, — tot,“ ſchrie Leontine und ſank in die Knie. Konrad hielt den Körper und

seine Augen gingen schnell zwischen Leontine und der Schwägerin hin und her. Dorothee kniete neben ihrer Schwester, half ihr aufzustehen und winkte Leute herbei. Sie trat zu Konrad, um beim Tragen des schweren Körpers mit Hand anzulegen. „Ist es, — — ist er wirklich tot?“ — flüsterte sie. — „Er ist durch die Schläfe geschossen worden, er war sofort tot,“ entgegnete Konrad in heiserm Raunen. Sie nahm den Körper des Knaben. „Laß ihn mir. Ich kann ihn tragen. Geh zu Leontine.“ Einer der Diener sprang herzu; sie trugen den Toten fort. Ehe Dorothee aus dem Torweg trat, blickte sie sich noch einmal um und sah, wie Konrad sich zu seiner Frau hinabbeugte.

Leontine lag in ihrem Schlafzimmer auf dem Bett. Konrad war bei ihr. Sie hatte ihren toten Knaben noch nicht gesehen. Sie weinte wie sinnlos, umklammerte ihres Mannes Hand. „Niemand konnte dafür,“ sagte Konrad. Sie hörte ihn nicht, wollte gar nicht etwas Näheres über den Hergang wissen, sie stöhnte nur: „Ich kann es nicht begreifen!“ Endlich, gegen Morgen, verfiel sie in Schlummer. Konrad stand auf. Er war noch in denselben Kleidern, die er zur Jagd getragen hatte; sein Gesicht und seine Hände waren von Staub geschwärzt, und Blutflecken waren überall an ihm. Er ging aus Leontinens Zimmer und bestellte die Jungfer, die er wartend im Nebenraum fand, zur Hut über seine Frau. Dann wandte er sich zum Zimmer seines Sohnes. Als er die Tür öffnete, sah er Dorothee neben dem Lager sitzen, über das sie ein weißes Tuch gebreitet hatte. Konrad trat herzu und schlug das Tuch zurück. Das Kind lag, mit einem weißen Hemd angetan, den Unterkörper durch eine leichte Decke verhüllt, ruhig, als schliefe es. Konrad setzte sich auf den Rand des Bettes und starrte in das stille Gesicht. Dorothee stand auf und kam mit einem kühlen, feuchten Tuch und wusch sanft Konrads Gesicht und Stirn von den Flecken rein. Er wandte die Blicke auf sie, und während sie einander ansahen, trüben Blickes, senkte Dorothee das Haupt. Konrad faßte nach ihrer Hand. Wortlos blieben sie so nebeneinander. „Nun ist nur noch Siegfried da,“ sagte Konrad. Sie nickte. Er erhob sich schwerfällig, um zu

gehen. Er ſtand ſchon an der Tür, als er ſich noch einmal umwandte: Uli hätte ſeinen Stand neben einem der Förſter des Gaſtgebers gehabt, berichtete er, in einem Kahn, und wäre auch gut zu Schuſſe gekommen. Da, als die Jagd ſchon aus war, — er ſelbſt und die Nachbarn hätten ihre Plätze ſchon verlaſſen gehabt, — wäre plötzlich noch eine Ente neben Uli hochgegangen, und wie es ſich ereignet hätte, ob Uli es nicht bemerkt hätte, aber der Förſter hätte ihm ausdrücklich geſagt, jetzt ſchöſſe er, — im Augenblick, als der Mann losdrückte, hätte Uli ſich vorgebeugt — — „Der Mann wollte ſich erſchießen," ſagte Konrad, „aber was hätte das genutzt! Er hat Frau und Kinder. Er jedenfalls iſt ſchuldlos." Dorothee nickte wieder. — — —

Das Begräbnis war ſeit Tagen vorüber. In tiefer Nacht ſaß Konrad in ſeinem Arbeitszimmer. Dorothee, die am andern Morgen fortreiſen wollte, kniete vor ihm. Sie hielt ihn umſchlungen, und er küßte ſie wie im Krampf. So blieben ſie lange Zeit und wenn ſie ſich löſen wollten, vermochten ſie's nicht. — — —

Noch einmal, nach Jahr und Tag, ſahen Dorothee und Konrad einander wieder. Sie trafen ſich in der großen Stadt, die aufwärts von der Burg am ſelben Fluß liegt, — ſpät abends, verſtohlen, in einem Hotel. „Du haſt mich gerufen," ſagte Dorothee. — „Mein Bruder Siegfried iſt geſtorben," erwiderte er. Sie griff heftig nach ſeiner Hand; er verſtand ſie. „Du meinſt, nun wären wir frei? Es iſt für alles zu ſpät," antwortete er.

Leontine war nach dem Tode ihres Kindes nach dem Süden gereiſt, und ihr Mann war für eine Zeitlang mit ihr gekommen. Zuerſt war Leontine wie verwelkt und geknickt. Aber ſie war nicht krank; ſie erholte ſich wieder. Und nun begann ſie davon zu ſprechen, daß ſie durchaus andre Kinder haben müßte. Konrad ſollte mit ihr zu berühmten Ärzten reiſen, ſie würde ihre Vorſchriften genau befolgen, es müßte ihr glücken, ſie müßte noch Kinder haben, — ſo wiederholte ſie unabläſſig.

Um die Zeit, als die Nachricht vom Tode Siegfrieds

eintraf, war sie gerade mit Vorbereitungen für eine Reise beschäftigt, die sie nach einem für ihre Wünsche als zweckmäßig gepriesenen Bade führen sollte. Der Todesfall erschütterte sie nicht sehr, sie nahm ihn sogar als ein Zeichen auf, daß sich nun alles zum Bessern wenden wollte.

Sie kam aus der Stadt zurück, wo sie Bestellungen gemacht, Kleideranproben gehalten hatte, und ging, um ihrem Manne von den eingekauften Sachen zu zeigen. Sie schritt durch den großen Raum, der das Arbeitszimmer ihres Mannes vom Hausgang trennte, stand vor der Tür und klopfte. Als nichts antwortete, klopfte sie noch einmal und als wieder alles still blieb, überlegte sie: war Konrad ausgegangen? Nochmals klopfte sie und öffnete die Tür. Zuerst konnte sie nichts unterscheiden, es war halbdunkel im Raum, die Fenstervorhänge waren herabgelassen. Sie ging auf das nächste Fenster zu, um den Vorhang aufzuziehen, — da prallte sie zurück: die Gestalt ihres Mannes lag auf dem Teppich vor dem Sofa. Einen Augenblick stand sie starr, vorgebeugten Hauptes, lief dann zum Fenster, riß an der Schnur.

Konrad hatte sich mit einem sofort wirkenden Gift getötet. Auf dem Tisch lag ein Brief an seine Frau, in dem stand nur: Vergib mir, Leontine!

Leontine hatte nur einen Wunsch, daß Dorothee kommen sollte. Die Schwester willfahrtete ihr und sagte auch, sie würde immer bei Leontine bleiben, wenn diese es wünschte. Sie wohnten zuerst auf der Burg, bis Leontine erklärte, sie würde wahnsinnig werden, wenn sie hier bleiben müßte.

Da zog Dorothee mit ihr zur Stadt hinab.

Die bemalte Vaſe.

Von zitternden Narziſſen ſteht ein Strauß
In dunkler Vaſe. Wunderſam geſchwungen
Wogt ſich ihr Hals in weite Rundung aus;
Hier iſt, von einem Roſenwerk umſchlungen,
Dem Maler ein gar ſeltſam Bild gelungen:

Zwei ſchöne Knaben halten ſich umſchlungen;
Die ſchlanken Glieder gleichen braunen Wogen.
Des einen Fackel iſt geſenkt, verloht; —
Der andre hält den Silberpfeil und Bogen,
Der Schalk in ſeiner Hand, — Amor und Tod.
Ringsum erglüht der Roſen Purpurrot.

Der ſchwarzverhang'nen Lampe Schimmer droht
Mir zu erlöſchen. Müde ſind wir beide.
Ich ſchlafe ein von duftenden Narziſſen
Betäubt. Ein Traum auf Flügeln feiner Seide
Tönt ein Verklung'nes, das wir nicht mehr wiſſen,
Und ſchöner Trauer hab' ich denken müſſen.

Wie nun von Schmerzen ward mein Herz zerriſſen,
Wollt' ich den Göttern klagen meine Not,
Den ſchöngemalten auf der Vaſe Rund;
Allein verändert fand ich ſie. — Der Tod,
Ein mildes Lächeln auf dem weichen Mund,
Lieh ſeine Fackel, die ſo ſanft verglüht,
Dem Liebesgott. Tief ſenkt er ihren Brand. —
Der Tod mit ſeinen Fingern aber ſpannt
Den Bogen, der im Silberlicht erglüht.
Was lächeln beide, ſeltſam und verwandt? — —
— — — — — — — — — — — —
Als ich erwacht, fand ich den Strauß verblüht.

Maximilian Roſenberg.

Alte Stadt.

Bin ich nicht ſchon vor tauſend Jahren
Durch dieſe alte Stadt gefahren
Auf ſchwarzer Gracht?
Die Kirchen und Türme erkannt' ich nicht,
Die ſchweren Nebel hingen ſo dicht
In finſtrer Nacht.

Ich führt' mein Schiff mit trüben Sinnen,
Auf Halbmaſt ſtand mein Totenlinnen,
Es gähnt die Flut —
Das ſchwarze Segel hängt vom Kahn,
Ein Bahrtuch, in die Waſſerbahn,
Die lautlos ruht.

Kein Weg, mein Frachtgut auszubooten,
Die Tiefe war nicht abzuloten,
Ein ſpiegelnd Meer —
Ein Irrlicht tanzt auf ſeinem Schild,
Im Waſſer ſchwimmt mein eignes Bild
Und winkt mir her ...

Auf ungewiſſer Waſſer Glätte,
Durch tiefe Nacht und fremde Städte,
Treibt ſo mein Boot!
Auch ſeine Fracht ſtößt an den Strand,
Ich führ' das Schiff — und meine Hand
Lenkt ſtumm der Tod ...

Carl Friedrich Wiegand.

Aufnahme von Nicolo Perscheid in Berlin.

Erinnerung ſchöner Tage.

Von

Hugo v. Hofmannsthal.

Die Sonne ſtand noch ziemlich hoch, als wir ankamen, aber ich ließ ſogleich in die engen, dunklen Gaſſen einbiegen. Ferdinand und ſeine Schweſter ſaßen nebeneinander, als wir ſo lautlos hinglitten, und ihre Augen gingen über die alten Mauern, deren rote und graue Spiegelung wir zerteilten, über die Portale, deren Schwelle das Waſſer beſpülte, über die ſteinernen, feuchtglänzenden Wappen und die mächtig vergitterten Fenſter. Wir fuhren unter kleinen Brücken durch, deren feuchte Wölbung dicht über unſeren Köpfen war, über die kleine alte Frauen und ganz gebogene alte Männer hinhumpelten und nackte Kinder ſich ſeitlich herabließen, um zu baden. Vor einem engen, ſtillen Platz ließ ich anlegen. Stufen führten zu einer Kirche. In den Mauern ſtanden viele Steinfiguren in Niſchen und traten in das Abendlicht vor ... Die Geſchwiſter wollten ſtehen bleiben, aber ich zog ſie fort, hinter mir her, durch noch engere Gaſſen, in denen kein Waſſer war, ſondern Steinboden, endlich durch einen dumpfen, finſteren Schwibbogen hinaus auf den großen Platz, der dalag wie ein Freudenſaal, mit dem Himmel als Decke, deſſen Farbe unbeſchreiblich war: denn es wölbte ſich das nackte Blau und trug keine Wolke, aber die Luft war geſättigt von aufgelöſtem Gold, und wie ein Niederſchlag aus der Luft hing an den Paläſten, die die Seiten des großen Platzes bilden, ein Hauch vom Abendrot. Die beiden Geſchwiſter, die zum erſtenmal dies ſahen, waren wie in einem Traum. Katharina ſah zur Rechten hin auf den Palaſt des Sanſovin, dieſe Säulen, dieſe Balkone, Loggien, aus denen die Schatten und das Strahlende des

Abends etwas Unwahrſcheinliches machten — den ſtummen Anfang eines Feſtes, zu dem der Tag und die Nacht geladen waren; ſie ſah zur Linken den älteren Palaſt, deſſen rote Mauern zu leben ſchienen, den phantaſtiſchen Turm mit der blauen Uhr, ſie ſah vor ſich die märchenhafte Kirche, die Kuppeln, die ehernen Pferde hoch oben, die durchſichtigen, ſteinernen Gehäuſe, in denen Geſtalten ſtanden, die goldenen Tore, das Innere geheimnisvoll leuchtend, und ſie fragte immer wieder: „Iſt dies wirklich? kann dies wirklich ſein?“ Ferdinand eilte immer vorwärts: „Kommt noch etwas? Geht es noch weiter?“ fragte er. Nun ſtand er und ſah das offene Meer und Barken und Segel und Säulenportale, neue Kuppeln drüben, und den Triumph des Abends auf Wolken wie ferne Goldgebirge, jenſeits der Inſeln. Nun kehrte er ſich um, uns zu rufen, da gewahrte er hinter ſich die Wucht des Glockenturmes, pfeilgerade aufſteigend, daß das leuchtende Gewölbe droben vor ihm zurückzuweichen ſchien. „Ich will hinauf!“ rief Ferdinand, der ſelten einen Turm, und wäre es einer Dorfkirche, unbeſtiegen ließ. Aber Katharina nahm ihn heftig bei der Hand, daß er ſich umwenden mußte, und mit ihren beiden Händen zeigte ſie vor ſich hin und blieb nicht ſtehen, ſondern ging immer vorwärts gegen das Waſſer, in dem ein Strom von goldenem Feuer ſich über einem tiefen blauen, metalliſch blinkenden Element hinzuwälzen ſchien. Ferdinand blieb neben ihr; nun waren ſie nah dem Rande, die Männer in den Barken, die in dem blendenden, traumhaften Licht völlig ſchwarz ausſahen, winkten ihnen; einer ruderte nahe heran, ſie ließen ſich zu ihm hinunter in das ſchwarze Boot und glitten hinaus in die Feuerſtraße. Viele Barken waren draußen, und zwiſchen ihnen ſchnitten die finſtern Segelboote durch, alles war beladen mit Leben, überall waren Geſichter, die ſich einander entgegentragen wollten, und die Wege, die einander durchkreuzten, waren wie magiſche Figuren auf einer feurigen Tafel, und in der Luft flogen dunkle kleine Vögel, und auch ihre Wege waren ſolche Zauberfiguren. Ich mußte, wie ich ſo auf der Brücke ſtand und an dem glatten, uralten Stein mich überlehnte und draußen zwei Barken

zueinander lenkten, jäh an Lippen denken, wie sie den langentwöhnten Weg zu geliebten Lippen leicht und traumhaft wiederfinden. Ich fühlte die schmerzliche Süßigkeit des Gedankens, aber ich schwamm zu leicht auf der Oberfläche meines Denkens, ich konnte nicht hinabtauchen, um zu erfahren, an wen ich im Innersten gedacht hatte; so traf mich der Gedanke wie ein Blick aus einer Maske, und mir war, als wär' es Katharinens Aug', deren Mund ich noch nie geküßt hatte. Nun war alles in Feuer, hinter den Inseln die Wolken schienen in goldnen Rauch aufzugehen, der Geflügelte auf seiner goldnen Kugel glühte: ich begriff, es war nicht nur die Sonne dieses Augenblicks, sondern vergangener Jahre, ja vieler Jahrhunderte. Mir war, als könnte ich dies Licht nie mehr aus mir verlieren, ich wandte mich und ging zurück. Mädchen streiften an mir vorbei, eine stieß die andere und riß ihr das schwarze Umhängtuch von rückwärts herab; da sah ich ihren Nacken zwischen dem schwarzen Haar und dem schwarzen Tuch, das sie gleich wieder hinaufzog: aber das Leuchten dieses schmächtigen Nackens war ein Aufleuchten des Lichtes, das überall war, aber überall zugedeckt wurde. Die Halbkinder mit den Umhängtüchern waren gleich wieder verschwunden, wie Fledermäuse in einem Mauerspalt, und ein alter Mann kam vorbei, und im Tiefsten seiner Augen, die Augen eines traurigen alten Vogels waren, war ein Funken von Licht. Ohne es zu wollen, denn mir war zu wohl, als daß ich etwas gewollt hätte, ging ich nun im Kreis und trat wieder durch den Schwibbogen zurück auf den großen Platz, ging unter den Säulengängen hin. Aber das goldne Leben des Feuers war nicht mehr in der Luft, nur in den erleuchteten Läden, die überall waren, unter den dämmernden Säulengängen lagen Dinge, die leuchteten: da war der Laden eines Juweliers mit Rubinen, Smaragden, Perlen, kleinen an Schnüren und großen, die jede ihren Schimmer um sich hatte wie der Mond. Ich trat vor die Butike eines Antiquitätenhändlers, da lagen alte Seidenstoffe mit eingewebten Blumen aus Gold und Silber: in diesen Seiden war überall das Leben des Lichtes und ich weiß nicht was für eine Erinnerung an

ſchöne Geſtalten, von denen dieſe ſtarren Hüllen in lebendigen Nächten abgefallen waren. Gegenüber war ein kleiner Laden, da funkelten blaue und grüne Schmetterlinge und Muſcheln, beſonders Nautilusmuſcheln, die aus Perlmutter ſind und die Form eines Widderhorns haben. Ich ſtand vor jedem Laden und ging hin und wieder von einem zum andern dieſer Geſchöpfe, aus denen das Leben des Lichtes auch bei Nacht nicht weicht, und ich war voll Luſt, etwas dergleichen mit meinen Händen hervorzubringen, aus der gärenden Seligkeit in mir etwas zu bilden und es auszuwerfen. Wie die feurige, feuchte Luft eines Inſelſtrandes den funkelnden Schmetterling aus ſich bildet, wie das Meer mit dem unter ſeiner Wucht begrabenen dämoniſchen Licht die Perle und den Nautilus bildet und ſie auswirft, ſo wollte ich etwas bilden, das funkelte von der inneren Luſt des Lebens, und es hinter mich werfen, wenn der unaufhaltſame und entzückende Sturz des Daſeins mich dahinriß.

Und ich fühlte wohl die dunkeln Kräfte, aber ich wußte noch nicht, was es war, das ich machen ſollte. So ging ich zurück nach dem Gaſthof, und mir fiel ein, daß ich mein Zimmer noch nicht geſehen hatte. Als ich die finſtere Treppe hinaufſtieg, kam eine junge Frau an mir vorbei. Sie war ſehr groß, ſie trug ein helles Abendkleid und Perlen um den bloßen Hals. Sie war eine von den Engländerinnen, die antiken Statuen gleichen. Wunderbar war der junge Glanz ihres faſt ſtrengen Geſichtes und der Schwung ihrer Augenbrauen, die geformt waren wie Flügel. Sie ſtieg hinunter an mir vorbei und ſah mich an, weder flüchtig noch überlange, weder ſcheu noch allzu ſicher, ſondern ganz ruhig. Ihr Blick war einer Art mit ihrer Schönheit, die voll Gleichgewicht war, die mitten inne war zwiſchen der Anmut eines jungen Mädchens und dem allzubewußten Glanz einer großen Dame. Sie hätte in einem Maskenſpiel Diana ſpielen mögen, die von Aktäon überraſcht wird, aber man hätte geſagt: Sie iſt zu jung. Sie wartete unten und ſah herauf, das fühlte ich mehr als ich es ſah, und nun kam ihr Mann oder ihr Freund an mir vorüber, der auch jung, ſehr groß und ein ſchöner

Mensch war, mit dunklem Haar und einem Mund, der einst, wenn er älter wäre, aussehen würde wie der Mund einer römischen Imperatorenbüste, eines jungen Nero. — —

Ich lag auf dem Bette und war noch halb angekleidet und hörte durch die Tapetentür die Stimmen der beiden im Nebenzimmer. Unten tief plätscherte es leise, das war wohl der Laufbrunnen in der Gasse, nein, das war nicht die Dorfgasse, es war das Meer, das an den marmornen Stufen des Hauses leckte. Von ferne kamen die singenden Stimmen; sie mußten jetzt mit ihren lampionbehängten Barken drüben sein, drüben bei den Inseln, vielleicht waren sie ausgestiegen und hatten ihre Lampions in die Zweige des Klostergartens gehängt und saßen beieinander im Gras zwischen fünftausend blühenden Lilien und Rosmarinstöcken und sangen. Die Töne waren wie hochfliegende Vögel, so hoch, daß sie das Licht, das hinter der Welt hinabgestürzt ist, noch halten, bis es überall wieder zu leben angefangen. Nun erlosch das Singen, aber auf einmal tauchte es ganz nahe wieder auf, dunkel tönender, voller wie der seelenvolle Laut eines Vogels war es, so nahe der menschlichen Sprache, menschlicher als die Sprache, getränkt mit dunklem, hervorquellenden Leben, nicht überlaut und doch ganz nahe bei mir. Dort hinter der Tapetentür war es: es war kein Singen, es war ja das leise, dunkeltönige Lachen dieser schönen großen Frau: o wie sie ganz in diesem Lachen gewesen war, ihr schöner hoher Leib, ihre gebietenden Schultern. Nun sprach sie: sie sprach mit dem, der ihr Mann war oder ihr Freund. Ich konnte nicht verstehen, was sie sprachen. Versagte sie ihm, um was er flüsternd bat? Sie durfte gewähren, sie durfte versagen, sie durfte alles. Es war solch ein schwellendes Gefühl ihres Selbst im Klang ihres halblauten Lachens. Nun ging daneben eine Tür und draußen auf dem Gang tönten Schritte. Dann war alles still. So war sie allein. Es war in diesem Augenblick herrlicher, von dieser Einsamkeit umspielt allein zu sein und neben ihr, als bei ihr. Es war eine Herrschaft über sie aus dem Dunklen. Es war Zeus, dem noch nicht eingefallen ist, daß er Amphytrions Gestalt wie einen Mantel um seine göttlichen Glieder schlagen

kann und ihr erſcheinen, die zweifeln wird und an ihren Zweifeln zweifeln und ihr Geſicht verwandeln unter dieſen Zweifeln wie eine Welle. Aber das Dunkel wollte mich in ſich hineinziehen, in ein ſchwarzes Boot, das auf ſchwarzem Waſſer hinglitt. Nirgends mehr lebte das Licht als hier in der Nähe dieſer Frau. Mein Denken durfte nicht ganz ins Dunkel fallen, ſonſt ſchlief ich auch: wie ein Sperber mußte es immer über dem Leuchtenden kreiſen, über der Wirklichkeit, über mir und dieſer Schlafenden. Wolluſt des Fremden, der kommt und geht ... — ſo nährte ſich mein Denken vom Leuchtenden und kreiſte weiter — ... die Anrechte des Herrn haben und doch fremd ſein ... So muß es dieſem zumute ſein, der heute nicht neben ſeiner Geliebten ſchlafen darf. So muß es ſein. Kommen und Gehen. Fremd und daheim. Wiederkommen. Zuweilen kam Zeus wieder zu Alkmene. Auf Verwandlungen geht unſere tiefſte Luſt. Von dieſer entzückenden Wahrheit brannte das Denken ſo hell wie eine lodernde Fackel. Nein, vier lodernde Fackeln, über jedem Bettpfoſten eine. Es iſt der alte finſtre Fackelwagen; jetzt legen ſich die Pferde ins Geſchirr, es reißt mich hin in die Nacht. Ich muß liegen, ſtill liegen wie ein Schlafender, denn es geht je bergauf, hinauf ins Gebirg, auf ſteinernen Brücken über toſende Bäche, ganz hinauf ins alte Dorf. Hier geht der Bach ſtill und tief zwiſchen den alten Häuſern hin. Ich muß mich eilen: ich muß ja den Fiſch fangen, eh' der Morgen graut. Im Dunkel, wo das Mühlwaſſer am tiefſten und am reißendſten geht, ober dem Wehr, dort ſteht im Dunkel der große alte Fiſch, der das Licht geſchluckt hat. Stechen muß ich nach ihm mit dem Dreizack, ſo kann ich das Licht mit den Händen aus ſeinem Bauch nehmen. Das Licht, das er verſchluckt hat, iſt die Stimme der Schönen, nicht die Stimme, mit der ſie ſpricht, ſondern ihr geheimſtes Lachen, womit ſie ſich gibt. Ich muß den Dreizack ſuchen, weiter oben am Bach, zwiſchen Wacholdergebüſch. Die Wacholder ſind klein, aber ſie ſind mächtig, wenn ſie ſo beiſammenſtehn: ſie ſind treu, das iſt ihre Kraft. Wenn ich unter ſie gerate, verwandle ich mich nie mehr. Ich will nur mit der Hand zwiſchen ſie hinein nach

dem Dreizack greifen, da zuckt etwas, das ist Katharinas noch nie geküßter Mund. So stehe ich wieder und getraue mich nicht. Aber ich bedarf ja auch dessen, was ich da suche, nicht mehr, denn es ist schon nahe dem Morgen. Ich höre Glocken und Orgeltöne. Sicherlich ist Kathi jetzt schon leise die Treppe hinunter und betet in der Markuskirche, betet wie ein Kind ein Lippengebet, träumt dann wortlos vor sich hin in der goldnen Kirche.

❀ ❀ ❀

Es war ein Schlaf und immer ein neues Hinüberwachen in neue Träume, Besitzen und Verlieren. Ich sah meine Kindheit ferne wie einen tiefen Bergsee und ging in sie hinein wie in ein Haus. Es war ein Sichhaben und Sichnichthaben — Alleshaben und Nichtshaben. Es mischte sich Morgenluft der Kinderzeit und Ahnung des Todseins, die Weltkugel schwebte vorüber im blauen starren Licht, indes ein Toter tiefer und tiefer ins Dunkel sank, und dann war es eine Frucht, die mir entgegenrollte, aber meine Hand war zu kalt und steif, um sie zu fassen: da sprang ich selber als Kind unter dem Bett hervor, auf dem ich selber mit kalten, steifen Händen lag, und haschte danach. Aus jedem Traumbild schlugen wie aus Äolsharfen Harmonien heraus, ein Widerschein von Flammen fiel auf die weiße Decke, und der frühe Meerwind hob und bewegte das weiße Papier auf dem kleinen Tischchen. Abgefallen war der Schlaf, fröhlich berührten die nackten Füße den Steinboden, und aus dem Waschkrug sprang das Wasser mit eigenem Willen wie eine lebendige Nymphe. Die Nacht hatte ihre Kraft in alles hineingeströmt, alles sah wissender aus, nirgendmehr lag Traum, aber überall Liebe und Gegenwart. Die weißen Blätter leuchteten im vollen Morgenlicht, sie wollten mit Worten bedeckt sein, sie wollten mein Geheimnis haben, um mir dafür tausend Geheimnisse zurückzugeben. Neben ihnen lag die schöne, große Orange, die ich abends hingelegt hatte; ich schälte sie und aß sie eilig. Es war, als lichtete ein Schiff die Anker und ich müßte hastig fortgehen in eine fremde Welt. Eine Zauberformel drängte und zuckte in mir, aber das erste Wort fiel

mir nicht ein. Ich hatte nichts, als die durchsichtigen farbigen Schatten meiner Träume und Halbträume. Wenn ich sie voll Ungeduld an mich heranreißen wollte, wichen sie zurück, und es war, als hätten die Wände und die sonderbar geformten altmodischen Möbel des Gasthofzimmers sie in sich gesogen. Das ganze Zimmer sah noch immer wissend aus, aber höhnisch und leer. Aber sogleich waren die Schatten wieder da, und indem ich mit dem Herzen gegen sie drängte und meinen Wunsch, der auf Treue und Untreue, auf Scheiden und Bleiben, auf Hier und Dort zugleich gerichtet war, gegen sie spielen ließ wie eine Zaubergerte, fühlte ich, wie ich wirkliche Gestalten aus dem nackten Steinboden vor mir ziehen konnte und wie sie leuchteten und körperliche Schatten warfen, wie mein Wunsch sie gegeneinander bewegte, wie sie ja um meinetwillen da waren und sich doch nur umeinander bekümmerten, wie mein Wunsch ihnen Jugend und Alter und alle Masken angebildet hatte und in ihnen sich erfüllte und sie doch von mir abgelöst waren und eines nach dem andern und jedes nach sich selber gelüsteten. Ich konnte mich von ihnen entfernen, konnte einen Vorhang vor ihr Dasein fallen lassen und ihn wieder aufziehen. Aber immerfort, wie die Strahlen der schrägen Sonne hinter einer üppigen Gewitterwolke auf eine fahlgrüne Gartenlandschaft fallen, sah ich, wie die Herrlichkeit der Luft, des Wassers und des Feuers gleichsam von oben her in schrägen, geisterhaften Strahlen in sie hineinströmte, so daß sie für mein geheimnisvoll begünstigtes Auge zugleich Menschen waren und zugleich funkelnde Ausgeburten der Elemente.

Inhalt

Erzählendes.

Seite

Otto von Leitgeb: Der Königin Leid. Novelle . . . 1
Georg von der Gabelentz: Der gelbe Schädel. Novelle 54
Marie von Ebner-Eschenbach: Drei Fabeln 135
Hans Bartsch: Madame Dorette und die Natur. Novelle 171
Hermann Hesse: Legende von den süßen Broten . . 238
Georg Freiherr von Ompteda: „Arm's Madl!" Novellette 266
Margarete Siebert: Die Scharffenburg. Novelle . . 272
Hugo von Hofmannsthal: Erinnerung schöner Tage 321

Balladen.

Attacke. Ballade von Joseph Lauff 137
Lederhosen-Sage. Burleske Ballade von Börries, Freiherrn von Münchhausen 218
Landgrafen-Ballade. Von Börries, Freiherrn von Münchhausen 220
Der Marmenill. Ballade von Isolde Kurz 264

Lebenserinnerungen.

Wie ich Schriftstellerin wurde. Von Clara Viebig . 24
Aus meinen römischen Erinnerungen. Von Richard Voß 156

Literatur.

Gestalten und Probleme in Shakespeares Römerdramen. Von Prof. Dr. Berthold Litzmann . . 113
Die Frau im modernen Drama. Von Dr. Ernst Heilborn 204
Ein Liebesbrevier vor hundert Jahren. Von Professor Dr. Eduard Heyck 246

Kunst.

Frauen-Bildnisse. Von Dr. Max Osborn 139
Das Musikzimmer. Von Geheimrat Dr.-Ing. Hermann Muthesius. Mit 6 Abbildungen 222

Gedichte.

Seite

Abschied. Hinterlassenes Gedicht von Prinz Emil Schoenaich-Carolath 23
Zweiter Frühling. Von Emanuel von Bodmann . . 39
Skizzen aus Sorrent. Gedichtzyklus von Paul Heyse 40
Der Pfeil. Von Carl Busse 109
In heißer Not. Von Fritz Erdner 110
Du bist mir nah. Von Hans Caspar von Starken . 111
Spanische Liebesstrophen. Von Frida Schanz . . . 112
Begegnung. Von Grete Reck 131
Auf ein junges Mädchen. Von Julius Berstl . . . 132
Mariengarn. Von Gertrud Freiin le Fort 133
Späte Zeit. Von Hans Müller 133
Ave Maria. Von Alfred Krüger 134
Am Scharmützelsee. Von Friedrich Otto 134
Heimliches Licht. Von Karl Henckell 151
Elisabeth. Von Hermann Hesse 152
Heimchen. Von Johannes Schlaf 154
Die Stunde. Von Johannes Schlaf 155
Himmelsleiter. Von Ludwig Fulda 170
Dornröschen. Von Franz Karl Ginzkey 201
Leben. Von Ricarda Huch 202
König Tod. Von Lulu von Strauß und Torney . . 202
Der Tanz. Von Will Vesper 203
Verklärung. Von Friedrich Otto 244
Sehnsucht. Von Gustav Falke 245
Die bemalte Vase. Von Maximilian Rosenberg . . 319
Alte Stadt. Von Karl Friedrich Wiegand 320

Farbige Kunstblätter.

Melisande. Gemälde von Mary Stokes. Faksimiledruck. Titelbild
„Es waren zwei Königskinder . . . .“ Gemälde von Karl Plückebaum. Faksimiledruck . . . . . 128—129
Dame in Grün. Gemälde von John Lavery. Faksimiledruck . . . . . 272—273

Intaglio-Drucke.

Damenbildnis. Gemälde v. Fritz August v. Kaulbach. 32—33
Prinzessin Luise von Battenberg. Gemälde von P. A. László . . . . . 64—65
Frau Frieda von Kaulbach-Scotta. Gemälde von Fritz August von Kaulbach . . . . . 80—81
Bildnis der Prinzessin Radziwill. Gemälde von P. A. László . . . . . 96—97
Prinzessin Andreas von Griechenland. Gemälde von P. A. László . . . . . 280—281
Damenbildnis. Gemälde von Fritz August von Kaulbach. 288—289
Baronin von Born. Gemälde von P. A. Lásló. 296—297
Kinderbildnis. Gemälde von Fritz August von Kaulbach. 304—305

Kunstblätter.

Otto von Leitgeb. Nach einer Photographie von Erwin Raupp. Tondruck . . . . . 16—17
Paul Heyse. Plakette v. Rudolf Marschall. Tondruck. 48—49
Walküre. Bronze von A. Hußmann. Tondruck. 112—113
Mrs. Siddons. Gemälde von Thomas Gainsborough. Tondruck . . . . . 144—145
Mrs. Siddons. Gemälde von Joshua Reynolds. Tondruck . . . . . 160—161
Rudolf Hans Bartsch. Nach einer Photographie. Tondruck . . . . . 176—177
Kirke. Skulptur von Ernst Herter. Tondruck. 192—193
Auf der Hochzeitsreise. Gemälde von G. Latouche. Tondruck . . . . . 208—209
Hermann Hesse. Skulptur von Ed. Zimmermann. Tondruck . . . . . 240—241
Mozartdenkmal. Von Hermann Hosaeus. Tondruck. 256—257
Stilleben. Gemälde von R. Dammeier. Tondruck. 312—313
Hugo von Hofmannsthal. Nach einer Photographie von Nicola Perscheid. Tondruck . . . . . 320—321

Princeton University Library
32101 066456508